

OZB 4/a 51. 1971

BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege / Natur- und Denkmalschutz / Volkskunde und Volkskunst / Familienforschung

Herausgegeben im Auftrag des
Landesvereins Badische Heimat e.V.
Präsident Dr. Franz Laubenberger, Freiburg

Schriftleitung: Ernst Bozenhardt, Freiburg i. Br.

51. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis
mit 40. Ekkhartjahrbuch
1971

Haus Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstraße 12.

02B 410,511971

I. Aufsätze

1. Städte und Landschaften

Der Kaiserstuhl. Von Gernot Umminger, Freiburg	2
Das 1600jährige Breisach. Von Günther Haselier, Karlsruhe	102
Der Kaiserstuhl im Wandel unserer Zeit. Von K. Kurrus, Freiburg	161
Endingen, Weinstadt am Kaiserstuhl. Von K. Kurrus, Freiburg	173
Burkheim, das Kleinod am Kaiserstuhl. Von H. Witt, Burkheim	199
Burgen am Kaiserstuhl. Von Albert Hiß, Offenburg	211
Aus der Geschichte des Dorfes Eichstetten. Von A. Hiß, Offenburg	223
Bilder aus meiner fränkischen Ahnenheimat. Von Heinz Bischof, Rastatt	249

2. Kunst und Kultur

Kunst am Tuniberg. Von Herm. Brommer, Merdingen	80
Das Münster zu Breisach. Von Peter Schmidt-Thomé, Freiburg	130
Die Standesscheiben im Endinger Rathaus. Von Werner Noack, Freiburg	183
Die Endinger Glocken. Von Karl Kurrus, Freiburg	188
Von Württembergs Burgfeste zum romantischen Malertum. Von G. Umminger, Freiburg	213
Auf Goethes Spuren am Kaiserstuhl. Von A. Hiß, Offenburg	231
Schulen und Schulbetrieb am Kaiserstuhl vom 16.—18. Jahrhundert. Von A. Hiß, Offenburg	241
Die Bonifaziuskapelle bei Oberwittstadt. Von Heiner Heimberger, Adelsheim	258
Die St. Erasmuskapelle bei Reinhardsachsen. Von Peter Assion, Freiburg	265
Klosterkirche zu Gerlachsheim. Von H. Bischof, Rastatt	280
Das Frankenland und St. Martin. Von G. Umminger, Freiburg	286
Kurfürstin Anna Maria Luise und ihre Stiftung für Schwetzingen. Von Karl Mossemann, Schwetzingen	320
Das durch Nidda bekannte Gasthaus „Zur Kanne“ in Grötzingen. Von Wilh. Mössinger, Grötzingen	332
Der Menzinger-Hof in Rohrbach. Von Karl Heinz Frauenfeld, Heidelberg	344
Die ehemalige Pferdebahn in Wiesloch. Von Herm. Braun, Nußloch	349
Die Schwetziinger Ziegelhütten. Von K. Mossemann, Schwetzingen	356

3. Geschichte

Das 1600jährige Breisach. Von Günther Haselier, Karlsruhe	102
Was uns alte Akten erzählen. Von A. Hiß, Offenburg	228
Ein Schuß mit schwerwiegenden Folgen. Von A. Hiß, Offenburg	238
Die Vorwehen des Bauernkrieges im Bauland und Kraichgau. Von G. Ginter, Bretten	313

4. Natur und Technik

Der Löß im Kaiserstuhl und Tuniberg. Von Klaus Münzing, Freiburg	17
Mediterrane Schnecken des Kaiserstuhls. Von K. Münzing, Freiburg	22
Die Pflanzenwelt des Kaiserstuhls. Von Hans Kleiber, Freiburg	25
Die Vogelwelt des Kaiserstuhls. Von Helmut Opitz, Freiburg	61
Vom Weinbau am Kaiserstuhl. Von Gerhard Endriß, Freiburg	70
Der Umschichtungsprozeß in den ländlichen Gemeinden des Baulandes. Von Rob. Hensle, Mannheim	305

5. Brauchtum, Volkskunde, Volkskunst

Wallfahrten und Wallfahrtskapellen am Kaiserstuhl. Von Leander Petzold, Freiburg	153
Kaiserstühler in Tovar. Von K. Kurrus, Freiburg	219
Allerlei Osterbräuche. Von A. Hiß, Offenburg	233
Der Weiberbaum im Blickfeld der Volkskunde. Von K. Mossemann, Schwetzingen	366

6. Baudenkmäler

Das Münster zu Breisach. Von Peter Schmidt-Thomé, Freiburg	130
Burgen am Kaiserstuhl. Von A. Hiß, Offenburg	211
Die Bonifaziuskapelle bei Oberwittstadt. Von H. Heimberger, Adelsheim	258
Die St. Erasmuskapelle bei Reinhardsachsen. Von P. Assion, Freiburg	265
Klosterkirche zu Gerlachsheim. Von H. Bischof, Rastatt	280
Aus der Baugeschichte der Evangelischen Stadtkirche Durlach. Von Engelbert Strobel, Karlsruhe	325



7. Sagen, Erzählungen	
Zwei Sagen aus dem Kaiserstuhlgebiet. Von A. Hiß, Offenburg	236
Episode um eine Ohrfeige. Von A. Hiß, Offenburg	242
Vom Engelwirt Trautwein und Flieger Meerwein. Von A. Hiß, Offenburg	243
8. Naturschutz	
Naturschutz im Kaiserstuhl. Von H. Kleiber, Freiburg	245
Vortrag von Dr. h. c. Georg Fahrbach anlässlich der Abschlußkundgebung des Naturschutzjahres 1970	369

II. Gedichte

Kaiserstuhl, gesegnet Sonnenland. Von Karl Kurrus	1
Kaiserstuhl-Anemonen. Von Hedwig Salm	69
Weinblüte am Kaiserstuhl. Von Hedwig Salm	101
Frühsommer. Von Friedrich Roth	129
E großi Stund. Von K. Kurrus	172
Oktoberlicher Kaiserstuhl. Von Carlheinz Gräter	187
Glocke. Von K. Kurrus	198
S Egleisli. Von K. Kurrus	218
S Kriagli kunnt. Von K. Kurrus	227
Sprüche. Von K. Kurrus	235
Der Kaiserstahler, wenn s bliiht. Von K. Kurrus	237
Welleweg. Von K. Kurrus	244
Der Odenwald. Von Arthur Trautmann	264
Junitag. Von Hans Bahrs	279
Der verirrt Schmetterling. Von Rich. Gäng	304
Des Sommers Finale. Von Arthur Trautmann	324
Ein kleines bißchen Freude. Von Fr. Seippel	331
Sommernacht. Von Fr. Seippel	343
Ein Herbsttag. Von Arthur Trautmann	348
Heidelied. Von Fr. Seippel	365
Vergänglichkeit. Von Rich. Gäng	368

40. Ekkhart-Jahrbuch für das Badner Land 1971

Was bleibt. Gedicht von Friedrich Roth	2
Badischer Kalender 1971	4
Alphabetisches Verzeichnis zum Ekkhart-Kalendarium	28
Hölderlin und Feuerbach. Von Lili Fehrle-Burger, Heidelberg	36
Marie Luise Kaschnitz zu ihrem 70. Geburtstag. Von Fr. Bentmann, Karlsruhe	63
Zweimal 850 Jahre Alemannisch. Von Bruno Boesch, Freiburg	75
Die Mundart und die Mundartdichter in Freiburg. Von Rich. Gäng, Freiburg	86
Max Barth. Der Waldkircher Exilschriftsteller. Von Fr. Bentmann, Karlsruhe	97
Die Muttersprache. Von Max Barth	102
Prof. Dr. Friedrich Metz zum Gedenken. Von Eugen Reinhardt, Karlsruhe	103
Franz Philipp zu seinem 80. Geburtstag. Von Franz Ruh, Freiburg	108
Der „Siebziger Krieg“. Von Rob. Pfaff-Giesberg, Wilhelmsfeld	115
O Straßburg du wunderschöne Stadt. Von Ludwig Vögely, Karlsruhe	120
Der Villingen Glockenraub in Schwenningen. Von Herm. Preiser, Villingen	128
Otto Dix. Von Hans Wille, Göttingen	136
Der Schwarzwaldmaler Julius Heffner. Von Rob. Hensle, Mannheim	140
Der Maler Helmut Müller-Wiehl. Von Otto Schuler, Ewattingen	153
Gedenkblatt für den Bildhauer Hermann Förty. Von A. Geisel, Karlsruhe	161
Der Maler und Grafiker Ludwig Barth. Von Fr. J. Wehinger, Karlsruhe	165
Otto Ernst Sutter zum Gedächtnis. Von Rob. Feger, Freiburg	173
Nachruf für Prof. Dr. Albert Kuntzemüller. Von Rud. Friedmann, Offenburg	176
Dr. Ernst Scheffelt, ein verdientvoller Heimatforscher. Von Joh. Helm, Sehringen	180
Die volkskundlichen Sammlungen der Stadt Neudenu. Von Peter Assion, Freiburg	184
Die Durlacher „historische“ Kirchweihe. Von Ernst Schneider, Karlsruhe	194
Der Würzbüschel im Frankenland. Von Carlheinz Gräter, Lauda	202
Schillers Räuber in Mannheim und Moskau. Von J. Krause, Weinheim	204
Im Lande der Sagen und Märchen. Turgenjew in Schwetzingen. Von J. Krause, Weinheim	207
Chronik der Kath. Kirche in Baden 1970. Von A. Amann, Freiburg	209
Chronik der Ev. Landeskirche in Baden 1970. Von A. Wolfinger, Freiburg	215

Anekdoten, Sagen und Erzählungen

Die Nacht der Wende. Von Karl Jörger, Baden-Baden	218
Mein erstes Honorar. Von B. Lamey, Freiburg	221
Hans Thoma verkauft ein Bild / Der Bürgermeister / Die Verständigung / Die gute starke Medizin / Der höfliche Demokrat / So hat es angefangen / Der Wetterprophet / Die gute Klosterköchin / Der Tausch / Der revolutionäre Jungfrauenverein / Halt oder ich schieß. Von R. G. Haebler, Baden-Baden	223
Muttersprache, Mutterlaut. Von Max Barth	227

Mitarbeiter

Arnold Amann, Freiburg, Röteweg 13	
Dr. Peter Assion, Freiburg, Schwaighofstr. 13 (Bad. Landesstelle für Volkskunde)	
Hans Bahrs, Hamburg-Rahlstedt, Pogwischrund 18a	
Dr. Fr. Bentmann, Karlsruhe, Röntgenstr. 6	
Heinz Bischof, Rastatt, Niederwiesen 1	
Univ.-Prof. Dr. Bruno Boesch, Freiburg, Schlüsselstr. 14	
Herm. Braun, Nußloch, Hauptstr. 134	
Herm. Brommer, Merdingen bei Freiburg, Stockbrunnenstr. 4	
Dr. Gerh. Endriß, Freiburg, Sautierstr. 65	
Dr. Rob. Feger, Kirchzarten, Höfener Str. 60	
Dr. Lili Fehrle-Burger, Heidelberg, Werrgasse 7	
Karl Heinz Frauenfeld, Heidelberg, Lindenweg 5	
Prof. Rud. Friedmann, Offenburg, St. Josefstr. 4	
Richard Gäng, Freiburg, Jensenstr. 3	
Adolf Geisel, Karlsruhe, Boeckhstr. 9	
Gottfried Ginter, Bretten, Lutherstr. 2	
Dr. Carlheinz Gräter, Lauda, Oberes Flürlein 6	
R. G. Haebler, Baden-Baden, Beurner Str. 141	
Dr. Günther Haselier, Karlsruhe, Fichtestr. 1a	
Heiner Heimberger, Adelsheim, Unt. Eckenberg 6	
Johannes Helm, Schringen bei Badenweiler	
Rob. Hensle, Mannheim-Feudenheim, Ilvesheimer Str. 71	
Dr. Albert Hiß, Offenburg, In der Wann 47	
Karl Jörger, Baden-Baden, Schloßstr. 8	
Hans Kleiber, Burg-Höfen bei Kirchzarten, Hohlgasse 83	
Joachim Krause, Weinheim, Birkenweg 27	
Karl Kurrus, Freiburg, Schlesierstr. 7	
Bernhard Lamey, Freiburg, Blasiusstr. 11	
Wilh. Mössinger, Grötzingen, Staigstr. 43a	
Karl Mossemann, Schwetzingen, Carl-Goerdeler-Str. 6	
Dr. Klaus Münzing, Freiburg, Reinh.-Schneider-Str. 55	
Helmut Opitz, Freiburg, Ad.-Stifter-Str. 12	
Dr. Leander Petzold, Freiburg, Maximilianstr. 15 (Volkskundeseminar)	
Dr. Rob. Pfaff-Giesberg, Wilhelmsfeld, Bergstr. 53	
Herm. Preiser, Villingen, Bahnhofstr. 8	
Dr. Eugen Reinhardt, Karlsruhe-Durlach, Badener Str. 16	
Franz Ruh, Freiburg, Glümerstr. 23	
Hedwig Salm, Freiburg, Neumattenstr. 19	
Peter Schmidt-Thomé, Ebringen bei Freiburg, Reblingweg 5	
Ernst Schneider, Karlsruhe, Karl-Schremp-Str. 22	
Otto Schuler, Ewattingen	
Dr. E. Strobel, Karlsruhe-Durlach, Karlsruher Allee 19	
Dr. A. Trautmann, Müllheim/Baden, Blauenweg 5	
Gernot Umminger, Freiburg, Holzmattenstr. 15	
Ludwig Vögely, Hohenwettersbach bei Karlsruhe, Tiefentalstr. 35	
F. J. Wehinger, Karlsruhe, Blumenstr. 9	
Helmut Witt, Burkheim (Kaiserstuhl)	
Dr. Hans Wille, Göttingen-Weende, Springerstr. 23	
Prof. A. Wolfinger, Freiburg, Hansjakobstr. 68	

BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

Kaiserstuhl — Tuniberg

51. Jahrg. 1971, Heft 1/2

Kaiserstuhl, gesegnet Sonnenland

Wenn das Licht den Tag ankündet,
lockt von Schwarzwaldhöhn zum Werken,
bis die Sonne uns entschwindet
hinter den Vogesenbergen,
immer leuchtet Himmelsseggen
auf die Hänge, wohlgelegen;
Reben grünen glutdurchbrannt:
Kaiserstuhl, gesegnet Sonnenland!

Das Gebirge, klein und zierlich,
Städtchen, Dörfer, schmuck und bieder;
alles so vertraut, natürlich,
und das Menschenherz voll Lieder.
Lebenslang wird uns erwarten
dieser schöne Gottesgarten
an des Rheines Silberband:
Kaiserstuhl, gesegnet Sonnenland!

Wo im Frühlingsblütenreigen,
mit verschwendrigh bunter Fülle,
Orchideen sich noch zeigen
in des Wunderlandes Stille;
wo nach Sommers Frucht und Schwüle
füllt im Herbst die Traubenmühle
Faß und Herz bis an den Rand:
Kaiserstuhl, gesegnet Sonnenland!

Wie Gestein und Löß begründen
unsres Feuerweines Kräfte,
Fruchtbarkeit und Fleiß sich finden
zum Gedeihn der Traubensäfte,
so verbinden Land und Leute
Kaiserstühler Wein und Freude.
Immer bleib ich dir verwandt:
Kaiserstuhl, gesegnet Sonnenland!

Karl Kurrus

Der Kaiserstuhl

Eine deutsche Kulturlandschaft in der Welt des Oberrheins

Von Gernot Umminger, Freiburg i. Br.

Ein großer landschaftlicher Dreiklang beherrscht das südliche Oberrheinland: die weite Rheinebene mit dem Silberband des Stromes, der niedrige Saum der Vorberge, das steil aufsteigende Gebirge. Diese naturräumliche Harmonie scheint nur an der Stelle gestört, wo in weitem Bogen die Freiburger Bucht in den Schwarzwald einspringt. Dort baut sich, losgelöst vom Saum der Vorbergzone, scheinbar völlig wesensfremd der Kaiserstuhl auf. Wie eine gebirgige Insel entsteigt er der Oberrheinischen Tiefebene, die ihn allseits umgibt, und von der er deutlich abgesetzt ist. Im Westen und Osten bilden Schwarzwald und Vogesen, dort, wo sie sich am höchsten emporrecken und wo die Oberrheinebene ihre größte Breite erreicht, die Kulissen dieses einmaligen Panoramas.

Wirkt der Kaiserstuhl aus der Ferne wie ein gewaltiges Massiv, so überrascht in der Nähe — wenn wir den östlichen Gebirgstiel auf einer der schmalen stillen Straßen erreichen, von denen sich so manche von Freiburg aus gegen den Kaiserstuhl spurt — der Reichtum und die Vielgestaltigkeit nicht nur des Reliefs, sondern auch des gesamten landschaftlichen Inhaltes: Platten, Hügel und steil aufsteigende Kämme, die der Wald bekront.

Aber der Wald ist nicht das Kennzeichen der Kaiserstuhllandschaft — die Terrassen sind es, die der Mensch in die Erde hineingeschnitten hat, die eigentliche Lößlandschaft mit dem Labyrinth ihrer Hohlwegen — „Kinzgen“ sagt der alemannische Kaiserstühler — und den hellen Wänden aus gefestigtem Steppenstaub, den westliche Winde aus den Schotterterrassen während der letzten Eiszeit auf den Kaiserstuhl hinaufgeweht haben, und der sich an manchen Stellen wie ein dünner Schleier über das Gestein legt,

während er es andernorts wie ein schwerer Mantel bis zu 30 Meter Mächtigkeit zudeckt: ein „Nordchina im Kleinen“! Hier wie dort hat der Mensch ein System von übereinandergelagerten Terrassen in den weichen Löß gleichsam hineingeschnitten. Denn dieser kostbare Boden soll gehalten und so wenig wie möglich durch Regenfälle weggespült werden. Der Rebbauer des Kaiserstuhls sieht so einen leichten Regen gern, denn die Lößdecke nimmt die Feuchtigkeit auf. Treten aber schwere sommerliche Gewitterregengüsse auf, so reißen sie tiefe Schluchten und schwemmen mächtige Lößmassen in die Täler. Auf diese Weise — wie auch durch den Wagenverkehr — wurden im Lauf vieler Jahrzehnte die Hohlwege immer tiefer. In diese „hohlen Gassen“, die sich oft aus der Mitte der Dörfer die Hänge hinaufziehen, hat der Kaiserstühler Bauer manchmal Keller an Keller hineingeschachtet. „Hohle Gassen“ fehlen nirgendwo, da mit Ausnahme der hohen bewaldeten Kämme im Kaiserstuhl alles feste Gestein von dem Lößmantel in ständig wachsender Mächtigkeit bedeckt ist. Bis zu einer Höhe von rund 400 m ist die Lößdecke so mächtig, daß sie nicht nur die Kleinformen verkleidet und ausgleicht, sondern daß sie auch die geologischen Strukturen weitgehend verschleiert. Nur natürliche Aufschlüsse, in Betrieb befindliche oder auch verlassene Steinbrüche und die modernen Rebumlegungen vermitteln ein Bild der strukturellen Tatsachen. Am zahlreichsten finden wir die „Hohlen Gassen“ in den Verzweigungen des Ihringer Tales. Hier finden wir sie im Bereich des Überganges von Achkarren nach Bickensohl und Oberrotweil auch am tiefsten ausgefurcht (bis zu 30 Meter). Für den Menschen ist die Lößüberkleidung unendlich

wichtiger als der von ihr fast überall verdeckte Untergrund, bedeutet sie doch die Voraussetzung für die intensive landwirtschaftliche Nutzung des Bodens und insbesondere für die Fruchtbarkeit des Kaiserstuhls.

Für den Löß hat der Kaiserstühler keine eigene volkssprachliche Bezeichnung gefunden. Dabei mag sich mancher Kaiserstühler Weinbauer schon oft Gedanken gemacht haben über den Unterschied zwischen den schwarzen festen Steinen und dem darüberliegenden Löß!

Den Kern des Kaiserstuhls bildet der älteste und bedeutendste unter den süd-deutschen Tertiärvulkanen. Heute ist er allerdings nur noch eine Vulkanruine, die ihre Gestalt gar nicht unmittelbar den vulkanischen Ausbrüchen verdankt, sondern vielmehr den nachträglich wiederholten Hebungen. Man muß in diesem Zusammenhang auch daran denken, daß sich gerade hier Bruchlinien zweier großer Systeme durchkreuzen, die des Oberrheingrabens und die des Bonndorfer Grabens. So ist der Kaiserstuhl trotz seiner naturräumlichen Kleinheit (Längenerstreckung 15,5 km SW-NO, Breite 12,5 km, Umfang der Rhomboidform 43 km und Gesamtareal 92,51 qkm) eine der geologisch interessantesten und geographisch reizvollsten deutschen Kulturlandschaften.

Selbst ein isoliertes Stück der Vorbergzone im Umkreis der Freiburger Bucht, trennen den Kaiserstuhl Erosionspforten bei Gottenheim vom Tuniberg und bei Riegel von den Emmendinger Vorbergen. So wie das Kaiserstuhlgebirge aus sehr verschiedenen Bauelementen besteht, nimmt es durch das Auftreten vulkanischer Gesteine eine Sonderstellung in der Welt des Oberrheins ein. Die Hauptmasse der vulkanischen Gesteine der Kaiserstuhlscholle stellen lockere Auswurfmassen, Agglomerate und Lavaströme dar. Im Herzen des Kaiserstuhls sitzt ein mächtiger Stock körnigen vulkanischen Materials. Es war das Verdienst von Julius Soellner



Blick von der Straße Kiechlingsbergen—Oberbergen
Foto Karl Kurrus

(seit 1908 im Auftrag der Badischen Geologischen Landesanstalt), dieses Gestein, das als Tiefengestein des Kaiserstuhlgebirges im Zentrum Oberbergen — Neunlinden-Totenkopf (555 m) anzusehen ist und von dem die Agglomerate und die tephritische Lava abstammen, als erster erkannt zu haben. Karl Schnarrenberger würdigte denn auch Soellner in dem vom Alemannischen Institut in Freiburg 1939 durch Friedrich Metz herausgegebenen Werk „Der Kaiserstuhl. Landschaft und Volkstum“, in seinem Beitrag „Geologischer Aufbau“ (S. 1—14) auf S. 5: „Von ihm (Soellner) ist die Petrographie und Vulkanologie auf eine moderne Basis gestellt worden. Das war nicht das Ergebnis einer Intuition, sondern die Frucht einer langen, mühevollen Feldarbeit draußen in den sonnendurchglühten Hügeln und Lößschluchten des Gebirges und einer feinsten Durchforstung mit dem Mikroskop und dem Schmelztiegel daheim im Petrographischen Institut.“ Auch wenn Max Pfannenstiel in der 1933 in Freiburg erschienenen Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen vom Badischen Landesverein für Naturkunde und Naturschutz „Der Kaiserstuhl. Eine Naturgeschichte des Vulkangebirges am Oberrhein“ in seiner Darstellung „Die Geologie des Kaiserstuhls“ (S. 18—125) die natürlichen Gegebenheiten abweichend deutete (vgl. hierzu aber auch M. Pfannenstiel, Geologie,

S. 21—61, bes. S. 38 ff., Die Vorbergzone, mit der Darstellung des Kaiserstuhls, S. 57/58, im 44. Band der Berichte der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. Br., 1954, „Freiburg und der Breisgau. Ein Führer durch Landschaft und Kultur“ von N. Creutzburg, H. Eggers, W. Noack, M. Pfannenstiel) und Hans Schneiderhöhn in zwei Beiträgen „Neue Beobachtungen und Hypothesen im Kaiserstuhl“, in den Mitteilungen der Badischen Geologischen Landesanstalt, Freiburg 1948, S. 30—36 und in dem Gemeinschaftswerk „Führer zu petrographisch-geologischen Exkursionen im Schwarzwald und Kaiserstuhl“ (herausgegeben von D. Hoenes, K. R. Mehnert und H. Schneiderhöhn), Stuttgart 1949, mit „Der Kaiserstuhl“ (S. 31—45), einen einphasigen Vulkanismus herausstellte, erscheint doch heute „der Aufbau des Kaiserstuhlvulkans als ein vielphasiges Ereignis, dessen Ursachen in mannigfach verknüpften magmatischen und tektonischen Vorgängen zu suchen sind“ (Franz Kirchheimer in seinem Vorwort zur „Geologischen Exkursionskarte des Kaiserstuhls. Erläuterungen“, herausgegeben vom Geologischen Landesamt in Baden-Württemberg in Freiburg i. Br., 1959, S. 3). An gleicher Stelle schreibt Franz Kirchheimer: „Die nunmehr vorliegende Exkursionskarte beruht auf zahlreichen Befunden, die wesentliche Teile der Soellnerschen Ansichten bestätigen . . .“ So nimmt es denn nicht wunder, daß Julius Soellner in der „Kaiserstühler Geologenstube“ im „Schwarzen Adler“ in Oberbergen einen hervorragenden Platz einnahm neben den Bildern zumal jener Geologen, die sich um die Erforschung der Kaiserstuhlgeologie verdient gemacht haben: Baron Friedrich von Dietrich (1748—1773) gilt als der Entdecker der vulkanischen Natur des Kaiserstuhls; aber auch Geologenbilder aus neuerer Zeit wie von Karl Schnarrenberger, Wilhelm Hasemann und Robert Lais waren hier zu sehen. Die Biographien der Forscher konnte man im Gästebuch nachlesen. Um die

Einrichtung dieser „Kaiserstühler Geologenstube“ hatte sich neben unserem unvergeßlichen Emil Baader Kurt Sauer vom Geologischen Landesamt in Baden-Württemberg in Freiburg große Verdienste erworben mit der wissenschaftlichen Beratung und Besorgung der Bildnisse der Geologen. Leider ist diese den Heimatfreunden ans Herz gewachsene „Kaiserstühler Geologenstube“ im „Schwarzen Adler“ zu Oberbergen — wie der Autor bei einem Besuch dort kürzlich feststellen mußte — mit dem modernen Umbau verschwunden. So wie es bei der Einrichtung der weit über hundert Heimatstuben vom Frankenland bis zum Bodensee manche Hindernisse zu überwinden gab, ist es von all denen, die mit Emil Baader zusammenarbeiteten, zu bedauern, daß neben den rein materiellen Werten heute die anderen, die der Erinnerung an Persönlichkeiten und Geschehnisse unserer eigenen Vergangenheit gelten — eben die kulturellen — jetzt auch gerade an dieser Stelle vergessen wurden; überdies ist im Jahre 1970 im Geologischen Landesamt in Baden-Württemberg zu Freiburg ein „abgedecktes Relief“ (d. h. die Lößüberkleidung ist hinweggenommen) fertiggestellt worden, das in seiner Farbgebung die geologischen Formationen des Kaiserstuhls zeigt und in Bälde in Oberbergen Aufstellung finden soll. Es bleibt nur zu hoffen, daß dieses „Kaiserstuhlrelief“ zusammen mit der wieder herzurichtenden „Kaiserstühler Geologenstube“ einen würdigen Platz findet!

Es sind jedoch nicht die naturhaften Züge allein, die das Bild der heutigen Kaiserstuhllandschaft prägen. Eigenartiger intimer Reiz und Anziehungskraft des Kaiserstuhls beruhen auf einer engen Verquickung dessen, was die Natur gegeben und vorgezeichnet, mit dem, was der Mensch im Lauf einer jahrtausendelangen Entwicklung hinzugetan hat. Der Kaiserstuhl ist so gut wie restlos Kulturlandschaft. Dennoch ist das natürliche Pflanzenkleid noch in wenig oder

gar nicht veränderten Resten an manchen Stellen erhalten. Es besteht im groben gesehen eine ziemlich scharf ausgeprägte Gliederung nach Höhengürteln. Eine entscheidende Vegetationsgrenze liegt etwa bei 350 Meter Höhe. Oberhalb dieser Höhengrenze sind Wälder, namentlich Buchenwälder, vor allem auf der ganzen Kammumrandung des zentralen Kaiserstuhls, bis heute erhalten.

Der Wald ist jedoch nicht das Charakteristische dieser deutschen Kulturlandschaft in der Welt des Oberrheins; was das Bild heute beherrscht und gleichzeitig der Kaiserstühler Landwirtschaft die Grundlage und das einmalig Typische gibt, das ist der Rebbau, und das sind vor allem die Formen, in denen er betrieben wird: meist auf Terrassen, die der Mensch in die Erde hineingeschnitten hat, mit Obstbäumen und anderen Edelobstkulturen verbunden, und in dieser Art bestimmt und gestaltet er auch das Wesen der Dörfer im Landschaftsbild. Dieses wird eben entscheidend beherrscht durch die fast lückenlos durchgeführte Gehängeterrassierung; sie hat eine bis zum Äußersten gesteigerte Auflösung in kleine und aller kleinste Teile bewirkt, die wie ein buntes Mosaik in schärfstem Gegensatz steht zu der grobgliedrigen Aufspaltung der Kulturlandschaft in den angrenzenden Niederungen, aber auch zu dem dichten, zusammenhängenden Waldkleid der höheren Kämme und Rücken.

Eine Eigentümlichkeit des Kaiserstuhls ist es, daß sich mit dem Rebbau die Obstbaumkultur kombiniert, und aus dem Bild der Kaiserstühler Landschaft sind die Terrassenäcker und in die Feldstücke gepflanzten Obst- und Nußbäume nicht wegzudenken. In den Talsohlen handelt es sich dabei hauptsächlich um Apfel- und Birnbäume, höher oben an den Hängen dominieren die Kirschbäume, auch Pfirsichbäume sind hier und dort eingestreut. Stellenweise dienen die Terrassenäcker — viele derselben werden im alemannischen Volksspielt als „Schäftles-

gfräß“ bildhaft bezeichnet, was besagen soll, daß die Parzellen nicht größer sind als „Schuhschäfte“ — dem Anbau von Gemüse und Hackfrüchten und gelegentlich auch von Körnermais. Dabei ist der Frischgemüseanbau im Kaiserstuhlgebiet und in seinem Vorland schon seit mehr als einem Jahrzehnt eine Sonderkultur ersten Ranges geworden; besonders für die Flächen, auf denen die Rebe — nach den modernen Rebumlegungen — nicht mehr lohnend angebaut werden kann, hat sich der intensive Gemüseanbau als gewinnbringend erwiesen. Die dem schnellen Wandel unserer Zeit aufgeschlossenen Kaiserstühler Bauern haben seit neuestem die Kultur von Frischgemüse so weit entwickelt, daß neben die seit langem bekannten Großmärkte zu Heidelberg-Handschuhsheim-Neuenheim und Bruchsal und auf der Reichenau mit Oberrotweil ein weiterer bedeutender Schwerpunkt getreten ist. Von hier aus kommt die Gemüseerzeugung aus dem Kaiserstuhl und seinem Umland — die Anbaufläche ist bereits auf über 500 Hektar, meist im Freiland, aber auch unter Glas, angewachsen — schnell zu den Groß- und Supermärkten.

Wer die Rebe im Kaiserstuhl heimisch gemacht hat, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. In den Auenwäldern des Rheins — besonders in der Umgebung der Burg Sponneck — ranken, zwar seltener werdend, wilde Reben lianenartig an den Bäumen empor. Die Kulturreben des Oberrheinlandes stammen aber nicht davon ab. Die Kaiserstühler Rebkultur ist in römischer Zeit wohl in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung von Süden und Westen gekommen. Wir haben aber keine historischen Belege am Kaiserstuhl für römischen Weinbau — wie etwa das dem Historischen Museum der Pfalz zu Speyer angeschlossene Pfälzische Weinmuseum Funde birgt, die den römischen Weinbau in der Pfalz bezeugen — und in den Stürmen der Völkerwanderungszeit ist er wieder auf der rechten Rheinseite ver-

schwunden (vgl. hierzu Gernot Umminger, Das Weinland des Kraichgaues und der südlichen Bergstraße, Badische Heimat, 48. Jg., Heft 3, 1968, S. 354—363, bes. S. 355/356). Zahlreich sind aber die römischen Spuren in Überresten von Villen, einer Töpferwerkstatt mit Terrasigillata-Erzeugnissen in Riegel, und endlich gelang es auch, das längst auf dem Burgberg von Breisach vermutete Kastell festzustellen. Während die römischen Gutshöfe unabhängig von Wasserläufen und vielfach nicht an der Stelle der heutigen Dörfer lagen — es bestätigt sich auch hier im Kaiserstuhl wiederum die landeskundliche Erkenntnis, daß wohl die alten offenen Siedlungsflächen, aber nicht die römischen Steinruinen von den Germanen der frühen Landnahmezeit übernommen wurden — zwang allein schon ihr großer Viehbestand die alemannischen Bauern zur Ansiedlung an Quellen und Bächen. Erstmals wird der Wein im Kaiserstuhl in einer Urkunde aus dem Jahre 769 erwähnt, und zwar aus Bötzingen. Bis zum Jahre 1000 werden viele Orte mit Weinbau genannt, wobei Bahlingen (763), Endingen (763) und Ihringen (962) zu den ältesten zählen. Eine zweite Ortsnamenschicht kennzeichnet den Siedlungsfortschritt im Kaiserstuhlgebiet mit Bickensohl (1048), Kiechlinbergen (früher Niederbergen, 1284 Bergen) und dem falschen „ingen-Ort“ Schelingen (1344). Der „heim-Ort“ Leiselheim (1324) findet ein Gegenstück in Lehen (Leheim 1179). Bischoffingen ist die Ortschaft der Leute des Bischofs von Basel — es mag ursprünglich anders geheißen haben, denn es liegt im ältesten Siedlungsland und beinahe lückenlos sind die frühgeschichtlichen Zeitabschnitte von der Jungsteinzeit über Gräber der Bronzezeit im Gewann „Aberen“ und bronzezeitliche Siedlungsfunde mit Wohngruben des Gewannes „Kehlen“, mehrere römische Gutshöfe in der ganzen Gemarkung verstreut, wobei die Anlage eines Brunnens mit Phonolithsteinen auf eine feste Niederlassung hinweist, bis

zum alemannischen Reihengräberfriedhof am Südwestrand des Dorfes vertreten. Wenn die erste urkundliche Erwähnung erst aus dem Jahre 1008 vorliegt, so ist das für Bischoffingen ein Spiel des Zufalls, denn für unsere Zuweisung von Bischoffingen zu den frühen Landnahmeorten spricht auch die Tatsache seines Charakters als Gewanddorf und außerdem auch die bezeichnende Nestlage. Weiter wird Bischoffingen bereits im Jahre 1139 nicht nur als Pfarrdorf, sondern auch als „Mutterkirche von Bergen“ erwähnt, welches Bergen zwei Jahrhunderte später als Oberbergen erscheint. Hier wie dort finden wir den hl. Mauritius als Kirchenpatron, der allerdings im evangelisch gewordenen Bischoffingen in Vergessenheit geraten ist. Zunächst wurden die Reben in den Talebenen angepflanzt — wie heute noch in der Pfalz. Das pfälzische Dorf Weingarten, zwischen Speyer und Landau, und das weinberühmte badische Weingarten zwischen Bruchsal und Karlsruhe gelegen, erinnern uns in ihren Namen ja noch treffend genug an den alten Rebanbau im „Weingarten“ der Ebene. So lesen wir auch am Kaiserstuhl in der Frühzeit nur von Weingärten, nicht von Weinbergen! Die eigentümlich stilisierte Lößterrassenlandschaft des Kaiserstuhls wird nach und nach mit der Zunahme des Weinbaues, der einen ersten Höhepunkt im Zeitalter des mittelalterlichen Landesausbaues erreicht, herausgebildet. Jahrhunderte war der Kaiserstühler Rebbau ausschließlich an den Löß gebunden. Bis da einer kam, der behauptete, daß auch auf vulkanischen Böden Reben sehr gut gedeihen, und diese Erkenntnis auch in die Tat umsetzte: der Ihringer Ober-, Wund- und Hebarzt Ernst Georg Lydtin. Er war in napoleonischen Diensten nach Italien gekommen und hatte dort die berühmten Weinpflanzungen am Fuße des Vesuvs auf dem Lavaboden kennengelernt, welche den Lacrimae-Christi-Wein ergeben. In die Kaiserstühler Heimat zurückgekehrt, veranlaßten ihn die ähnlichen



Vogtsburg mit Badberg

Bodenverhältnisse, mit neu eingeführten Rebsorten in den steinigen Tephritböden am Winklerberg Versuche zu machen. Die alten Kaiserstühler Rebbauern lachten nur über Lydtin und sein Beginnen. Aber seine ausgewählten Rebsorten aus Südtalien ergaben auf dem vulkanischen Tephrit-Gestein einen Wein, der den auf Löß angepflanzten Elbling an Güte, Feuer und vollem Geschmack weit übertraf. Dem Beispiel Lydtins aus dem Jahre 1813 folgte in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts der Breisacher Bürgermeister und Kaufmann Johann Baptist Hau, der durch 130 Rebleute am Ihringer Fohrenberg einen Weinberg rigolen ließ, ebenfalls auf Tephrit-Gestein. Auch Haus Sortiment von Edelrebsorten — Rheingau-Riesling, Österreicher-Silvaner, weißer Burgunder, Traminer und Veltliner — gedieh vorzüglich und 1824 konnte das erste Wachstum verkauft werden, mild, harmonisch, mit

angenehmer Süße und lieblichem Bukett. J. B. Hau, dem Begründer des ersten größeren „Dolerit“-Weinberges am Ihringer Fohrenberg wurde eine Gedenktafel gesetzt; gleichfalls erinnert am Ihringer Winklerberg diese Inschrift an E. G. Lydtin: „Zum Andenken an Ernst Georg Lydtin, Oberwundarzt und Hebarzt in Ihringen, geb. 20. Februar 1779 zu Weisweil, gest. 30. Januar 1835 zu Ihringen. Aus einer Steingrube schuf er 1828/29 diesen Weinberg, den er mit Reben aus Südtalien bepflanzt und so den Grund für den Edelweinbau am Kaiserstuhl legte. Gestiftet 1898 von dessen Enkel Dr. Lydtin, Geh. Oberregierungsrat in Baden-Baden“. Die obengenannte Jahreszahl 1828/1829 kann nicht stimmen, denn laut Grundbucheintrag in Ihringen erfolgte der Verkauf im Jahre 1813, und wenige Jahre später lieferte der Winklerberg schon Wein (vgl. hierzu Karl Müller, Landwirtschaft, Wein-

bau, Obstbau, Forstwirtschaft, S. 465—517, bes. S. 479—481, in: Der Kaiserstuhl. Eine Naturgeschichte des Vulkangebirges am Oberrhein, unter der Schriftleitung von R. Lais, herausgegeben als Festschrift zu seinem fünfzigjährigen Bestehen vom Badischen Landesverein für Naturkunde und Naturschutz in Freiburg i. Br., 1933). Noch eine Gedenktafel hinsichtlich des Weinbaues am Kaiserstuhl muß genannt werden: an der Eingangsmauer der Schloßruine zu Burkheim ist Lazarus von Schwendi gedacht, „daß er im Jahre 1568 die Tokayerrebe zuerst in Baden gepflanzt habe“, und im Rathaus der Stadt Burkheim zeigt ein silberner Zunftbecher das Bildnis dieses Mannes mit der Umschrift: „Lazarus de Swendi Max. Imp. Belli Dux in Ungariis 1566“ (Lazarus von Schwendi, des Kaiser Maximilian großer Feldherr in Ungarn, 1566). Auch im Elsaß ist Lazarus von Schwendi, „der Mann mit der Traube“, Kaiser Maximilians Diplomat und Feldherr, wegen seiner Verdienste um den oberrheinischen Weinbau bekannt und hochgeehrt. So steht die bronzene Statue dieser hervorragenden Gestalt in der Reichsgeschichte und um unsere engere Heimat verdienten Mannes in Kolmar auf einem Brunnenstock. Der Künstler hat diesem lokalen Schutzpatron des Weinbaues eine Traube in die Hand gegeben. Nennt man irgendwo im Rebland draußen des Lazarus von Schwendis Namen, dann hört man immer noch die verschiedensten Deutungen über sein Werk für die Oberrheinlande, aber immer strahlen die Gesichter der dem Weinbau verbundenen Menschen und die Herzen öffnen sich. Wer es dann versteht zuzuhören, wer des Kaiserstühlers elsässisch gefärbtes Mittelalemannisch — der Rhein ist hier so wenig eine Sprachgrenze wie im Hanauerland — mit der Erhöhung des langen „u“ in ein „ü“ als eines der charakteristischen Merkmale versteht, dem geht dann eine ganz eigene Welt auf. Jedenfalls hat der kaiserliche Feldherr die Tokayerrebe nicht

aus den Ungarnkriegen des 16. Jahrhunderts mit an den Oberrhein gebracht und ebenso unhaltbar ist die Meinung, daß die von Lazarus von Schwendi eingeführte Rebsorte mit unserem zweifellos aus Burgund stammenden Ruländer identisch sein soll. Wohl hatte Lazarus von Schwendi im Jahre 1565 Tokay im Sturm eingenommen und sicher ist auch, daß er Rebsorten aus Ungarn eingeführt hat an den Oberrhein. So bleiben denn auch die Verdienste Lazarus von Schwendis um den oberrheinischen Rebbau unbestritten, wie andererseits der Name Tokayer bei uns in Süddeutschland bunt schillert und nicht eindeutig festliegt. In der Literatur erscheint die Bezeichnung „Tokayer“ erst 1789, und zwar bei Joh. Mich. Ortlieb, „Auf Erfahrungen gegründete Anweisung und Pläne zur Verbesserung der Landwirtschaft, vorzüglich des Rebbaus“. Im Jahre 1560 erwarb der aus Oberschwaben stammende Lazarus von Schwendi das Kaiserstuhlstädtchen Burkheim mit dem Talgang. Die Dörfer Jechtingen, Niederrotweil, Oberrotweil und Oberbergen gehörten zum Talgang, dem alten Namen der Herrschaft Burkheim. Sein Lehensherr, der Kaiser von Österreich, gab ihm 1200 Gulden als Bauzuschuß zum Ausbau des Schlosses über Burkheim zu einem dreistöckigen Renaissancegebäude „nach dasiger neue Modi“. Heute ist diese Burg eine noch stattliche Ruine ohne Dach. Man sieht von ihrer Höhe weit hinein in die Oberrheinlande, wo Lazarus von Schwendi, der einstige Burgherr überall reich begütert war. So hatte er in Breisach das Burgvogtamt inne, im elsässischen Kaysersberg die Reichsvogtei, und dazu kaufte er sich Schloß und Herrschaft Hohenlandsberg im Elsaß. 1577 erwarb er sich noch die Herrschaft Kirchhofen im Breisgau mit dem Wasserschloß. Dasselbst starb er im Alter von 62 Jahren 1584 — die „Lazarus von Schwendi“-Heimatstube des Landesvereins „Badische Heimat“ hält in der „Sonne“ seine Erinnerung wach — und inmitten seiner umfangreichsten Besitzung

Hohenlandsberg ist er in der Klosterkirche der Klarissinnen zu Kientzheim beigesetzt.

Fast jede Gemeinde im Kaiserstuhl trägt in ihrem Wappen irgendein an den Rebbau erinnerndes Symbol, was auf dessen Bedeutung für den Kaiserstühler Bauern hinweist; er ringt dem Boden durch den Weinbau Erträge ab, wie sie keine andere Kulturpflanze liefert. Die dadurch bedingte Wertsteigerung des Bodens versetzt den Rebbauern in die Lage, von verhältnismäßig kleiner Rebfläche und etwas Landwirtschaft mit weiteren Sonderkulturen eine ganze Familie zu ernähren. Gern wird der Weinbau mit anderen gewinnbringenden Ernteerzeugnissen verbunden, zum Beispiel Frühkartoffel- und Feldgemüseanbau, Obstkulturen und Zucht von Körnermais. Da viele landwirtschaftliche Betriebe die erforderliche Mindestgröße, die zu einem echten Familienbetrieb gehört, nicht besitzen, ist diese innere Aufstockung in Form von diesen oben genannten Sonderkulturen der einzig mögliche Weg zur Betriebsverbesserung.

Überhaupt stellt der Wanderer im Kaiserstuhl in letzter Zeit eine Veränderung an dem altgewohnten Bild fest. Neue Wege sind entstanden und entstehen, neue Aussiedlerbauernhöfe und Winzergehöfte liegen auf der bereinigten Feldflur oder im umgelegten Rebgelände außerhalb der eng und winkelig zusammengebauten alten Gewandorfssiedlungen. „Hohle Gassen“ wurden und werden zugeschüttet und Hügel verflacht. Rebterrassen, die nur schwer zugänglich waren und nur schwer maschinell zu bearbeiten sind, werden zu größeren Ebenheiten mit steileren Absätzen zwischen den Stufen zusammengeschoben. Aber diese Kraftanstrengung von Menschen und Maschinen wurde nicht allein der besseren Gestaltung der Anbauflächen wegen in Gang gesetzt, sondern in erster Linie, um die bisherige starke Zersplitterung in den Besitzverhältnissen bei den Winzern zu beseitigen. Mit der Verwirklichung der Flurbereinigung

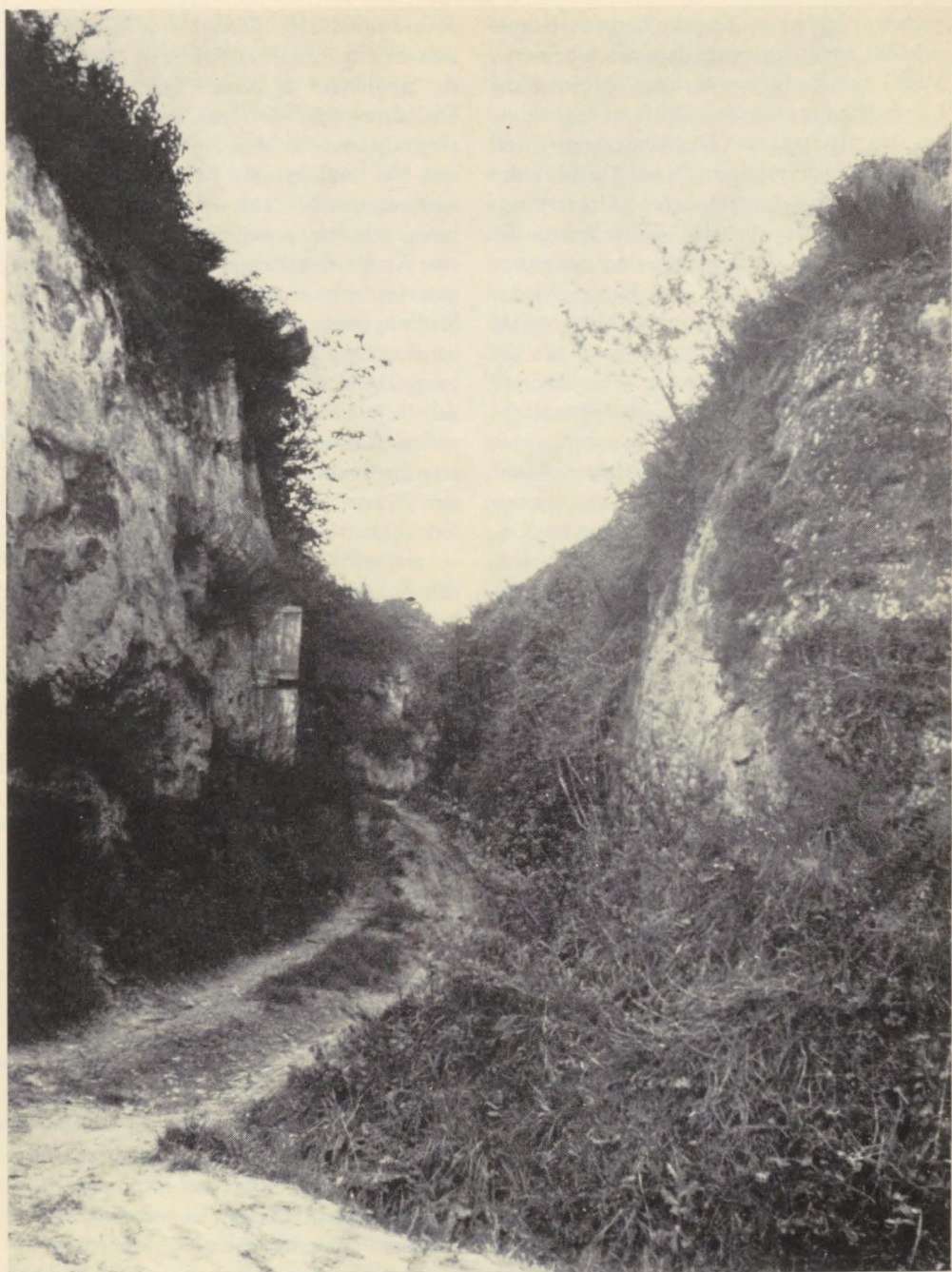
haben die Streuobstbäume und die Atomisierung der Feldfluren und der Rebterrassen eine zeitliche und räumliche Grenze gesetzt bekommen, doch werden wir das Kaiserstuhlbild der Lößterrassen und Lößhohlwege noch auf lange Zeit hinaus neben den großen Einebnungsflächen als jüngster Tätigkeit des Menschen in der Kulturlandschaft dieses oberrheinischen Stückes unserer Heimat sehen. Bei all diesen Veränderungen im altvertrauten Landschaftsbild muß auch an die Frage des Niederschlagsabflusses gedacht werden, denn die Terrassen und die „Hohlen Gassen“ haben schon ihre ureigene Bestimmung: sie sind Träger starker wolkenbruchartiger Regenabläufe, denn einmal gewinnt das Regenwasser durch die Terrassen Zeit zum Versickern und zum anderen ist der Löß gegen Abschwemmung bei Starkregen sehr anfällig. Trotz dieser geologisch-geographischen Bedenken, die wir gleichermaßen für die Rebumlegungen im Kraichgauer Lößhügelland teilen — bisher liegen nur aus dem Rhein-Main-Gebiet zwei Untersuchungen zum Wagnis im Löß auf Terrassen zu verzichten vor

(W. Gegenwart, Die ergiebigen Stark- und Dauerregen im Rhein-Main-Gebiet und die Gefährdung der landwirtschaftlichen Nutzflächen durch die Bodenzerstörung, Untersuchungen über die Bodenzerstörung im Rhein-Main-Gebiet III, = Rhein-Mainische Forschungen 36, Frankfurt a.M. 1952 und K. Ruppert, Die Leistung des Menschen zur Erhaltung der Kulturböden im Weinbaugebiet des südlichen Rheinhessens, Untersuchungen über die Bodenzerstörung im Rhein-Main-Gebiet II, = Rhein-Mainische Forschungen 3, Frankfurt a. M. 1952)

— ist die Bereitwilligkeit der Rebbauern im Kaiserstuhl zur Umlegung erstaunlich. Beispielsweise plante die Winzergemeinde Achkarren mit der größten Rebflurbereinigung am Kaiserstuhl mit eineinhalb Millionen Mark Kostenaufwand für die Zukunft. Nachdem das Gewann „Kastelberg“ mit einer Rebanbaufläche von ca. 70 Hektar völlig neu gestaltet worden war mit jungen Reben der Sorten Müller-Thurgau und Ru-

länder, ließ man seit 1967 mehr als die Hälfte der gesamten Rebmarkung umlegen und flurbereinigen. Dieses für die nur etwa 800 Einwohner zählende Gemeinde gewaltige Projekt legte den über 160 Weinbauern große finanzielle Opfer auf. Denn erst drei bis vier Jahre später — bei einigermaßen günstigen Bedingungen — kann wieder mit einer normalen Weinernte gerechnet werden! Viele zehntausend Kubikmeter Lößboden wurden fortbewegt und an anderen Stellen wieder aufgeschichtet, so daß ein weitauseinandergezogenes terrassenförmiges Gelände entstanden ist, genauso wie man es für ein modernes ideal maschinell zu bearbeitendes Weinberggelände benötigt! Aber diese großartige Leistung der Firma Amann aus Jechtingen mit Hilfe großer Planiermaschinen wurde nicht allein der besseren Gestaltung der Rebanbauflächen wegen in die Tat umgesetzt, sondern in erster Linie, um die bisherige Zersplitterung in den Besitzverhältnissen der Weinbauern zu beseitigen und ihnen so eine möglichst geschlossene Rebfläche anstelle der bisherigen Kleinparzellen, den von uns schon weiter oben herausgestellten „Schäftlesgräb“, anbieten zu können. Es geschieht hier nur ähnliches wie bei den üblichen Flurbereinigungen in der Landwirtschaft auf ebenen Böden. Wer die steil ansteigende Straße von Achkarren nach Bickensohl hinaufwandert, erblickt wenige hundert Meter nach dem Dorfausgang auf der rechten Seite das Gewann „Kastelberg“, das durch die geschilderten gewaltigen Erdarbeiten sein landschaftliches Gesicht fast vollständig verändert hat. Angeführt sei auch noch das seit der Mitte der sechziger Jahre in Schelingen durchgeführte Umlungsverfahren. Schelingen, ein Kaiserstuhldorf von 268 Einwohnern und 410 Hektar Gemarkungsfläche, liegt inmitten des Kaiserstuhles, 310 m hoch, im Talschluß des relativ breitsohligen Krottenbachtals, das von Südwesten her in den Gebirgskörper eingreift. Sowohl von seiner Lage — hufeisen-

förmig wird Schelingen von der Kammlinie, deren mittlere Höhe ca. 400 Meter beträgt, eingerahmt und der Talkessel ist untergliedert von strahlenförmig auf das Ortszentrum zulaufenden Trockentälern und den dazwischen liegenden Abdachungsriedeln — als auch von seiner wirtschaftlichen Struktur nahm Schelingen bisher unter den Ansiedlungen des Kaiserstuhles eine Sonderstellung ein. Als Dorf der späten alemannischen Landesausbauzeit — ein falscher „ingen-Ort“ — angelegt, blieb Schelingen der rein extensiven Grünlandwirtschaft treu und daher lag das Wachstum der Ortschaft immer im Schatten der umgebenden Rebbaudörfer. Erst seit 1965 wurden in Schelingen aus den ehemals von Grünland und Ackerland bedeckten Hängen der orographisch linken Talseite weiträumige Rebterrassen angelegt, so daß das alte Relief heute nur noch in groben Zügen durchscheint. Insgesamt vergrößerte sich die Schelinger Rebfläche um etwa das Dreifache. Damit hat sich die Existenzgrundlage dieses — in seinem sozialen Status und der wirtschaftlichen Kapazität immer unter dem Durchschnitt der übrigen Kaiserstuhlsiedlungen liegenden — Dorfes, dessen Rebfläche wohl nie über 8 % der landwirtschaftlich genutzten Fläche hinausging, entscheidend geändert. Auch im benachbarten Kiechlingsbergen brummt 1967 im gebirgigen Gewann „Lusbühl-Bisamtal“ — östlich des Ortes — die 150 PS-Motoren zweier Schürflader, mehrerer Planiermaschinen und Frontlader der Firma Nock aus Schonach, um in 48tägiger unermüdlich harter Arbeit ein beinahe 8 Hektar großes, bisher unwirtschaftliches und nur schlecht durch Feldwege erschlossenes Wiesengelände in wirtschaftlich rentables und ertragreiches Rebgelände umzuwandeln. Zuvor hatten sich die rund 40 Grundstückseigentümer in diesen Ortsgewannen zur Bildung einer Rebumlegungsgemeinschaft unter der Trägerschaft der Gemeindeverwaltung entschlossen. Nachdem es damals klar war, daß eine Flurbereinigung in den



Hohlweg im Kaiserstuhl

Foto: Gernot Umminger

nächsten Jahren in Kiechlinsbergen als ausichtslos anzusehen war, da einfach keinerlei Mittel zur Verfügung standen, schritten die Landwirte dort zur Selbsthilfe und beschloßen ein freiwilliges Landumlegungs- und Landaustauschverfahren. Nach Abschluß der sehr sorgfältig ausgeführten Planierungsarbeiten wurde von den Teilnehmern die Grunddüngung durchgeführt und das ganze Umlegungsgelände von der Firma Wiedemann aus Sasbach bis zu einer Mindestdiefe von 50 cm rigolt, um das Gelände für die Anpflanzung der Rebstöcke vorzubereiten. Insgesamt vergrößerte sich die Gesamtrebfläche in Kiechlinsbergen — zusammen mit den Umlegungsverfahren „Hohlgassen“ und „Dietenberg“ — entscheidend und wenn jetzt die anstehende Rebumlegung im Gewann „Edelberg“ noch durchgeführt wird, dann dürfte eine echte Aufstockung im Weg der Betriebsverbesserung erreicht worden sein.

Wir sind im Alemannenland, aber die Menschen wohnen in „fränkischen“ Gehöften, die man heute zutreffender als „mitteldeutsche“, manchmal noch als „rheinländische“ Gehöfte bezeichnet. In den Rebdörfern mußte das Haus den besonderen Bedürfnissen des Weinbaues angepaßt werden, vor allem wurden große gemauerte Keller notwendig, während Rüben und Kartoffeln gelegentlich in Lößkellern in der Nähe der Dörfer untergebracht wurden. Der Holzmangel und die Weinkeller begünstigten zwar den Steinbau, aber immer noch treten auch im Weinland des Oberrheingebietes im Kaiserstuhl Fachwerkbauten hervor. Typisch ist dabei für das Kaiserstühler Weinbauernhaus die große Toreinfahrt und daneben das zum allgemeinen Durchlaß benutzte „Läuferle“. Die alemannischen Bewohner des Kaiserstuhls haben sich in geschlossenen Siedlungen, die meist tief liegen, in der Fußregion des Rebgürtels, angesiedelt. Das Talrelief und die Wasserverhältnisse spielen dabei eine entscheidende Rolle für die Lage der

Kaiserstuhldörfer. Diese befinden sich größtenteils am Rand des Gebirges, etwa so wie die Siedlungen an einer Küste, was für den Ostkaiserstuhl, für den Süden und etwas eingeschränkt für den Norden gilt. Im Westen des Kaiserstuhls bevorzugen die Ansiedlungen das Zentrum kleiner Talklammern, wie wir es bei Bickensohl, Achkarren und Amoltern erkennen. Das Krottenbachtal gewährt mit seinen Verzweigungen sogar Siedlungsraum zentral im Gebirge: Oberbergen, Schelingen und der Weiler Vogtsburg. Dabei ist die Vorzugslage an bzw. in den Talmündungen, also dort, wo die nach außen führenden Täler ihre größte Breite erreichen, wo gleichzeitig auch am reichlichsten Wasser vorhanden ist. Denn der Kaiserstuhl ist wasserarm. Quellen sind selten — um so häufiger sind die Volkssagen, die sich an sie knüpfen: Da ist das Brünlein bei Bickensohl, das nur spärlich Wasser gibt, dann wieder nach Jahren strömt es in reicher Fülle. Die Sage macht aus dem Brünlein einen Hungerbrunnen, dessen Wasser sich zu trockenen Zeiten ein geiziger Mann mit einem Sündengeld bezahlen ließ und der in Zeiten großer Trockenheit dann sein Wasser nur gegen hohe Zahlungen abgab. Als die Armen das Sündengeld nicht mehr aufbringen konnten, soll der Geizige den Quell zugeschüttet haben, um nicht ohne Bezahlung sein Wasser abgeben zu müssen. In der folgenden Nacht wurde der Frevler mitsamt seinem Hause von der Erde verschlungen. Der Brunnen wurde später zwar wieder aufgedeckt, aber er sprudelt seitdem nur dann reichlicher, wenn Teuerung und Mißwachs bevorstehen. Dagegen läuft die Quelle im Tonital nur dann fein stark, um anzuzeigen, daß die angebauten Früchte im Preis steigen, also vermehrte Einnahmen erbringen. Von dem seit Jahrzehnten zugeschütteten Brittenbrunnen zwischen Eichstetten und Bötzingen erzählt man sich eine ähnlich moralisierende Sage wie vom Bickensohler Brünlein. Ein Fräulein Brigitte von Landeck fuhr ihrem

Bräutigam, dem Herrn von Sponeck, zu. Der Brautkutsche folgte ein Mann mit Broten, die den Armen zugedacht waren. Es regnete auf der Fahrt, und das Fräulein war schlechter Laune. Als sie an dem Brunnen vorbeikamen, wünschte sie zu trinken und ließ mit den Broten, statt sie den Armen zu verteilen, den Weg zum Brunnen pflastern, um ihn trockenen Fußes zu erreichen. Als sie zum dritten Male sich zum Brunnen neigte, verschlang sie die Erde. Hier wird der zu sühnende Frevel durch Entheiligung des Brotes begangen. Vom heilkräftigen Silberbrunnen bei Bahlingen erzählt sich das Volk in alemannischen Landen, daß ein kleines Männlein ihn der alten Kräuterlies gezeigt habe, als sie erschöpft vom Kräutersuchen an ihm niedergesunken war. Nachdem sie mit seinem Wasser vielfach glückliche Kuren an anderen gemacht, ward er ihr und ihren Nachkommen zu eigen gegeben.

Von Ort zu Ort bestehen gewisse Unterschiede, die nicht selten zu weit verbreiteten Ortsneckereien Anlaß geben. Diese Ortsneckereien sind ein deutlicher Hinweis auf die scharfe Beobachtung des lieben Nächsten und entspringen einem spontanen Einfall. Wo einer eine Schwäche, Blöße, Unklugheit, Unterlassung, eine eigenartige Aussprache oder Gebärde oder einen besonderen Ortsbrauch zeigt, wird ihm ein „Schletterle“ angehängt. Dagegen ist er wehrlos, er kann nichts tun, um es in Vergessenheit zu stürzen. So sind die Riegeler seit unvordenklichen Zeiten die „Heideköpf“, wahrscheinlich weil sie in ihrem Ortswappen den Römerkopf zeigen. Die von Amoltern heißen die „Heidelbeere“. Den Bischoffingern wird von den Nachbarn zugerufen „Ihr Schoofsnase!“. Wir erinnern uns, daß Schafnase auch der Name einer Apfelsorte ist. Die Breisacher hören nur ungern auf „Herdepfeli“. Sie können aber nicht durch Bickensohl gehen, ohne in stupfenden Reden das Wort „Hengst“ fallen zu lassen. Die Burkheimer sind die „Schnecke“ oder „Klapperli“. Ihringer und Kiechlin-

berger teilen sich in den an besondere Vorkommnisse angehängten Namen „Esel“. Die Sasbacher gleichen reißenden „Wölfen“ und blutsaugenden „Schnocken“. Der Jechtinger macht ein bedrohliches Gesicht, wenn man etwas von „Rhinschnocke“ oder „Querköpf“ murmelt. Der Bahlinger ist bekannt dafür, daß er gern zupackt, einen kräftig in den Senkel stellt, wenn er ihn „Mauerkübel“ nennt. Die Endinger sind „wehdagige Entekrischte“. Der Wehtag ist der Tag des jüngsten Gerichts. Entekrischt heißt Antichrist. Ob es mit dem Judenprozeß aus dem 15. Jahrhundert, den Hexenverbrennungen oder mit dem Scharfrichteramt, das sich lange in einer Endinger Familie vererbt hat, zusammenhängt, ist nur gefühlsmäßig zu erwägen. Daß die Endinger daneben einen tüchtigen Stolz auf ihr Städtisches haben, ist verständlich, denn ihre Heimat ist neben Breisach eben die Stadt am Kaiserstuhl. Wenn die Endinger sonntags einen Spaziergang nach Riegel machen, so sagen sie, sie gehen aufs Land, natürlich um den Riegelern am Zeug zu flicken. Diese jedoch antworten „Aendinger Weedel“. Gab es doch in der Stadt Emdingen noch genug landwirtschaftlich Tätige, die mit dem Sensenwedel, dem mit Leinen bespannten Sensenwurf, mähten.

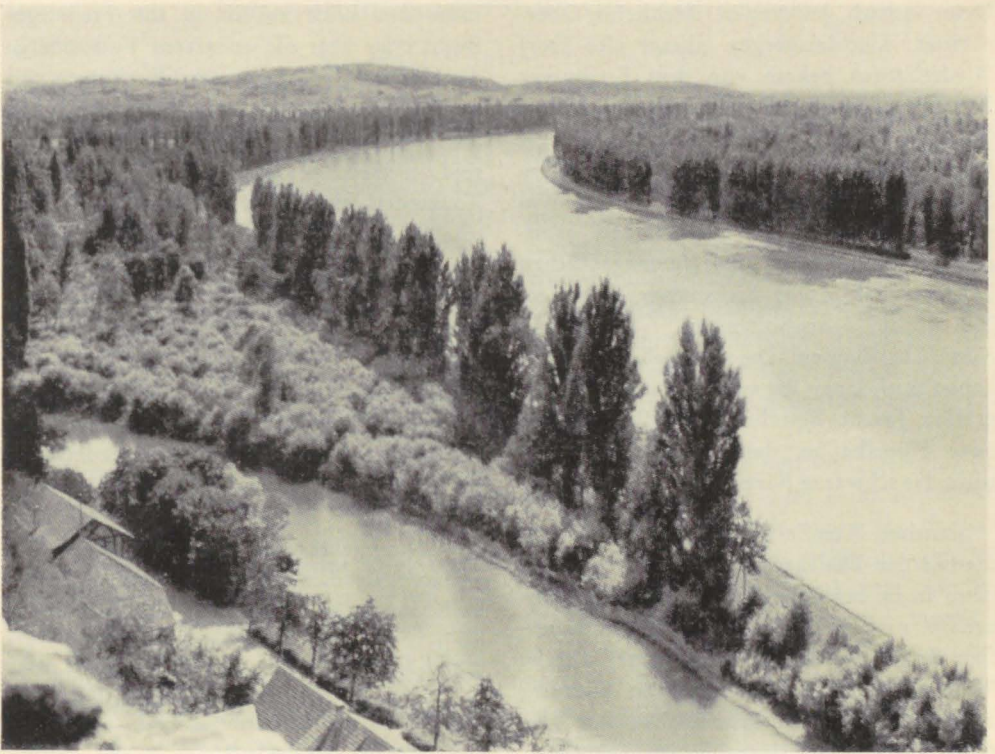
Einen Spruch finden wir landauf, landab abgewandelt, es ist jener unliebenswürdige Vergleich benachbarter Orte miteinander:

„Friburg isch e scheni Stadt,
Aendinge isch de Bettelsack,
Forche isch der Liirekiwel (Ziehbrunnen),
Wisweil isch der Deckel driwer,
D'Riegeler sin d'Haidekepf,
Schlage druf, daß es kleft!“

Der Kaiserstuhl ist seinem Charakter nach ein völlig ländliches Siedlungsland, Breisach eher eine Stadt am Rhein als eine Stadt am Kaiserstuhl. Es ist durch seine Lage, seine Eignung zum festen Platz, mit einem Wort, durch seine Beziehungen groß

geworden. Eendingen ist Stadt geworden, weil Weinhandel und gewerbliche Tätigkeit hier eine bessere Entwicklung gewährleisteten und den städtischen Charakter mehr zum Ausdruck kommen ließen. Als eine Gründung der Herren von Üsenberg führt die Stadt Eendingen, die wohl typischste Kaiserstuhlstadt, deren Lerchenflügel neben dem österreichischen Bindschild im Wappen. Eendingen und Burkheim, beides echte Kaiserstuhlsiedlungen mit ganz ähnlichen Lagen wie die Dörfer auch, erhielten im Mittelalter Stadt- und Marktrechte, was aus der eigenartigen Territorialgeschichte bedingt war. Wurden beide Städtchen auch ummauert, mit Türmen und Toren, mit Rathaus usw. ausgestattet, nahmen die Wohnhäuser einen anderen Charakter an als in den umgebenden Dörfern, so waren die Bedingungen für die Entwicklung wirklicher Stadtfunktionen, für ein starkes Wachstum doch nicht gegeben. Burkheim ist ein stilles Zwergstädtchen geblieben, dessen Wirtschaft sich kaum von der eines Rebbauerndorfes unterscheidet. „Wenn die Bauern auf das Feld gefahren sind, sind keine Bürger mehr in der Stadt!“ heißt es darum von Burkheim. Und wirklich, dieses Wort, das von Wilhelm Heinrich Riehl, dem „Vater der deutschen Landes- und Volkskunde“ auf die Ackerbürgerstädte jenes individualisierten rheinischen Deutschland der Pfälzer und der Rheingauer Kulturlandschaft geprägt worden ist, finden wir gerade jetzt in den arbeitsreichen Tagen, wo die Reben geschnitten und aufgebunden werden müssen, bestätigt. Denn der Kaiserstühler ist eben Rebbauer. Er hält kein Vieh, denn er hat nicht viel Futter. Jedoch der Wein und das Obst, vorab die Kirschen im Frühsommer, bringen das Geld ein. Man muß dann den Kaiserstühler Frauen auf dem Freiburger Wochenmarkt zuhören, oder sich das Vergnügen gönnen, mit dem Bähnle rund um den Kaiserstuhl zu fahren,

mit der einst berühmten „Käsrutsche“. „Dü“, nicht „du“ reden sie einander an. Und dabei denken wir daran, daß bei der stark bildhaften volkssprachlichen Namengebung für das alte, durch die Oberrhein-Ebene zockelnde Bähnchen der Gedanke an den guten Käskuchen, der hier allenthalben in den Kaiserstühler Bauerndörfern gebacken wird, Pate stand. Besorgt achtet man auf späte Nachtfröste — vor allem in den Nächten der drei Eisheiligen Pankraz, Servaz, Bonifaz und wenn die „kalte Sophie“ kommt. Denn weh, wenn die Obst- und Weinernte schon jetzt verdorben wäre! So drehen sich die Gespräche, Freuden und Sorgen meist um den Wein, wie ja auch die größte Arbeit um die Rebe anfällt. So ranken sich denn auch Redensarten und Brauchtum folgerichtig um den Rebstock. Von alten Bräuchen wird allerdings nicht mehr viel offenkundig. In Burkheim erinnert der „Scheibenbuck“-Ruländer, daß von dieser Anhöhe aus, wo er gedeiht, an der Bauernfasnacht, dem auch „Schiibesunndig“ genannten ersten Fastensonntag, das Scheibenschlagen geübt wurde. Der Kaiserstühler ist eben nüchtern, ungrüblerisch, dem Aberglauben abgeneigt. Allzu viele Schicksalsschläge haben ihn tagwach gemacht. Er hatte nur allzuoft ums eigene Leben, ums eigene Land zu kämpfen. Da verliert einer das „Sinnieren“. Dazu ist die Lößlandschaft taghell bis in alle Winkel. Die Bauernjahreszeit ist lang, der Winter reicht gerade aus, die Erntevorräte zu ordnen, das gelbe Welschkorn unters Dach zu reihen, den Wein zu verwahren, das Gerät instandzusetzen. Nach Weihnachten gleißt bereits wieder das Rebgeschirr im Weinberg, und vor Lichtmeß werden die Rebschößlinge an den Drähten festgemacht. Biegsam sind die Ruten der Weiden, die man als sogenannte Biegebündel verwendet. Mehr oder weniger dient in dieser deutschen Kulturlandschaft alles dem Bau der Reben, deren Stöcke,



Blick von der Limburg bei Sasbach nach dem Rhein

einer neben dem anderen sich mit ihren Wurzeln in den Grund der eingeschachteten Terrassen senken.

Der Rebbau machte den Kaiserstuhl seit Jahrhunderten begehrenswert. Darauf geht auch die starke territoriale Zersplitterung des Kaiserstuhls zu einem guten Teil zurück. So sehen wir denn auch die großen mittelalterlichen Klöster als Besitzer hier im Rebland des Kaiserstuhls: das nahe Kloster Ettenheimmünster, St. Blasien, St. Peter, Konstanz, Säkingen, Tennenbach, St. Georgen, Hirsau, Schuttern, der Deutsche Orden, Freiburg-Günterstal, das Heilig-Geist-Spital von Freiburg samt anderen Freiburger Klöstern und Stiftungen. Neben den bereits genannten sind weiter vertreten in der langen Liste der Klöster und anderer geistlicher Grundherrschaften: Einsiedeln und

Muri, St. Gallen und Allerheiligen in Schaffhausen aus der Schweiz. Das adelige elsässische Damenstift Andlau war in Eendingen, Bahlingen und Kiechlinsbergen begütert, Murbach in Wasenweiler, der Bischof von Basel in Bischoffingen, der Bischof von Metz in Ihringen. Als es im 14. Jahrhundert mit der weltlichen Herrschaft der Üsenberger zu Ende ging — dieses Adelsgeschlecht saß auf dem Isenberg nördlich von Breisach — waren auch schon die Erben da: die Markgrafen von Hachberg, deren Besitz später in dem der Markgrafen von Baden aufging, und vor allem Habsburg-Österreich. In den ehemals österreichischen Orten fehlt selten das Wirtshaus „Zum Adler“, und das ist dann der österreichische Doppeladler im Wirtshauschild! Beinahe rein katholisch geblieben sind die früher österreichischen

Orte: Sasbach, Jechtingen, Burkheim, Oberrotweil, Kiechlingsbergen (dieses alte Dorf Niederbergen bekam von dem Freiburger Patriziergeschlecht der Kiechle, dem dieser Ort als Besitz gehörte, seinen Namen: Kiechlingsbergen), Amoltern, Oberbergen, Schelingen, Vogtsburg, Achkarren und Wasenweiler. Ganz oder überwiegend evangelisch sind die ehemals markgräflichen Dörfer: Bahlingen, Eichstetten, Ihringen, Bickensohl, Bischoffingen, Leiselheim, Königschaffhausen. Die evangelischen Orte haben noch lange die stolze, einfache Markgräfler Tracht bewahrt, die Hörnerkappe oder Flügelhaube, das schwarze Schultertuch, das schwarze Fürtuch.

Mancher Fremde versteht den mittellalemannischen Dialekt der Kaiserstühler nicht, denn nicht etwa der Rhein ist die Sprachgrenze, sondern der in früherer Zeit sumpfige, jetzt von der Autobahn durchzogene Mooswald. Doch wer jetzt von Freiburg aus hinaus in die Oberrheinebene dem Blütenparadies des Kaiserstuhles entgegenfährt, während von den Schwarzwaldhöhen noch die letzten Schneereste des so spät noch zurückgekehrten Winters herabgrüßen, der fühlt sich in einen verzauberten Garten versetzt. Denn ringsum leuchtet ein einziges Blütenmeer von über 150 000 Obstbäumen. Dann ist schon die rechte Zeit, im vulkanischen Land des Kaiserstuhls auf Schusters Rappen zu wandern, alemannisches Volkstum, alten Weinbau, moderne Rebumlegungen, mittelalterliche und neuere Geschichte mit einer einzigartigen Pflanzen- und Tierwelt zu einem harmonischen Ganzen, einer einmaligen deutschen Kulturlandschaft eines geschlossenen Reblandes zusammenklingen zu sehen. Das ist wie ein tiefbeglückender Rausch der Freude ohne Grenzen, wie ein Jubel, der verheißungsvoll das junge Jahr reifenden Lebens begleitet. Wer möchte da

nicht den Blick zurück in die Freiburger Bucht oder über die erstarrten Vulkanberge des Kaiserstuhls hinab nach Oberbergen und weiter immer wieder vom Vogelsang herab trunken genießen? Mondhalde und Badberg sind in ihren schönsten Wochen jetzt von Tausenden violett-blau blühenden Küchenschellen und Hügelanemonen übersät. Durch grünende Wiesen, an sauber gepflegten Rebbergen vorbei und über kleine Brücken, bummeln wir durch die in diesen Blütentagen in einzigartiger Weise verklärte Frühlingslandschaft. Und über ein oder auch mehrere „Viertel“ schweren Kaiserstühler Feuerweins aus Urgestein findet jedermann schnell den Zugang zu diesem urwüchsigen, noch in enger Bindung an den Boden und die althergebrachten volkstümlichen Erscheinungsformen lebenden Menschen. Dabei muß man einen guten Kaiserstühler „sürpfeln“, weshalb Hermann Landerer, als Sohn eines Kaiserstühler Rebbauern muß er es ja ganz besonders gut wissen, auch sagt:

„Sürpfle, des derfsch:
 Mach Käller — Dür — und d Lugge pöp.
 Len koche, jäse, spruudle —
 D Goddesgab vu usrer Rüb
 Un dänk nit nur ans duudle! . . .
 I habs probiärt: hab luschtig proostet,
 Hab gsürpflet noch un noch
 Üs jedre Düüg hab ich nur koschdet,
 Aabr — burzlet bini doch!!!“

Literaturnachweis:

Außer den im Text an Ort und Stelle zitierten Werken wurden benutzt:

Gerhard Endriss, Rebumlegung und Veränderung der Landschaft, Mitteilungen des Badischen Landesvereines für Naturkunde und Naturschutz e.V., Freiburg i. Br., N. F. 7, Heft 1, S. 69—76, Freiburg i. Br., 15. März 1957; *Freiburg im Breisgau. Stadtkreis und Landkreis. Amtliche Kreisbeschreibung* Bd. I. 1. I. 2; hrsg. vom Statistischen Landesamt Baden-Württemberg in Verbindung mit der Stadt Freiburg i. Br. und dem Landkreis Freiburg, Freiburg 1965.

Der Löß im Kaiserstuhl und Tuniberg

Von Klaus Münzing, Freiburg i. Br.

Auch dem flüchtigsten Besucher der beiden Landschaften fällt ein hellbraunes bis hellgraubraunes, pulveriges Gestein auf: Der Löß. In den charakteristischen alten Hohlwegen, (s. S. 11) auf den kleinen Rebterrassen oder den weiten, bei der Umlegung entstandenen Flächen und an den vielen Böschungen ist er nicht zu übersehen.

Löß ist ein Kunstwort, das 1824 durch den vielseitigen Heidelberger Gelehrten Karl Caesar v. Leonhard in die Wissenschaft eingeführt wurde. Wahrscheinlich liegt eine Ableitung von alem. lösch = locker vor; mit „Loesch“ bezeichnete man örtlich den mit Pflug oder Spaten leicht zu lösenden „Schneckenhäusel-Boden“ oder gelben Leimen („Lichsen“) der oberrheinischen Bauern. Von Heidelberg aus haben dann Wort und Belegstücke den Weg in die ganze Welt gefunden. Das Gestein besteht im wesentlichen aus winzigen Quarzkörnern (Korngröße unter 0,06 mm), die mit einer Calcithaut überzogen sind. Daneben fehlen andere Silikate — z. B. Feldspäte — nicht. Als Beispiel seien einige Daten aus einem „Jüngeren Löß“ von Bötzingen angeführt: Maximum der Korngrößen zwischen 0,002 bis 0,06 mm, 22 % Calcit, 12 % Dolomit, 34 % Gesamtcarbonat, 64 % unlösliche Rückstände (meist Quarz). Wegen des leicht löslichen, hohen Carbonatgehalts ist er so außerordentlich fruchtbar. Nicht vergessen sei seine überraschende Standfestigkeit, obwohl er sich zwischen den Fingern leicht zerreiben läßt. Etwa 85 % des Kaiserstuhls sind von Löß bedeckt, während es im Tuniberg sicher wesentlich mehr sind. Seine Mächtigkeit beträgt im Kaiserstuhl bis 30 m; Höhen über 400 m sind lößfrei. Über die Entstehung gab es viele Theorien; ein interessantes Kapitel der Wissenschaftsgeschichte. Heute ist unbestritten, daß es sich um das

Ausblasungsprodukt eiszeitlicher Ablagerungen während der Kaltzeiten des Eiszeitalters (Pleistozän, früher Diluvium genannt) handelt. Bei uns stammt der Staub aus den Schotterfeldern der Oberrheinebene und wurde durch Südwestwinde antransportiert, da die größten Mächtigkeiten im nördlichen und östlichen Kaiserstuhl vorliegen. Auch die Schotterebene nördlich des Vulkangebirges trägt eine allerdings oft lückenhafte Lößdecke.

Bei eingehenderer Betrachtung ergibt sich sehr schnell, daß der Löß keine einheitliche Bildung ist. Er enthält organische und anorganische Einschlüsse, zeigt verschiedene Farben, ist gelegentlich geschichtet usw. Die Lößforschung brachte nicht nur wertvolle Ergebnisse zur Entstehung und zeitlichen Stellung ihres Untersuchungsobjektes, sondern auch grundlegende Beiträge zur Pleistozänforschung. Der Kaiserstuhl bildete in allen Phasen der Forschung ein wichtiges Studienobjekt. Besonders auffallend sind meist längliche, unregelmäßig-wulstige, harte Einschlüsse, die „Lößkindel“ oder Duchsteine, wie sie im Kaiserstuhl genannt werden. Es gibt sie in allen Größen bis zu 1 m Länge. Ihr Inneres ist oft von Rissen durchzogen und enthält bisweilen einen klappernden Kern. Seitlich wachsen sie häufig zusammen und bilden hin und wieder richtige Kalkbänke mit zapfenartigen Auswüchsen auf ihrer Unterseite. Sie entstehen dadurch, daß das kohlenensäurehaltige Sickerwasser der Niederschläge in den oberen Teilen des Lösses den Carbonatgehalt löst, ihn nach unten führt, wo er wieder ausfällt. Besonders intensiv ist die Entkalkung unter der heutigen oder früheren Bodenoberfläche (vgl. unten).

In manchen Lagen ist „Kalkschrot“ häufig. Es sind rundliche, glatte Gebilde in der Größe eines größeren Jagdschrotes, doch

kommen auch Hohlkugeln, gestreckte oder gekrümmte Konkretionen, Kristalle und Kristallgruppen vor. Das Material ist ausschließlich Calcit. Sie sind organischen Ursprungs; ein Teil entstand wahrscheinlich im Inneren von Pflanzen, ein anderer bildete sich vielleicht im Körper von Regenwürmern. Auch als Reste von Nacktschnecken wurden sie schon in Anspruch genommen. — Lange Zeit umstritten war auch die Herkunft der z. T. außerordentlich häufigen mm- bis cm-starken Kalkröhrchen. Es hat sich erst in jüngster Zeit herausgestellt, daß es Wurzelröhrchen von Pflanzen sind.

Die Farbe ist nicht gleich. Es gibt sog. „Jüngere Löss“, die hellgrau bis gelb, „Ältere Löss“, die fahlgelb bis fahlbraun und „Verlehmungszonen“, die rötlichbraun sind. Nebenbei sei bemerkt, daß die „Jüngeren Löss“ carbonatreicher und tonärmer als die „Älteren Löss“ sind. Die „Verlehmungszonen“ entstehen bei der Verwitterung, d. h. von der mit Pflanzenwuchs bedeckten Oberfläche her wird das ursprüngliche Gestein entkalkt, viele Mineralien werden zersetzt und das neugebildete Brauneisen färbt den dabei gebildeten „Lößlehm“ rötlichbraun. An der Untergrenze finden sich häufig Lößkindellagen. Die Lehmblätter sind Reste von Böden und Zeugen einer reichen Vegetation bei einem Klima, das dem heutigen gleich oder etwas wärmer und feuchter war. Öfters sieht man in einem Aufschluß, Hohlweg und dergleichen mehrere Lehmblätter im Profil liegen. Bei genauerer Betrachtung des Lösses und der Lehmblätter zeigen sich verschiedene Typen. Es gibt völlig ungeschichteten Löß und geschichteten Löß bzw. solchen mit schichtigen, aber oft wirr gelagerten Flasern und gelegentlichen Fremdmaterialeinschlüssen (Gerölle, Sandlagen). Die Verlehmungszonen sind oben z. T. mit Löß vermischt, welcher entweder in feiner Verteilung oder in größeren Partien vorhanden ist. Manchmal liegen die Lehmreste nur als mehr oder weni-

ger langgezogene Knollen und Flasern im Löß, der reich an anderen Einschlüssen ist. Aus der an Ort und Stelle entstandenen Bodenbildung ist durch das eiszeitliche Geschehen „Fließerde“ geworden. Der schichtige Löß ist meist Fließlöß, während der ungeschichtete als Windlöß oder äolischer Löß bezeichnet wird. Fließlöß und Fließerde sind auf das eiszeitliche Klima zurückzuführen. In den kurzen Sommern taute nur die oberste Bodenschicht auf. Das geschmolzene Eis verwandelte diese Zone in eine mehr oder weniger breiartige Substanz, welche der Schwerkraft folgend langsam nach unten floß. Gleichzeitig wurde Löß angeliefert, der in die Fließbewegungen mit einbezogen wurde. Manchmal spülte das Tauwasser einen Teil der Substanzen ab, die woanders wieder zur Ablagerung kamen (schichtiger Löß).

Von den Spuren der Lebewelt wurden der Kalkschrot und die Wurzelröhrchen bereits erwähnt. Am Tuniberg fanden sich als Besonderheit Reste vom echten Steinsamen (*Lithospermum officinale* L.) im Jüngeren Löß. In Analogie zu anderen Lößgebieten sind auch Pollen zu erwarten. Auffälliger und häufiger als Pflanzenreste sind tierische Fossilien. Die Säugetiere sind bisher durch Ren, Wildpferd, Wollhaariges Nashorn, Mammut, Edelhirsch, Ur und Wisent vertreten. Sie sind entweder typisch kaltzeitlich (Ren, Wollhaariges Nashorn, Mammut) oder konnten sich an diese Umwelt anpassen. Lebensspuren, d. h. Reste von Bauten grabender Säuger sind die „Krotowinen“. Damit bezeichnet man rundliche Gebilde bis etwa Faustgröße oder etwas größer, die in einer Wand dadurch auffallen, daß sie mit einem anderen Material als dem der betreffenden Schicht gefüllt sind.

Zu den allerhäufigsten Funden gehören Reste von Schnecken; ja sie sind geradezu charakteristisch für den Löß („Schneckenhäuselboden“). Winzige Muscheln fehlen nicht, sind aber äußerst selten. Etwa 70 Ar-

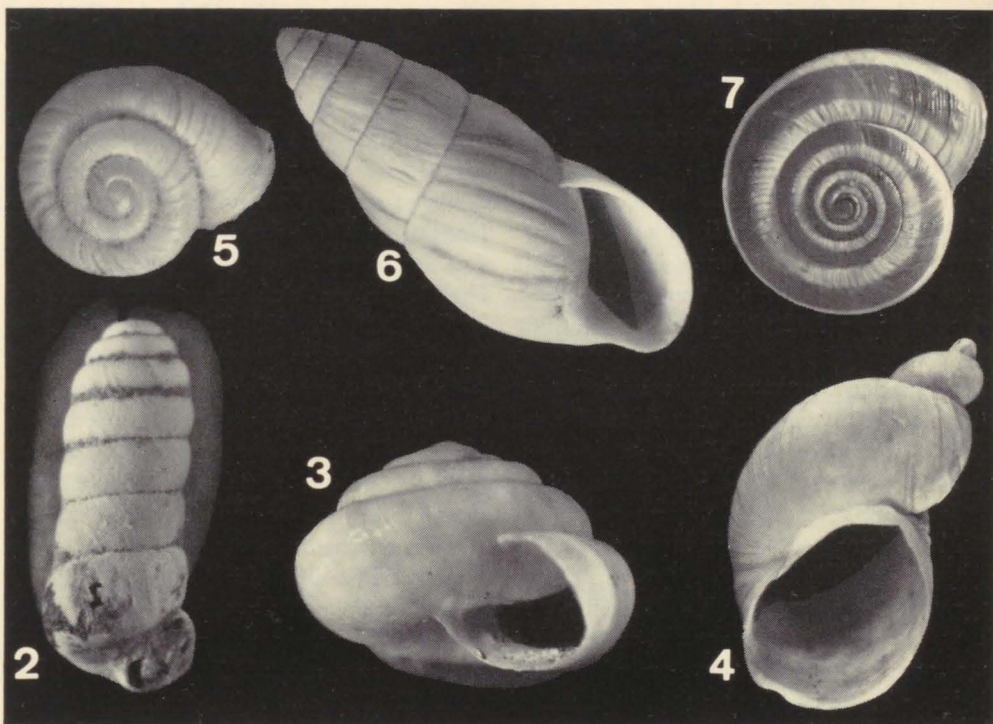


Abb. 2 *Columella columella* stark vergrößert
 Abb. 3 *Trichia hispida* vergrößert
 Abb. 4 *Succinea oblonga* vergrößert
 Abb. 5 *Vallonia costata* stark vergrößert
 Abb. 6 *Zebrina detrita* vergrößert
 Abb. 7 *Helicella itala* vergrößert

Die Abbildungen sind in verschiedenem Maße vergrößert

ten sind bisher aus dem Kaiserstuhl bekannt geworden — vom Tuniberg liegen noch keine modernen Untersuchungen vor —, deren Aufzählung hier allerdings zu weit führen würde. Die wichtigsten sind *Pupilla muscorum*, *Pupilla sterri*, *Columella columella*, *Vallonia costata* und *tenuilabris*, *Trichia hispida*, *Succinea oblonga* und Rückenschilder kleiner Nacktschnecken. Sie kommen in typischen Gesellschaften vor und gestatten bei ihrer engen Bindung an Vegetation und Klima genaue Aussagen über Entstehung und Umwelt zur Zeit ihres Lebens bzw. der Bildung der betreffenden Schicht. In den Faunen der verschiedenartigen Löss

gibt es geringfügige Unterschiede. — An wenigen, besonders begünstigten Stellen blieben auch die Verlehmungszonen so kalkreich, daß Schnecken gefunden wurden. Die Fauna besteht zum größten Teil aus Wald- und Gebüschschnecken, von denen einige heute bei uns ausgestorben sind (*Discus perspectivus*, *Drepanostoma nautiliforme*, *Pagodulina sparsa*, *Aegopinella ressmanni*, *Aegopis* sp.). Die Fließlösse und Fließerden als Bildungen eines kalt-feuchten Klimas führen eine verhältnismäßig artenreiche und sehr individuenreiche Schneckengesellschaft. Als Umlagerungsprodukte sind seltene Schalen warmzeitlicher oder frühglazialer Tiere zu

deuten. Im Frühglazial lebte unter noch nicht ganz so harten Bedingungen wie im Hochglazial die Schnecke *Bradybaena fruticum* mit ihren Begleitern. Sie fehlt in den meisten Fließbildungen, in denen neben der üblichen Lößfauna *Helicigona arbustorum* und *Vitrea crystallina* gefunden werden. Im kalt-trockenen Hochglazial gibt es individuellen- und artenarme Faunen, in denen Pupillen und *Trichia hispida* dominieren. Stellenweise ist der Löß völlig frei von Mollusken.

Wie bereits angedeutet, gibt es eigentlich nicht „den Löß“, der in „der Eiszeit“ entstand. Ebenso wie das Eiszeitalter in eine noch nicht genau bekannte Anzahl von Kalt- und Warmzeiten zerfällt, gibt es auch verschiedenartige Löss. Auch innerhalb einer Kaltzeit wechselte das Klima, was sich ebenfalls im Löß ausprägt. Den kaltzeitlichen Lössen stehen die warmzeitlichen Verlehmungszonen gegenüber. Bevor versucht wird, die Löss in die Gliederung des Eiszeitalters einzuordnen, soll das Gemeinsame unter Verwendung der oben dargelegten Befunde mit einigen Ergänzungen im Rahmen einer klimatischen Schilderung dargelegt werden. In einer Kaltzeit wird Löß aus den Schottern der südlichen Oberrheinebene ausgeblasen und vorwiegend im Windschatten des Gebirges abgelagert. Dort lebte in einer spärlich bewachsenen Tundra bzw. Kältesteppe (Wurzelröhrchen) eine dem Klima angepaßte Tierwelt. Die Kaltzeit wird durch eine Warmzeit abgelöst. Das Gebiet ist mit Ausnahme einiger exponierter Standorte mehr oder weniger dicht bewaldet. Es entsteht aus dem oberflächlich anstehenden Löß ein Waldboden, dessen unterer Teil in den braunroten Verlehmungszonen vorliegt. Der gelöste Kalk wird z. T. an der Basis der Verlehmungszonen wieder in Form von Lößkindeln ausgeschieden. Das Klima ist mindestens ebenso warm wie heute, vielleicht sogar wärmer, und in jedem Fall feuchter. In der nun folgenden Kaltzeit wird das

Klima zunächst kühl und feucht (Frühglazial), dann kalt und feucht. Die Landschaft war offen, hin und wieder von lichten Beständen widerstandsfähiger Gehölze unterbrochen. Der Oberboden der Verlehmungszonen wird völlig abgetragen; der rötliche Lößlehm kommt schon an sanft geneigten Hängen in der wärmeren Jahreszeit über dem gefrorenen tieferen Untergrund ins Fließen (Fließerde). Ebenso fließt der angelieferte Löß, der dabei wie die Fließerde gelegentlich Fremdmaterialeinschlüsse (Gerölle, Bodenreste) aufnimmt. Durch das Auf- und Zufrieren entstehen im schichtigen Löß merkwürdig wirre Strukturen („Würgeböden“ u. dgl.). Nun wird das Klima kalt-trocken und noch lebensfeindlicher. Der vom Wind angeblasene Staub wird nicht mehr umgelagert (äolischer Löß).

Feuchte und trockene Zeiten können in einer Kaltzeit mehrmals miteinander wechseln. Dementsprechend liegen in einem Lößprofil Fließlöß und äolischer Löß im Wechsel übereinander, ebenso die entsprechenden Schneckenfaunen.

Um eine zeitliche Ordnung in die verschiedenen Löss- und Verlehmungszonen zu bringen, wären ungestörte Profile notwendig. Infolge des Reliefs gab es aber schon in den Eiszeiten ständige Verlagerungen, ferner fehlen gut aufgeschlossene, größere Profile. Die Unterteilung in „Ältere“ und „Jüngere Löss“ wurde bereits erwähnt. Der jüngste Löß gehört in die Würmeiszeit. Er liegt im Westen, Norden und Osten (bei Denzlingen) auf der sicher würmeiszeitlichen Niederterrasse. Zudem wurde an seiner Basis bei Bötzingen ein Bodenrest mit einer reichen Fauna des Riß/Würm-Interglazials gefunden. Der tiefere Teil des „Jüngeren Lösses“ gehört an dieser Stelle in die Rißeiszeit. Der „Ältere Löß“ ist durch *Vallonia tenuilabris* und *Perforatella bidentata* (diese auch in Verlehmungszonen) charakterisiert. Er wird durch mindestens 4 warmzeitliche Bodenreste (= Verlehmungszonen) unter-

teilt. Deren zeitliche Stellung ist vorläufig noch völlig ungewiß — es können auch Abtragungslücken vorhanden sein —, doch sind die tiefsten mindestens Altpleistozän.

Auch in der Gegenwart wird der Löß vielfach umgelagert, man denke an die jahrhundertelange Kultivierungsarbeit, an Nachbrüche in Hohlwegen oder an Abtragung durch die Niederschläge. Derartiger Löß führt Scherben, Bauschutt und erst in der Nacheiszeit eingewanderte Schnecken, z. B. *Helicella itala*, *Zebrina detrita* und *Pomatias elegans*.

Literatur

BLUM, E. W. & MAUS, H.: Mineralogische Untersuchungen an Sedimentgesteinen und Böden des südlichen Oberrheingrabens und der Schwarzwaldvorbergzone, I. — Ber. naturf. Ges. Freiburg i. Br., 57, S. 175—202, Freiburg 1967.

Geologische Exkursionskarte des Kaiserstuhls 1:25 000 mit Erläuterungen. — Herausgegeben vom Geologischen Landesamt in Baden-Württemberg, Freiburg i. Br. 1959 (Vertrieb Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, Stuttgart).

GUENTHER, E. W.: Sedimentpetrographische Untersuchungen von Lössen, Teil I. — Fundamenta, Reihe B, 1, 91 S., Köln und Graz (Böhlaus), 1961.

KHODARY, O.: Feinstratigraphische und pedologische Untersuchungen an Lößaufschlüssen im

Kaiserstuhl (Südbaden). — Freiburger bodenk. Abh., 2, 149 S., Freiburg i. Br. 1968.

KIRCHHEIMER, F.: Über den oberrheinischen Löß und ein weiteres Vorkommen von Resten der Boraginaceen-Gattung *Lithospermum* L. — N. Jb. Geol. Paläont. Mh. 1969, 1, Stuttgart 1969.

Heidelberg und der Löß. — Ruperto-Carola, 46, S. 3—7, Heidelberg 1969.

LAIS, R., LITZELMANN, E., MÜLLER, K. et al.: Der Kaiserstuhl. — 517 S., Freiburg i. Br. 1933 (Bad. Landesverein f. Naturkunde und Naturschutz).

LEIBER, J. & MAUS, H.: Konkretionen organischen Ursprungs im Löß. — Jh. geol. Landesamt Baden-Württemberg, 11, S. 299—308, Freiburg i. Br. 1969.

LOŽEK, V.: Das Problem der Lößbildung und die Lößmollusken. — Eiszeitalter und Gegenwart, 16, S. 61—75, Öhringen 1965.

MAUS, H.: Wurzelröhren im Löß. — Jh. geol. Landesamt Baden-Württemberg, 11, S. 117—125, Freiburg i. Br. 1969.

MÜNZING, K.: Quartäre Molluskenfaunen aus dem Kaiserstuhl. — Jh. geol. Landesamt Baden-Württemberg, 11, S. 87—115, Freiburg i. Br. 1969.

SCHREINER, A.: Niederterrasse, Flugsand und Löß am Kaiserstuhl (Südbaden). — Mitt. bad. Landesver. Naturkunde u. Naturschutz, N. F. 7, H. 2, S. 113—125, Freiburg 1958.

Titelbild und Seite 11 stellte Herr Umminger zur Verfügung, 2—7 wurden von Frau Owsianowski fotografiert. Die Vorlagen stammen aus dem hier behandelten Gebiet.

Mediterrane Schnecken des Kaiserstuhls und seiner Umgebung

Von Klaus Münzing, Freiburg i. Br.

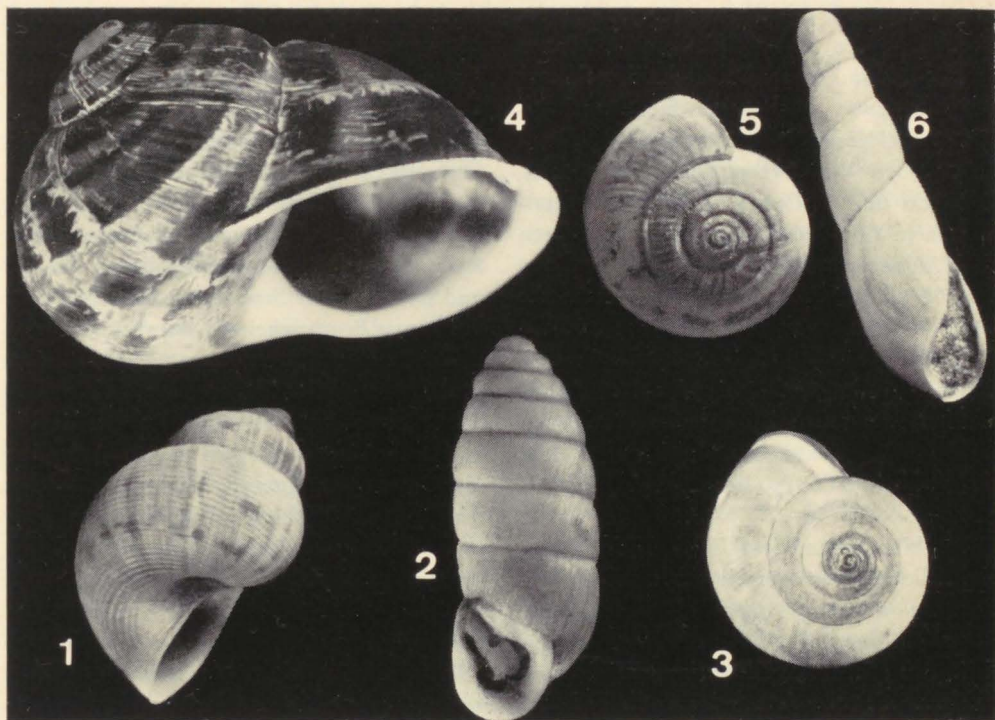
Der Kaiserstuhl als wärmster Teil Deutschlands beherbergt in seiner Tier- und Pflanzenwelt manche Arten, deren Hauptverbreitungsgebiet der Mittelmeerraum ist. Auch bei den Schnecken gibt es derartige Formen, die z. T. außerordentlich häufig sind. Ihre Verbreitung ist im Breisgau allerdings nicht auf das Vulkangebirge beschränkt, sondern schließt den Tuniberg, Breisach, den Lehener Berg bei Freiburg und einzelne Gebiete der Vorbergzone mit ein. Die Landschnecken als selbst nur wenig wanderungsfähige Tiere eignen sich vorzüglich für tiergeographische Studien. Doch ist man immer wieder überrascht, wie der moderne Verkehr das Verbreitungsgebiet einer Art zumindest zeitweise vergrößern kann, und wie auch bei den Schnecken Ausbreitungsvorgänge ohne menschliches Zutun zu beobachten sind, die in Jahrzehnten größere Gebiete dem ursprünglichen Areal angliedern. In diesem Aufsatz werden Formen behandelt, deren tiergeographische Charakteristik *mediterran-westeuropäisch* ist, und die überall in Deutschland Besonderheiten darstellen. Andere Schnecken, die ebenfalls wärmeliebend sind und ihr Verbreitungszentrum in Südosteuropa haben (pontisch, meridional) sollen nicht besprochen werden. Sie sind, zumindest in den Kalkgebieten Süddeutschlands, weit verbreitet und nicht an die Klimagunst der wärmeren Lagen gebunden (ihnen macht z. B. ein harter Winter kaum etwas aus).

Die mediterran-westeuropäische Gruppe der Kaiserstuhlschnecken umfaßt *Pomatias elegans*, *Jamiania quadridens*, *Monacha cartusiana* (Karthäuserschnecke), *Cryptoomphalus aspersus* (Chagrinschnecke), *Oxybilus draparnaudi* und *Caecilioides acicula*.

Der Verbreitungstyp mediterran-westeuropäisch wird am besten bei der häufigen

Pomatias elegans erläutert. Sie lebt im ganzen nordwestafrikanischen und europäisch-asiatischen Mittelmeergebiet (wird allerdings in Kleinasien und Syrien, z. T. durch andere Arten vertreten); in Westeuropa in ganz Frankreich, dem größten Teile Belgiens und in Südholland, örtlich in England und Wales. Die nördlichsten Vorkommen liegen in Dänemark: Südwestseeland, Südostfünen und auf zwei kleinen Inseln. In Südosteuropa geht das Tier südlich der Transsilvanischen Alpen bis zur Donaumündung, westwärts nicht ganz lückenlos über Slawonien und die Karstländer an die Südhänge der Alpen bis etwa zum Luganer See, doch so, daß es in den Tälern selten über 1000 m ansteigt. Von Slawonien erstreckt sich das Gebiet etwas die Drau aufwärts (Marburg, Pettau) und nach Westungarn (Plattensee), dort allerdings nur noch Reliktposten wie bei Krems/Donau, Wiener Neustadt und Wechselgebiet am Ostfuß der Alpen. Von der Rhône und dem Französischen Jura her durch die Westkantone der Schweiz hat die Schnecke den Rhein erreicht. An den beiden Rändern der Oberrheinebene hat sie zahlreiche Standorte: Vogesen-Vorberge bis Zabern, Pfalz bei Leistadt, Isteiner Klotz, Kaiserstuhl, Tuniberg, Vorbergzone bei Hecklingen, bei Karlsruhe und Heidelberg und an der Bergstraße; ferner am Hochrhein und im westlichen Bodenseegebiet. Am Niederrhein im Tale an mehreren Orten bis Bonn, im Ahr- und Moseltal, an der unteren Lahn und im Siebengebirge. Weit davon getrennt ein Areal in Mitteldeutschland im Gebiet der Weser und der thüringer Saale. Im folgenden sei nur die Verbreitung in Deutschland genannt.

Jamiania quadridens ist das wärmebedürftigste Mitglied dieser Gruppe. Sie lebt am Kaiserstuhl, Tuniberg, Lehener Berg, bei



- Abb. 1 *Pomatias elegans* vergrößert
 Abb. 2 *Jamina quadridens* vergrößert
 Abb. 3 *Monacha cartusiana* vergrößert
 Abb. 4 *Crytoomphalus aspersus* vergrößert
 Abb. 5 *Oxychilus draparnaudi* vergrößert
 Abb. 6 *Caecilioides acicula* stark vergrößert

Die Abbildungen sind in verschiedenem Maße vergrößert

Hecklingen und an verschiedenen Orten des Nahe- und Moseltales. Das eigentliche Wohngebiet von *Monacha cartusiana* ist die Rheinebene, wo man sie z. B. an den Uferdämmen bei Breisach zu Tausenden sammeln kann. Doch lebt sie auch im Kaiserstuhl und Tuniberg. Das Oberrheingebiet bewohnt sie von Basel bis Heidelberg und hat zwischen 1930 und 1954 das Neckartal von Heidelberg bis Stuttgart besetzt. Sie drang durch die Burgundische Pforte ins Rheingebiet ein und erreichte um 1925 die Elzmündung, war aber vielleicht 1869 örtlich schon bei Kehl verbreitet. Sie ist ein Beispiel dafür, daß auch die langsamen Schnecken in verhältnismäßig kurzen Zeiten aktiv

größere Räume besiedeln können. Saar- und Moseltal und das Rheingebiet zwischen Koblenz und Wesel sind weitere Fundorte in Deutschland. *Crytoomphalus aspersus* ist in Deutschland nirgends einheimisch, wurde aber wiederholt verschleppt. Die Kolonien halten sich u. U. Jahrzehnte, erlöschen dann aber wieder. Mir ist ein Fundplatz auf der Westseite des Breisacher Münsterbergs bekannt, wo im Gebüsch zahlreiche lebende Tiere und leere Schalen lagen (März 1967). In Südwestdeutschland lebt oder lebte die Schnecke in Kehl, Ludwigshafen, Meersburg, Überlingen, Neckarsteinach, Gundelsheim. *Oxychilus draparnaudi* und *Caecilioides acicula* sind in großem Maße Kulturfolger ge-

worden, so daß sich ihr ursprüngliches Verbreitungsgebiet nicht mehr gut erkennen läßt. *Oxychilus* ist in Deutschland wohl nur im Südwesten alteinheimisch: Oberrheinebene mit Kaiserstuhl und Tuniberg sowie Hänge der Vorbergzone, Hochrheingebiet, Klettgau und Bodensee. Heute in Mitteleuropa in Gewächshäusern, Kellern, Gärten und Anlagen weit verbreitet. Die mediterrane Heimat der blinden Bodenschncke *Caecilioides* läßt sich nur dadurch erschließen, daß sie heute in Mitteleuropa in den wärmeren oder niederschlagsärmeren Landschaften wesentlich häufiger ist als in den feuchteren und kälteren. In letzteren lebt sie vielfach nur in isolierten Kleinlandschaften.

Die hier behandelten Tiere bilden keine einheitliche Lebensgemeinschaft. Ihr Vorkommen wird nur durch die Klimagunst, vor allem durch die milden Winter, ermöglicht. Am anspruchsvollsten ist *Jaminia quadridens*. Sie bewohnt warme, lößbedeckte Südhänge und kommt nur bei nassem Wetter hervor. *Monacha cartusiana* lebt in mehr oder weniger offenem Gelände, und zwar sowohl in den feuchten Rheinauen als auch auf den wärmeren Matten der Gebirge. Ty-

pisch für lichte Wälder und Buschvegetation ist *Pomatias elegans*. Schon ein einzelner Busch auf trockener Wiese genügt ihr als Unterschlupf. *Caecilioides acicula* ist ein blindes, im Boden vergraben lebendes Tier. *Oxychilus draparnaudi* liebt warme Stellen, meist lichte Wälder, sucht aber Deckung und Feuchtigkeit unter Steinen. *Cryptoomphalus aspersus* bevorzugt Gärten, lichte Wälder und Mauern. Der Standort soll lockere Erde und etwas Feuchtigkeit aufweisen.

Die mediterran-westeuropäischen Arten sind erst nach der letzten Eiszeit eingewandert, teils während des postglazialen Klimaoptimums, teils erst in historischer Zeit (*Monacha*, *Cryptoomphalus*). Die Einwanderung erfolgte über den Schweizer Jura bzw. durch die Burgundische Pforte. Im postglazialen Klimaoptimum (Atlantikum, 5000 bis 7000 Jahre vor der Gegenwart) war die Verbreitung der ersten Gruppe größer. Die nachfolgende Klimaverschlechterung konnte sie nur in besonders begünstigten Landschaften überstehen.

Anmerkung:

Die Abbildungen stellte Frau Owsianowski her; die Originale stammen aus dem hier behandelten Gebiet.

Die Pflanzenwelt des Kaiserstuhls

Von Hans Kleiber, Burg-Höfen, Kr. Freiburg

Auch nachdem vor etwa 50 Millionen Jahren zu Beginn der Erdneuzeit (Tertiär-Miocänzeitalter) der Rheinalgraben eingebrochen war und Schwarzwald und Vogesen sich trennten, blieben die Hauptbruchzonen des Rheintals noch lange Unruhegebiete.

An dem Punkt, wo sich der Rheinalgraben mit der Querbruchzone des sogenannten Bonndorfer Grabens bzw. dessen westlicher Verlängerung kreuzten, drangen vulkanische Massen aus der Tiefe und bauten im Laufe eines sich über lange Zeiträume ausdehnenden Vorgangs das Vulkangebirge des Kaiserstuhls auf; im Verlauf dieser Gebirgsbildung kamen neben den aus großer Tiefe stammenden Magmamassen auch aus dem früheren Deckgebirge stammende Kalke herauf, die insbesondere im zentralen Gebiet des Badbergs auffallen und für die Pflanzenwelt von großer Bedeutung sind. Neben der Haupteruptionsstelle bildeten sich im Verlauf der Ausbrüche auch noch eine Reihe von Tochtervulkanen — Zweigniederlassungen — kleineren und kleinsten Ausmaßes; so Münster- und Eckartsberg in Breisach, der Vulkanklotz, auf dem das Mahlberger Schloß steht, ein kleiner Durchbruch bei der Berghäuser Kapelle am Schönberg (neuerdings durch Straßenbau sehr deutlich gemacht!) und viele andere mehr.

Von größter Bedeutung für die sich in dem zunächst vegetationslosen Gebirge entwickelnde Pflanzenwelt, ebenso wie für die menschliche Besiedlung und Bewirtschaftung bis in die heutige Zeit, war die Ausbildung des Lösses, der mehr noch wie das eigentlich Vulkanische die Landschaft des Kaiserstuhls bestimmt und alle anderen Lößgebiete Deutschlands an Ausdehnung und Mächtigkeit bei weitem übertrifft.

Die ursprünglich schroffen Formen des Vulkangebirges sind durch die bis 30 m hohen

Lößablagerungen weitgehend überdeckt, gemildert und ausgeglichen worden. Sie überzogen ursprünglich das ganze Gebirge, wurden jedoch in den höheren Lagen abgewaschen oder durch Verlehmung umgestaltet und bindiger gemacht; in den Randzonen, besonders im Norden und Osten des Gebirges, ist er jedoch noch in größter Ausdehnung erhalten.

Auf diesen Lößanhäufungen erfolgte in der Spätglazial- und Postglazialzeit die erste Besiedlung mit Pflanzen; Birken und Kiefern waren die ersten Ankömmlinge, die schon 11 000 bis 10 000 Jahre v. Chr. in verschiedenen vor- und zurückflutenden Wellen ankamen und wahrscheinlich ausgedehnte, lichte Kiefern-Birkenwaldungen bildeten. Mit weiterer Erwärmung kam zuerst in großem, landschaftsbestimmendem Maße der Haselstrauch hinzu, nach dem die frühe Wärmezeit etwa um 6000 bis 5000 Jahre v. Chr. als die Kiefern-Haselzeit bezeichnet wird. Weitere Klimaverbesserung schuf dann um 5500 bis 2500 Jahre v. Chr. die Voraussetzungen für die Einwanderung der Eiche mit den sie begleitenden Baumarten (Ulme, Linde usw.), Bodenpflanzen und Sträuchern aus südlichen und östlichen, früher schon warmen Gebieten; die damals eingewanderten, z. T. als wärmezeitliche Relikte anzusehenden, wärmeliebenden Pflanzen sind es in erster Linie, die bis zum heutigen Tage die besondere Eigenart der Kaiserstuhlflora bilden. Sie blieb trotz einer nachfolgenden Klimaverschlechterung (atlantische Zeit) mit reichlicheren Niederschlägen.

Für den Menschen muß das Gebirge damals noch schwer zugänglich gewesen sein, da es, rings von Sümpfen und Flußarmen umringt, eine ausgesprochene Insel bildete. Das ist wohl auch der Grund, weshalb erste Spuren menschlicher Niederlassungen und

damit Einflußnahme auf Landschaft und Vegetation erst aus der jüngeren Steinzeit, also etwa um die Zeit 5000 bis 3000 Jahre v. Chr. bekannt sind, während andere, durch Landbrücken mit dem „Festland“ verbundene Gebiete, etwa der Tuniberg, schon mindestens 5000 Jahre früher besiedelt wurden. Abschwemmungen, tiefe Überlagerungen und die späteren umfangreichen Bodenbewegungen (s. u.) haben andererseits wohl viele Spuren zerstört. Der lockere, leicht zu bearbeitende Löß lockte nun bei gleichzeitiger Klimaverbesserung hier wie anderwärts ackerbautreibende Völker, vornehmlich aus dem Osten an. Sie griffen erstmals stark in Landschaft und natürliches Pflanzengefüge ein, wobei nicht nur große Flächen völlig zur Gewinnung von Ackerland gerodet wurden; in die von den Siedlungen entfernter gelegenen, ursprünglich auch mit lichtem Wald bestandenen Flächen trieb der jungsteinzeitliche Bauer seine Rinder, Schafe, Schweine und Ziegen ein, wo sie fast das ganze Jahr ihre Nahrung suchen mußten, da Stallfütterung höchstens in ersten Anfängen geübt wurde. Die Eichenmischwäldungen jener Zeit mit anderen Lichtholzarten und immer noch viel Hasel ließen schon durch die Eigenart ihrer Bestandglieder viel Licht auf den Boden und waren wohl keineswegs undurchdringliche Urwäldungen. Blitzschlag, Feuer und unregelmäßige Holzentnahme, ferner Laubgewinnung von Bäumen lichtet den Wald vielfältig auf, so daß futterspendende Pflanzen gedeihen konnten. Die Hauptursache der Verlichtung aber waren die Weidetiere selbst — weniger die Rinder, als vielmehr Schafe und Ziegen, die — wie heute noch in Südeuropa zu beobachten — als die Hauptverantwortlichen für den Waldrückgang anzusehen sind. Die gegen den Viehtrieb empfindlichen Eichenwäldungen der unteren Lagen wurden dabei weitaus mehr beansprucht als die zentralen Buchenwäldungen, von der Entfernung dieser Bestände zu den tiefgele-

genen Siedlungen ganz abgesehen; der weit aus bessere Boden der Buchenwaldstandorte erwies sich als bedeutend widerstandsfähiger als die Eichenmischwäldungen in den unteren, trockenen Lagen. Auch die laufende Entnahme von Eicheln und anderen Waldfrüchten durch Schweine spielte eine große Rolle in der Minderung des natürlichen Nachwuchses und damit der Lichtung.

Es muß hier die eigenartige Tatsache festgehalten werden, daß es in erster Linie der Mensch war, der durch Rodung, Lichtung und Waldweide die Voraussetzungen für die Erhaltung der Trocken- und Halbtrockenflächen schuf. Die trockensten Flächen waren ohnedies waldfeindlich und neigten damals wie heute zur Ausbreitung von Buschwäldungen, die ihrerseits vom Weidevieh kurz gehalten wurden. Die etwas feuchteren „Mesobrometen“ (s. u.) wurden intensiver beweidet, in späteren Zeiten auch einmal im Jahre gemäht und konnten deshalb den wärmeliebenden Pflanzen auf lange Zeiträume die Voraussetzungen des Gedeihens bieten.

Der stärkste Eingriff aber, den der Mensch in der ursprünglich steilen Lößlandschaft vornahm, war die Terrassierung. Möglicherweise waren es schon die Römer, die mit den Reben die in ihrer Heimat gewohnte Terrassierung begannen. Sicher aber setzte unter den fränkischen Königen um die Mitte des 1. Jahrtausends n. Chr. eine Geländeumgestaltung größten Ausmaßes ein; man schuf damals, je nach Steilheit in kleineren und größeren Stufen eine Terrassenlandschaft, da es sich erwies, daß der leicht abschwemmbar Löß in den natürlichen Böschungswinkeln als Reb- oder Ackerland nicht zu bewirtschaften war und ohne Grasnarbe in kürzester Zeit zu Tal geschwemmt worden wäre. Die Leistungen jener Zeit können angesichts der damals zur Verfügung stehenden technischen Mittel nur höchste Bewunderung abnötigen. Für die Entwicklung der Pflanzenwelt ist wichtig, daß die zahl-

losen Rebraine, die bestenfalls einmal im Jahr zur Futtergewinnung gemäht wurden, Ersatz für die bei der Terrassierung zerstörten Halbtrockenrasen schufen. Jahrhundertelang war die Kaiserstuhllandschaft durch diese vielfach übereinander gestaffelten Terrassen geprägt; sie veränderten sich kaum, nur die Zugangswege nagten sich in Form der eigenartigen Lößhohlwege immer tiefer in die Landschaft ein, wodurch wieder besonders eigenartige Pflanzenstandorte entstanden.

Um das Kapitel Löß bis in die Gegenwart weiterzuführen, sind die Rebflurbereinigungen zu erwähnen, die bald nach dem letzten Krieg in Gang kamen und die Lößlandschaft erneut, jetzt aber in einem kaum für möglich gehaltenen Ausmaß umgestalteten. Ziel dieser Maßnahmen war es, die unendliche Zahl von Kleinparzellen zu verringern und sie ausnahmslos an ein großzügiges Wegnetz anzuschließen. Dabei wurden im wahrsten Sinne des Wortes Berge versetzt, eingeschnittene Mulden ausgefüllt und Nordhänge durch großzügige Terrassierung der Sonne zugänglich gemacht. Millionen von Kubikmetern des leicht zu lösenden Lösses wurden verschoben und unter Beseitigung aller Kleinparzellen zu großen Terrassen zusammengefügt; zählte man vorher an manchen Orten noch 30 und mehr Kleinstterrassen übereinander, so sind es jetzt nur noch einige wenige, dafür aber entsprechend viel höhere Stufen; den vielen Freunden der in Jahrhunderten gewachsenen Kulturlandschaft des Kaiserstuhls fällt es nicht leicht, sich an dieses völlig veränderte Bild zu gewöhnen.

Mit der Veränderung der Geländearchitektonik einher ging die Beseitigung der eigenartigen Lößhohlwege, die heute nur noch in wenigen, von der Rebumlegung nicht erfaßten Gewannen zu finden sind. Auch der Bestand an Nuß- und Obstbäumen mußte — zwangsläufig — geopfert werden.

Die einst so berühmte und viel aufgesuchte Kirschblüte des Kaiserstuhls hat schwere Einbußen erlitten. Hoffnungen auf eine Wiederbegründung dieser Bestände gibt es nicht, da der Winzer weder Baum noch Strauch im Rebgelände dulden will, um den traubenraubenden Staren keine Stützpunkte zu gewähren.

Für das Schicksal der natürlichen Pflanzenwelt ist auf den großen Unterschied im Tempo und im Ausmaß der beiden Terrassierungsperioden hinzuweisen. Erstreckte sich die erste Terrassierung auf lange Zeiträume mit verhältnismäßig bescheidenen Umgestaltungen, die der natürlichen Pflanzendecke noch vielfältig Gelegenheit zum Weiterwachsen an den Böschungen bot, so ist bei den modernen Verfahren an den 30 und mehr Meter hohen, neuen Böschungen so gut wie nichts mehr aus dem alten Bestand der zusammengesetzten Terrassen erhalten geblieben und nur durch Zufall hie und da einmal etwas hineingeraten. Die modernen Terrassenböschungen sind allerdings mit ausgewählten Pflanzensamen in einem besonderen Verfahren begrünt worden, doch dienen diese Einsaaten ausschließlich der Böschungsbefestigung und der in die Ferne wirkenden landschaftlichen Gestaltung. Samen der ursprünglichen Böschungsflora, vor allem der für den Kaiserstuhl besonders charakteristischen Arten, sind schon deswegen nicht verwendet worden, weil sie von den Samenhandlungen nicht zu erhalten sind oder viel zu teuer gewesen wären.

Es bleibt zu hoffen, daß sich auf den neugeschaffenen Böschungen im Verlauf längerer Zeiträume wenigstens zum Teil wieder die ursprüngliche Flora einfinden wird, da die klimatischen und bodenmäßigen Voraussetzungen dafür durchaus gegeben sind. Es bleibt sogar zu hoffen, daß die hohen, schwer zugänglichen Böschungen dem Zugriff von Pflanzenräubern weniger ausgesetzt sein werden. Vorläufig ist das Bild

der Landschaft in seiner Künstlichkeit und Eintönigkeit des Bewuchses noch wenig anziehend. (vgl. Bild S. 246).

Eine Maßnahme darf in diesem Zusammenhang noch erwähnt werden, die mit großem Eifer, Zeit und Geldaufwand insbesondere von den Naturschutzorganen des Schwarzwaldvereins (vor allem Revierförster a. D. Bärmann — Breisach) in den letzten Jahren in die Wege geleitet worden ist: Schulkinder haben im Kaiserstuhl in großen Mengen Samen der Küchenschelle und der großen Anemone gesammelt. Sie wurden fachmännisch in entsprechenden Betrieben ausgesät; die nachgezogenen kräftigen Pflanzen werden alljährlich durch Schulkinder und freiwillige Helfer in die kahlen Böschungen eingepflanzt; von den 20 000 bis heute eingebrachten Pflanzen blühen schon viele wieder am neuen Standort! Es darf jedoch nicht verkannt werden, daß die durch die tiefgreifenden Bodenbewegungen eingetretenen Verluste der Vegetation in erster Linie im Untergang der überaus artenreichen Pflanzengesellschaften bestehen, die durch die Wiedereinbringung der beiden genannten, attraktiven und besonders populären Pflanzenarten nicht aufgewogen werden können. Das selbstlose Handeln der freiwilligen Helfer verdient trotzdem uneingeschränkte Anerkennung. —

Die Verluste an typischen Pflanzengemeinschaften des Kaiserstuhls durch die Umlageungsmaßnahmen sind dadurch noch empfindlicher, daß sie an vielen Orten noch Gelände erfaßten, das gar kein ursprüngliches Rebland war. Einige besonders interessante, bisher meist nur als Wiese mit einmaligem Schnitt oder auch gar nicht bewirtschaftete „Halbtrockenrasen“, ja sogar felsige Trockengebiete, trockene Eichenmischwälder wurden, wo nötig mit nachträglicher Erdauffüllung, in das neu aufgebaute Rebland einbezogen, da gerade diese für den Botaniker so interessanten, in Mitteleuropa

kaum mehr wieder vorkommenden Standorte naturgemäß auch die besten Weinlagen ergeben. Leider ist dieser Prozeß noch lange nicht abgeschlossen, der angesichts der großen quantitativen wie qualitativen Erfolge in den neuen Rebanlagen mit den schwachen Mitteln des Naturschutzes nicht aufgehalten werden kann.

Leider ist noch eine weitere bedauerliche Tatsache aus dem Löß-, bzw. Rebland zu erwähnen, die ebenfalls die Pflanzenwelt schwerstens schädigt: Das leidige Abbrennen der Raine, das bis zum Inkrafttreten der Naturschutzverordnung vom 6. Juni 1963 vom 1. Oktober bis zum 15. März erlaubt war, nach dieser Verordnung jedoch ganzjährig verboten ist. Trotzdem und in Mißachtung stets wiederholter Hinweise in der Presse und in den Gemeinden brennt es alljährlich im Kaiserstühler Rebland, sogar noch weit über den Zeitpunkt hinaus, der früher das Abbrennen begrenzte. Die Winzer halten diese Maßnahme aus mancherlei Gründen, die hier nicht zu erörtern sind, für notwendig; daneben aber ist es ein Volksbrauch, an dem die ortsansässigen Lausbuben, von keiner Seite gehindert, von den Winzern unterstützt, mit großer Begeisterung festhalten. Die Verluste an Pflanzen- und Tierwelt, insbesondere auch an den vielen seltenen Insekten, sind bedeutend. Auch neu angepflanzte Anemonen und Küchenschellen wurden schon von diesen Bränden wieder zerstört!

Nur am Rand soll erwähnt werden, daß auch die vielen Giftmittel, besonders die zur Unkrautbekämpfung dienenden, die Pflanzenwelt und die Kleintiere des Kaiserstuhls empfindlich schädigen.

Da der Löß 85 % des Kaiserstuhlgebietes bedeckt, mußte seine Entstehung, Geschichte und sein Schicksal bis in die neueste Zeit etwas eingehender betrachtet werden. Auch sollte der Leser einen Eindruck gewinnen, welche Sorgen den Freund der Landschaft

im allgemeinen, der Tier- und Pflanzenwelt im besonderen in diesem Gebiet bewegen oder sogar bedrücken.

Für die nachfolgende Betrachtung der Besonderheiten der Kaiserstuhlflora wollen wir das Gebiet in verschiedene Wachstumsgruppen aufteilen, die durch Lage, Bodenbeschaffenheit und nicht zuletzt auch menschliche Einwirkung bedingt sind.

Die Pflanzengesellschaften des Kaiserstuhls

A. Pflanzen in Siedelungen und Dorfnähe

- 1) Straßenränder, Trittflora
- 2) Mauern
- 3) Dämme, Schuttplätze, Ödland
- 4) Gräben

B. Kulturland

- 1) Äcker
- 2) Fett- und Mähwiesen, Obstgärten
- 3) Weinberge
- 4) Wegränder, Böschungen
 - a) trockene Böschungen, besonders Weinbergstufen
 - b) schattigere, feuchte Lagen
 - c) Lößhohlwege

C. Offene Landschaft

- 1) Trockene Steppenrasen, Kalkmagerasen, Felsbänder, Felsköpfe, „Xerobrometum“
- 2) Halbtrockenrasen, „Mesobrometum“
- 3) Hecken, Gebüsche, Waldränder

D. Wald

- 1) Flaumeichen- und trockene, lichte Eichen-Kiefernwaldungen
- 2) Eichenmischwald
- 3) Buchenwald
 - a) Reiner Buchenwald
 - b) Laubmischwald mit reichlich Buche; feuchtere Lagen
 - c) Waldlichtungen

E. Sumpfwiesen, Gräben — insbesondere Faule Waag

A. Pflanzen im Siedlungsbereich

Wenn wir unsere Kaiserstuhlwanderung in irgendeinem Dorfe beginnen, sollten wir uns zunächst einmal auch nach den meist übersehenen und unbeachteten Pflanzen umsehen, die wir in der unmittelbaren Nähe der menschlichen Siedelungen antreffen. Wenn wir hier zwar wenige für den Kaiserstuhl besonders charakteristische Arten antreffen, so fallen doch auch jetzt schon der Artenreichtum und vor allem — durch Klima und Boden bedingt — kräftigerer Wuchs und leuchtendere Farben auf.

1. An den vom Tritt des Menschen verschonten schmalen Streifen am Fuß von Mauern, auch auf diesen, sind es zwei Grasarten, die es hier noch aushalten: Die Mäusergerste (*Hordeum murinum*) mit ihren wie verkümmertes Getreide wirkenden Ähren und die Taube Trespe (*Bromus sterilis*), deren überhängende, langbegrannnte Rispen durchaus einen Blick wert sind. Sehr genügsam ist auch die Wegewarte (*Cichorium intybus*), deren Name nicht treffender hätte gewählt werden können. Sie erfreut uns den ganzen Sommer über mit ihren im Kaiserstuhl besonders tiefblauen Blüten. Am duldsamsten sind die Pflanzen, die auch den Tritt des Menschen noch ertragen; es sei nur der Große Wegerich (*Plantago major*), dessen Name schon seinen Daseinsbereich andeutet, und der Vogelknöterich (*Polygonum aviculare*) erwähnt, der es sogar noch zwischen Pflastersteinen aushält.

2. Artenreicher ist schon die Flora der M a u e r n , wo wir einige hübsche Kleinformen antreffen. Das ganze Jahr über halten sich die feingliedrigen Blätter zweier Farnarten: der Schwarzstielige Strichfarn (*Asplenium trichomanes*) und die Mauerraute (*Asplenium ruta-muraria*). Im allerersten Frühjahr blüht hier das Hungerblümchen (*Erophila verna*), nur 2—10 cm groß; der Name deutet schon die dürrtigen Plätzchen

an, die es besiedelt. Gleich winzig ist eine Steinbrechart, meist übersehen und als solche kaum erkannt: Der Dreifingersteinbrech, ein kleiner Verwandter der in den Alpen besonders artenreichen Gattung (*Saxifraga tri-dactylites*), der auch schon im April seine winzigen weißen Blütchen entfaltet. Der rötliche Stengel ist mit einigen 3—5 lappigen Blättchen besetzt, die der Pflanze den Namen gegeben haben. Hübsch sind auch die verschiedenen Fettkrautarten: der echte, gelbblühende Mauerpfeffer (*Sedum acre*), die kleinste Form; gleichfalls gelb, größer, das Felsenfettblatt, auch Tripmadam (aus dem Französischen) genannt (*Sedum reflexum*), weiß das Weiße Fettblatt (*Sedum album*). In die gleiche Familie gehört die Hauswurz (*Sempervivum tectorum*), eine alte, aus alpinen Kleinarten gezüchtete Kulturform, die wir hie und da auf Dächern oder Mauerkronen finden können; sie begnügt sich mit dem angewehten Staub und baut trotzdem gewaltige Rosettenanhäufungen auf. Ihre Kultur verdankt sie auch dem ihr zugeschriebenen Schutz vor Blitzschlag. Ein sehr hübsches Mauerblümchen ist auch das zarte Cymbelkraut (*Cymbalaria muralis*), das etwas schattigere Mauerritzen bevorzugt und hier bis in den September hinein seine kleinen, blaßvioletten Blütchen entfaltet, die dem Löwenmäulchen ähneln. Es stammt aus dem Mittelmeerraum, ist aber seit langem bei uns eingebürgert und genießt volles Heimatrecht. Auffälliger ist der gleichfalls im Mittelmeergebiet beheimatete Goldlack (*Cheiranthus cheiri*), den wir öfters an Stadtmauern (Breisach) oder in der Nähe von Burgen antreffen können. Noch in schmalsten Mauerritzen findet er sein Fortkommen. Die herrlich duftenden, goldgelben bis braunen Blüten bilden schon im Mai einen wunderbaren Schmuck des alten Gemäuers.

Nicht zuletzt sei auch auf die Hausgärten in den Kaiserstuhldörfern hingewiesen, in denen infolge des warmen Klimas und der

nährstoffreichen Böden ein artenreicherer und farbenprächtigerer Blütenflor gedeiht als anderswo. Es ist höchst bemerkenswert, daß die schwer arbeitende Bevölkerung noch immer Zeit findet, diese Kleinode zu pflegen, wobei sich die Dorfverschönerungswettbewerbe noch befruchtend auswirken.

3. Eine durchaus beachtenswerte Pflanzenwelt weisen auch *Ödlandereien*, Schuttplätze, Dämme und anderes unkultiviertes Gelände in der näheren Umgebung der Dörfer auf; hier treten bereits Arten auf, die in anderen Gebieten fehlen oder nicht so kräftig entwickelt sind. Schon im ersten Frühling erscheinen die roten und weißen Blüten der Taubnesselarten (*Lamium maculatum* und *album*), deren Blüten es bei naher Betrachtung an Schönheit durchaus mit Seltenerem aufnehmen können. Es folgen die weithin leuchtenden, gelben Blütenstände des Färberwaid (*Isatis tinctoria*), eine uralte, in Südosteuropa beheimatete Kulturpflanze, die bis zur erleichterten Einfuhr indischen Indigos zur Gewinnung blauen Farbstoffs vielfach angebaut wurde und seither verwildert ist. (In Sachsen suchte man 1650 durch Androhung der Todesstrafe auf Verwendung eingeführten Indigos den Anbau des „Deutschen Indigos“ zu erhalten!). Reichstes Blühen entwickeln diese „Ruderalstandorte“ im Sommer mit großen Disteln, z. B. der sehr stattlichen Eselsdistel (*Onopordum acanthium*), die über 2 m hoch wird und besonders durch ihre graugrünen, akanthusähnlichen Blätter auffällt. Große dunkelrote Blütenköpfe trägt die Nickende Distel (*Carduus nutans*), blaue Farben bringen die Rauhblattgewächse Natternkopf (*Echium vulgare*) und Hundszunge (*Cynoglossum officinale*); vieles leuchtet gelb: die verschiedenen Königskerzen (*Verbascum thapsus* und *thapsiforme*), auch das kleinere seltener Schabenkraut (*Verbascum blattaria*), ferner die Wilde Resede (*Reseda lutea*) und Färberwau (*Reseda luteola*), früher zur Gewinnung gelber Farbe angebaut

wie die gleichfalls hier vorkommende tiefgelbe Färberkamille (*Anthemis tinctoria*). Gelb auch der hohe, sparrige Steinklee (*Melilotus officinalis*), von dem auch eine weiße Art (*Melilotus albus*) verbreitet ist. Charakteristisch sind die Kletten mit ihren großen Blättern und den „anhänglichen“ Früchten (*Arctium lappa*, *tomentosum* und *minus*). Große Bestände bildet der Beifuß (*Artemisia vulgaris*); aus Kanada eingebürgerte Pflanzen breiten sich immer mehr aus, vorab die Goldrute (*Solidago canadensis*), ferner Berufskrautarten: Katzenschweif (*Erigeron canadensis*), Feinstrahl (*Erigeron strigosus* und *annuus*). Nicht einheimisch ist auch die Kugeldistel (*Echinops sphaerocephalus*), die im Mittelmeerraum zu Hause, an diesen Orten hie und da verwildert ist. Eigenartig durch ihre Blattstellung wirkt die Kompaßpflanze (*Lactuca serriola*), (Bild 1) die zur Verminderung der Sonneneinwirkung ihre pfeilartigen Blätter fast genau in die Nord-Südrichtung einrichtet. Sehr stattlich (bis 2,60 m hoch) ist die Wilde Karde (*Dipsacus silvester*) (Karde = Gerät zum Aufkratzen der Wolle), bei der die Blattbasen breit verwachsen sind, so daß nach Regen wassergefüllte Trichter entstehen. Sehr schöne rote Blüten (Kronblätter bis 3,5 cm) entfaltet die Rosenmalve (*Malva alcea*). Endlich mag noch das leuchtend gelbe Gemeine Leinkraut (*Linaria vulgaris*) erwähnt werden mit seinen eigenartigen, dem Gartenlöwenmaul ähnlichen Blüten. Diese und noch viele andere „Unkräuter“ — ein Naturfreund mag dieses Wort nicht gerne gebrauchen — können noch den ödesten Platz anziehend gestalten.

4. Nicht ganz übersehen wollen wir auch die Flora an Gräben und Teichen, neuerdings auch an den Rückhaltebecken im Rebgebiet. Erwähnt sei der bis 1 m hohe Zweizahn (*Bidens tripartita*), ein Körbchenblütler mit gelbbraunen Köpfchen, der dieser ganzen Gesellschaft ihren Namen gegeben hat. Dazwischen finden wir Knöterich-

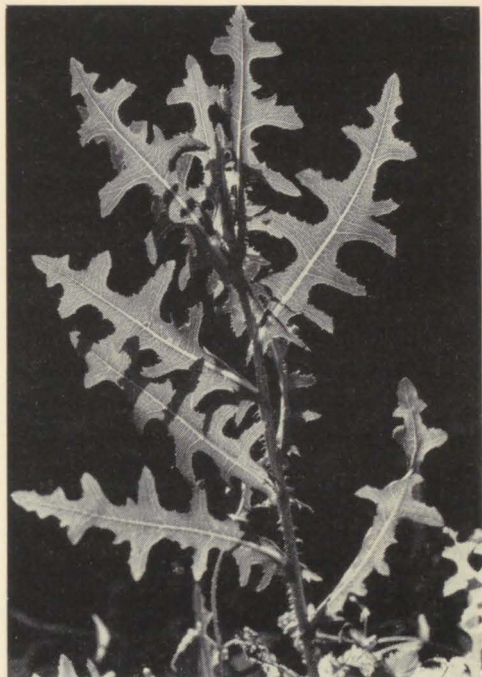


Bild 1 Kompaßpflanze (*Lactuca serriola*)

Aufnahme: H. Kleiber

und Sauerampferarten (*Polygonum mite*, *Rumex conglomeratus* und *obtusifolius*) und das hohe Süßgras (*Glyceria plicata*), das an den Gräben oft ganze Bestände bildet. Zuweilen können wir hier auch dem hohen Zottigen Weidenröschen (*Epilobium hirsutum*) mit seinen großen dunkelroten Blüten begegnen. Direkt im Wasser steht eine Ehrenpreisart, die Bachbunze (*Veronica becabunga*) mit kleinen blauen Blütenchen.

B. Kulturland

Unmittelbar hinter den Dörfern schließt sich in breiter Zone das Kulturland an. Bei der starken Konzentration der landwirtschaftlichen Zielsetzungen auf den Rebbau treten Äcker, Wiesen und Obstanlagen immer mehr zurück, zumal auch der Viehstand laufend abnimmt.

1. Gleichwohl sollten wir uns auch die Ä c k e r im Frühsommer einmal etwas an-

sehen. Dank dem sorgfältig gereinigten Saatgut ist das früher so bunte Bild mit Klatschmohn, Kornblumen, Kornraden und anderem kaum mehr zu finden. Wir können aber einige kleinere Pflanzen im Getreide entdecken, die den kalkhaltigen, aus herabgeschwemmtem Löß entstandenen Ackerboden bevorzugen und sich zu halten vermochten: An solchen Besonderheiten entdecken wir: einen gelbblütigen Günsel (*Ajuga chamaepitys*), den farbenprächtigen, rot- und gelbblühenden, mit roten Hochblättern ausgestatteten Ackerwachtelweizen (*Melampyrum arvense*), den tiefblauen Feldrittersporn (*Consolida regalis*), das Brennende Adonisröschen, scharlachrot (*Adonis flammea*), auch Blutströpfchen genannt, Platterbsenarten: die kleine, gelbblühende Rankenplatterbse (*Lathyrus aphaca*) und die Knollenplatterbse von größerem Wuchs, mit großen karminroten Blüten und Knollenbildungen an der Wurzel (*Lathyrus tuberosus*). Sonstwo nicht allzu häufig: der Ackerhahnenfuß, (*Ranunculus arvensis*), gelbblütig, mit wenigen, stacheligen Früchten; der Frauenspiegel (*Legousia speculum-veneris*), dessen poetischer Name schon auf die schönen violetten Blütensterne hinweist. Aus Südeuropa kamen zwei eigenartige Doldengewächse in unsere Äcker: der Venuskamm (*Scandix pecten-veneris*); der Name bezieht sich auf die langgeschnäbelten, kammartig angeordneten Früchte; ferner der Breitsame (*Orlaya grandiflora*), bei dessen Dolden die außergewöhnlich großen, weißen Randblüten auf fallen.

In Hackfruchtäckern beachten wir zwei einjährige Wolfsmilcharten: die Garten- und die Sonnwend-Wolfsmilch (*Euphorbia pepus* und *helioscopium*), beides Kosmopoliten; einige Gräser als unangenehme Konkurrenten: Hühnerhirse (*Echinochloa crus-galli*, Beiname bedeutet Hühnerschenkel), Fuchshirse, Grüne Borstenhirse (*Setaria lutescens* und *viridis*) und Bluthirse (*Digitaria sanguinalis*), deren Name auf die

meist rot überlaufenen Blätter hinweist. Unangenehmstes Unkraut, diesen Namen wirklich verdienend: Gemeine Melde (*Atriplex patula*); recht häufig der Schlitzblättrige Storchschnabel (*Geranium dissectum*) mit kleinen roten Blüten und fein zerteilten Blättern.

2. Fettwiesen, stark gedüngte Obstgrasgärten beanspruchen kein besonderes botanisches Interesse. Im Frühjahr leuchten sie meist gelb auf, wenn die Löwenzahnblüte (*Taraxacum officinale*) in Gang ist; später tritt der Wiesenkerbel (*Anthriscus sylvestris*) mit dem irreführenden lateinischen Namen in großen, weißblühenden Massen auf im Verein mit der verwandten Bärenklau (*Heraclium sphondylium*), der Großen Bibernelle (*Pimpinella major*) und der Wilden Möhre (*Daucus carota*) mit der einzelnen, dunkelroten „Mohrenblüte“ in der Mitte der weißen Dolde. Neben dem verzweigten gelbblütigen Wiesenpippau (*Crepis biennis*), Körbchenblütler, darf natürlich die verwandte Wucherblume, Margerite (*Chrysanthemum leucanthemum*) nicht fehlen. Weit weniger häufig treffen wir den Wiesenstorchschnabel (*Geranium pratense*) mit seinen großen, blauvioletten Blüten an. Vereinzelt mögen wir vielleicht auch einmal die Nickende Vogelmilch (*Ornithogalum nutans*) finden, deren nahe Verwandte uns dann in den Weinbergen wieder begegnet.

3. Die Kulturmethoden in den neu umgelegten und in weitem Abstand neu bepflanzten Weinbergen haben sich so geändert, bearbeiten den Boden mit modernen Maschinen so tiefgreifend, daß sich hier keine Krautflora mehr entwickeln und halten kann, die irgendwelches Interesse findet. Wenn wir daher noch etwas Ursprüngliches sehen wollen, müssen wir schon die noch nicht umgelegten, vielstufigen Kleinparzellengebiete aufsuchen, was am besten im allerersten Frühjahr geschieht. Selten — wenn überhaupt noch — können wir vielleicht

den Ackergoldstern (*Gagea villosa*), ein Liliengewächs finden; aus der gleichen Familie die Trauben- oder Moschushyacinthe, mundartlich „Dubekröpfli“ (*Muscari racemosum*) (Bild 2) mit ihren trübblauen bis dunkelvioletten Träubchen; sie war früher sehr häufig und wurde in großen Mengen auf dem Freiburger Markt verkauft; seltener ist die Kleine Traubenhyacinthe, auch Bauernbüble genannt (*Muscari botryoides*); beide wird man bald ganz unter Schutz stellen müssen. Auch die blendend weiße Vogelmilch (*Ornithogalum umbellatum*), gleichfalls Zwiebelgewächs, ist nicht mehr so häufig wie früher. Hühnerdarm oder Vogelmiere (*Stellaria media*) bilden gleichzeitig zusammen mit dem Sonnenwirbele (*Valerianella locusta*) und einigen Ehrenpreisarten (*Veronica arvensis*, *hederaefolia*, *persica* u. a.), letztere beiden aus Nordamerika bzw. Vorderasien eingeschleppt, Teppiche; dazwi-



Bild 2a Vogelmilch (*Ornithogalum umbellatum*)



Bild 2 „Dubekröpfli“ Moschushyacinthe (*Muscari racemosum*) Aufnahme: H. Kleiber

schen, auch sehr früh blühend, die kleine Stengelumfassende Taubnessel (*Lamium amplexicaule*), das unscheinbare Hellerkraut (*Thlaspi perfoliatum*), dessen originelle runde Früchte der Pflanze den Namen gegeben haben, und das winzige, vielstengelige oder Behaarte Schaumkraut (*Cardamine hirsuta*). Etwas später erscheint der überaus zierliche Erdrauch (*Fumaria officinalis*), der Weinbergslauch (*Allium vineale*) und Storchschnabelarten; Rundblättriger und Kleiner (*Geranium rotundifolium* und *pusillum*); alles kleine, zierliche Formen, die sich aber dank ihrer Zwiebeln oder durch reiches Fruchten bei den wenig tiefgreifenden Bearbeitungsmethoden (Felgen) halten konnten.

4. Artenreicher und ursprünglicher ist die Vegetation der Wegränder und Böschungen, insbesondere



Bild 3 Terrassenlandschaft

Aufnahme: H. Kleiber

a) der Weinbergstufen. Hier haben wir schon Verhältnisse, die Reservate für die wärmeliebenden, für den Kaiserstuhl so charakteristischen Pflanzengesellschaften bilden; in der seit Jahrhunderten ungestörten Form finden wir sie natürlich auch nur da, wo die alte Stufenlandschaft noch erhalten ist. Den schönsten Schmuck dieser Raine bildet das Große Windröschen (*Anemone sylvestris*), (Bild 4) auch Hügelanemone und von Lokalpatrioten Kaiserstuhlanemone genannt, die trotz ihres wissenschaftlichen Beinamens niemals im Wald vorkommt. Zusam-

men mit der ihr verwandten Küchenschelle (s. u.) ist sie eine typische Pflanze der östlichen Steppen, z. B. Rußlands, und wanderte in der nahezeitlichen Wärmeperiode bei uns ein. Sie wächst heute so gut wie ausschließlich im menschlich beeinflussten Rebland, dessen Hänge sie an manchen Stellen im Frühjahr in ein einziges weißes Blütenmeer hüllt. Daneben bringt das Frühjahr hier auch manch bescheidenes Pflänzchen. Bestände des Erdbeerfingerkrautes (*Potentilla sterilis*) erwecken manchmal falsche Hoffnungen, da die Pflanze der Walderdbeere täuschend ähnlich

sieht; leuchtend blau sind die Blütenstände des Genfer Günsels (*Ajuga genevensis*); das ganze Jahr über blühen weiße Hornkräuter (*Cerastium arvense*; *brachypetalum* u. a.). Die Hauptentwicklung der Rainflora tritt aber mit größeren Formen erst im Sommer ein und hält bis in den Herbst an. Bald nach den oben Genannten erscheint die blaue Deutsche Schwertlilie (*Iris germanica*), die trotz ihres Namens im Mittelmeerraum zu Hause und bei uns nur eingebürgert ist. Sehr charakteristisch ist der Dost oder Wilde Majoran (*Origanum vulgare*); viele Pflanzen passen sich der Trockenheit irgendwie an: die sparrige Sichelholde (*Falcaria vulgaris*) mit ihren kleinen, grünlichweißen Dolden durch ganz schmale, starre Blattzipfel, der gelbblühende Binsenknorpelsalat (*Chondrilla juncea*) durch starke Verringerung der Blattflächen (Name!), die Edelschafgarbe (*Achillea nobilis*) durch äußerst fein zerteilte Blätter; auch die Hunds-Braunwurz (*Scrophularia canina*) mit ihren winzigen braunvioletten Blütchen zerteilt ihre wenigen Blätter. Das Turmkraut (*Turritis glabra*), dessen Name den steil in die Höhe gerichteten Wuchs andeutet, schützt sich durch blaubereifte Blätter. Weiter finden wir das stattliche gelbblühende Rautenblättrige Greiskraut (*Senecio erucifolius*), weiße bis blaßrosa gefärbte Blütenbüschel des Seifenkrautes (*Saponaria officinalis*), dessen Wurzel früher zur Seifenherstellung diente. Leuchtend gelb sind die dichten Blütenstände des Echten Labkrautes, mundartlich Unser lieben Frauen Bettstroh (*Galium verum*). Vereinzelt finden wir die Osterluzei (*Aristolochia clematitis*) mit ihrer Kesselfallenblüte; auch diese in Südeuropa heimisch und hier nur verwildert. Auch die Judenkirsche (*Physalis alkekengi*), deren rote, lampionähnliche Früchte im Herbst auffallen, ist wahrscheinlich ein Gartenflüchtling. Tiefer blau als anderswo, vereinzelt auch weiß, blüht der Wiesensalbei (*Salvia pratensis*). An Glockenblumen haben



Bild 4 Großes Windröschen (*Anemone sylvestris*)
Aufnahme: H. Kleiber

wir hier die Rapunzel-Glockenblume (*Campanula rapunculus*).

b) An etwas schattigeren Stellen der Raine erfreut uns im ersten Frühjahr das wohlriechende Märzveilchen (*Viola odorata*). Etwas später kommt die gelblich blühende, unscheinbare Simsenlilie (*Tofieldia calyculata*). An quelligen Stellen brechen schon im April die bleichen fruchtbaren Triebe des Riesenschachtelhalms (*Equisetum telmateja*) (Bild 5) hervor; die bis 120 cm hohen unfruchtbaren Triebe entwickeln sich später. An ähnlichen Standorten können wir, stets Wasserführung anzeigend, sogar Bestände des Schilfrohrs (*Phragmites communis*) antreffen.

c) Interessant ist auch die Flora der tief eingeschnittenen Lößhohlwege, deren letzter wohl bald unter Naturschutz gestellt werden muß. Die oberen Ränder enthalten typische Trockenformen, z. B. Küchenschelle und Großes Windröschen. Die senkrechten Lößwände werden oft von den Wurzeln der hier sehr verbreiteten Robinie (*Robinia pseudacacia*) gespalten, wodurch immer wie-



Bild 5 Riesen-schachtelhalm (*Equisetum telmateja*), links fruchtbare, rechts unfruchtbare Triebe

Aufnahme: H. Kleiber

der Wandteile herunterfallen. In den Gebüschchen wuchert die Waldrebe (*Clematis vitalba*). (Bild 6) Hangfüße und schattige Orte sind oft flächenweise überwuchert vom Zipperleinkraut (*Aegopodium podagraria*), auch Geißfuß genannt, das als überaus lästiges Unkraut auch in Gärten bekannt ist. Die Gegensätze zwischen besonnten, warmen und trockenen Lagen einerseits, tiefschattigen,

kühlen Schluchten andererseits stoßen hier hart aufeinander; alle hier vorkommenden Pflanzen finden wir jedoch in entsprechenden Vegetationstypen auch anderwärts, weshalb weitere Pflanzen nicht mehr genannt werden sollen. Der besondere Reiz dieser eigenartigen Welt besteht weniger in ihrer Vegetation, als darin, daß wir hier eine von zahlreichen Kaiserstuhlpflanzen besiedelte



Bild 6 Waldrebe (*Clematis vitalba*) Fruchtstand

Aufnahme: H. Kleiber

Kulturlandschaft vor uns haben, die in mehr als tausendjähriger Entwicklung gewachsen ist und in Europa in dieser ausgeprägten Form kaum wieder vorkommt.

C. Offene Landschaft

Wenn wir das Kulturland verlassen haben und nunmehr in die vom Menschen wenig oder gar nicht beeinflusste freie Natur eintreten, beginnt erst recht eigentlich das Reich derjenigen Pflanzen, die den Kaiserstuhl so berühmt gemacht haben. Die Zahl

der Arten nimmt so bedeutend zu, daß wir uns darauf beschränken müssen, die eigenartigsten Vertreter ohne nähere Angaben namhaft zu machen.

1. Betrachten wir zunächst die Flora der flachgründigen Kalkmagerrasen, die wir, leider stark zurückgedrängt, besonders im zentralen Gebiet auf Kuppen und an steilen Hängen vorfinden. Wissenschaftlich wird diese Pflanzengemeinschaft als „Xerobrometum“ bezeichnet, wofür die Aufrechte Trespe (*Bromus erectus*), eine be-



Bild 7 *Küchenschellenblüte am Badberg*

Aufn. Litzelmann



Bild 8 *Küchenschelle (Pulsatilla vulgaris)*

Aufnahme: H. Kleiber



Bild 9 Fruchtstände der Küchenschelle (*Pulsatilla vulgaris*)

Aufnahme: H. Kleiber

stands bildende Grasart, als typische Form den Namen gab — im übrigen auch für die nächstfolgende Gesellschaft des „Mesobrometums“, wo diese Pflanze ebenfalls stark hervortritt; dies deutet schon an, daß beide Pflanzengesellschaften verwandt sind und zahlreiche Übergänge vorkommen. — Ein großartiges, für zahlreiche Kaiserstuhlbesucher das eindrucksvollste Erlebnis ist die Blüte der Küchenschelle (*Pulsatilla vulgaris*), (Bild 7-9) sie besetzt beide Brometum-Gruppen und blüht hier trotz aller Verfolgungen und Einbußen auch heute noch schon im März auf großen Flächen. Die großen blauvioletten Blütenglocken, später die nachträglich in die Höhe gewachsenen silbrigen Samenschöpfe sind ein einzigartiger Schmuck der Kaiserstuhllandschaft. Der Name Küchenschelle hat übrigens mit „Küche“ nichts zu tun; die Ableitung von



Bild 10 Frühlingsfingerkraut (*Potentilla tabernaemontani*)

Aufnahme: H. Kleiber



Bild 11 Traubige Graslilie (*Anthericum liliago*)

Aufnahme: H. Kleiber

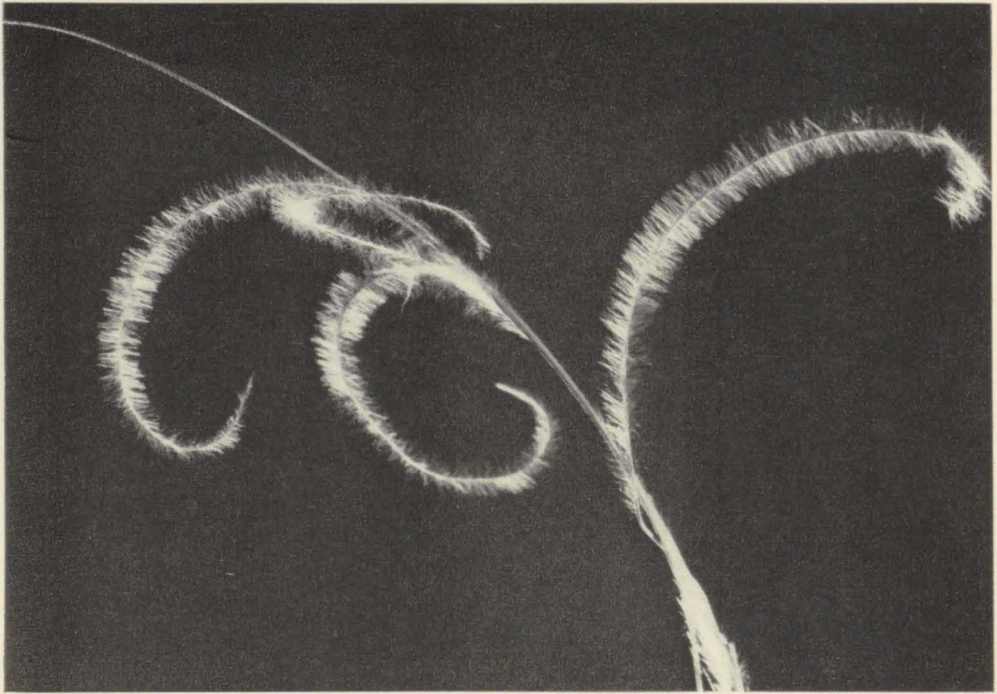


Bild 12 Federgran (*Stipa pennata*)

Aufnahme: H. Kleiber



Bild 13 Dinkelorchis (*Limodorum abortivum*)

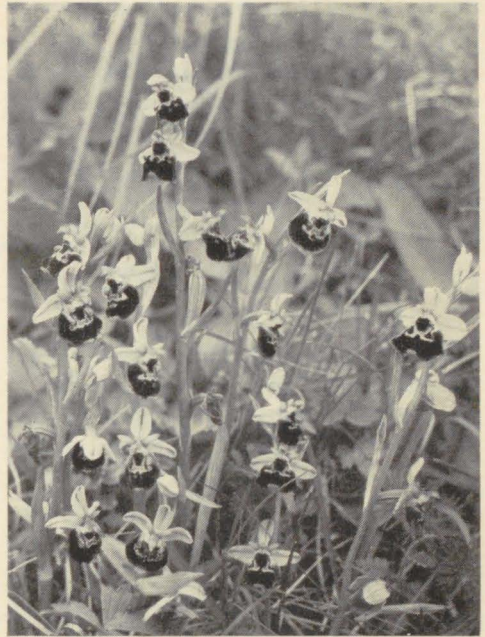
Aufn. Litzelmann

Küh-chen ist allerdings auch nicht zutreffend — die Gelehrten sind sich noch nicht einig.

Kleine und kleinste Pflänzchen sind es, die hier im ersten Frühsommer der Küchenschellenpracht folgen: Erdsegge (*Carex humilis*), zu den Riedgräsern zählend; Fingerkräuter (*Potentilla canescens*, *tabernaemontani*, (Bild 10) *arenaria*); Steinkraut (*Alysum alyssoides* und *montanum*); Hügel-Vergißmeinnicht (*Myosotis hispida*); blaue Kreuzblumen (*Polygala calcarea* und *comosa*); das kleine Habichtskraut, Mausöhrchen (*Hieracium pilosella*); gelbe Sonnenröschen (*Helianthemum nummularium*); selten und etwas später das Zwergsonnenröschen (*Fumana procumbens*); die weiße Traubige Graslilie (*Anthericum liliago*) (Bild 11); Blaue Kugelblume (*Globularia elongata*); Wolfsmilcharten: die häufige Cypressenwolfsmilch, charakteristischer die Warzenwolfsmilch und die Steppenwolfsmilch (*Euphorbia cyparissias*, *verucosa*, *seguieriana*).

Meister-Arten: Blaugrüner und Hügelmeister (*Galium glaucum* und *Asperula cynanchica*); weiter viel gelb Blühendes: ein niedriger Ginster, der uns auch vom Schwarzwald vertraut ist: Flügelginster, „Ramsele“ (*Genista sagittalis*); Hufeisenklee (*Hippocrepis comosa*) — beachte die reifen Schoten! — Wundklee (*Anthyllis vulneraria*) und der winzige Zwergschneckenklee (*Medicago minima*). An Gräsern sind charakteristisch: die Blaugrüne Kammschmiele (*Koeleria glauca*), Wimper-Perlgras (*Melica ciliata*) und Bartgras (*Bothriochloa ischaemum*); letzteres aus Südeuropa stammend.

Im späteren Frühling und Sommer blühen: Großblütige Braunelle (*Prunella grandiflora*), Aufrechter Ziest (*Stachys recta*), Steinquendel (*Satureja acinos*); Gamanderarten: Berg- und Echter Gamander (*Teucrium montanum* und *chamaedrys*). Karthäusernelke (*Dianthus carthusianorum*) und Felsennelke (*Petrorhagia prolifera*); Schmalblättriger Lein (*Linum tenuifolium*); Kleine Wiesentraute (*Thalictrum minus*), Kleiner Wiesenknoyf (*Sanguisorba minor*); Golddistel (*Carlina vulgaris*); distelartig stachelig, aber zu den Doldengewächsen zählend: Mannstreu (*Eryngium campestre*), ziemlich häufig wie auch der Feldbeifuß (*Artemisia campestris*); selten die Bergfenchelarten (*Seseli annuum* und *hippomarathrum*). Etwas Besonderes ist das leider schon sehr zurückgegangene Federgras, eine aus dem Osten stammende Steppenpflanze (*Stipa capillata*, *pennata* und *pulcherrima*) (Bild 12) mit bis 30 cm langen, im Gegenlicht silbrig leuchtenden Federfahnen; auch Muttergotteshaar genannt. — Eine eigenartige Gattung ist die Sommerwurz (*Orobanche*), bleich und ohne Blattgrün, Schmarotzerpflanzen, deren verschiedene Arten sich jeweils auf spezielle Wirtspflanzen eingestellt haben: *Orobanche alba* auf Thymian, *Orobanche arenaria* auf Feldbeifuß, *Orobanche amethystea* auf Mannstreu, *Orobanche teucrii* auf Gamander und *Oroban-*



Bld 14 Hummel-Ragwurz (*Ophrys fuciflora*)
Aufn. Litzelmann

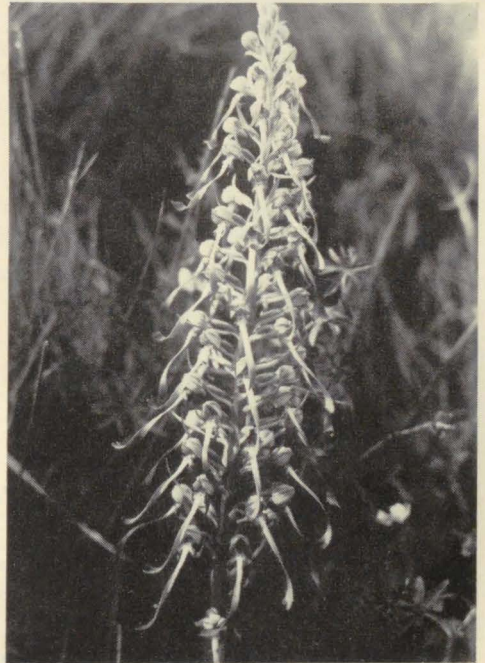


Bild 15 Riemenzunge (*Himantoglossum hircinum*)
Aufn. Litzelmann

che gracilis auf Hufeisenklee und verwandten Schmetterlingsblütlern.

Im Herbst blühen noch u. a. zwei Asterarten: die violette Kalkaster (*Aster amellus*) und die große gelbe Goldaster (*Aster lino-syris*); diese sonst recht seltene Aster bildet z. B. im Naturschutzgebiet Rheinhalde bei Burkheim große leuchtende Flächen.

2. Halbtrockenrasen „Mesobrometum“

Meist unmittelbar anschließend an die „Xerobrometen“ finden wir auf etwas feuchteren, tiefgründigeren, nicht mehr so extrem trockenen Rasenflächen die Pflanzengesellschaft des Mesobrometums. Auch dieses beansprucht das höchste Interesse, ist

es doch das Hauptverbreitungsgebiet der Orchideen, der Pflanzenfamilie, die mit am meisten zur botanischen Berühmtheit des Kaiserstuhls beigetragen hat. Rein zahlenmäßig stellt sich das Vorkommen so dar:

Die Flora von Schmeil-Fitschen für Deutschland und angrenzende Gebiete nennt an Orchideen	62 Arten
davon entfallen auf die Bundesrepublik etwa	55 Arten
in Süddeutschland kommen vor	52 Arten
im Kaiserstuhl wachsen	33 Arten

Um welche Arten es sich im Kaiserstuhl handelt, wo sie vorkommen und wie sie verbreitet sind, geht aus folgender Übersicht hervor:

Die Orchideen des Kaiserstuhls

Deutsche Namen	Wissenschaftlicher Name	Verbreitung	Vorkommen (nach Einteilung S. 29)
Frauenschuh	<i>Cypripedium calceolus</i>	sehr selten	C 3, D 2/3
Waldvögelein			
Rotes W.	<i>Cephalanthera rubra</i>	zerstreut	D 2
Weißes W.	„ <i>damasonium</i>	zerstreut	D 3
Schwertblättriges W.	„ <i>longifolia</i>	selten	D 2
Sumpfwurz			
Echte S.	<i>Epipactis palustris</i>	nur Faule Waag	E
Braune S.	„ <i>atrorubens</i>	sehr zerstreut	D 2
Breitblättrige S.	„ <i>helleborine</i>	ziemlich häufig	D 2
Dingelorchis	<i>Limodorum abortivum</i> (Bild 13)	selten	D 1/2
Großes Zweiblatt	<i>Listera ovata</i>	häufig	D 3 b
Nestwurz	<i>Neottia nidus-avis</i>	häufig	D 2, D 3 a/b
Herbstdrehähre	<i>Spiranthes spiralis</i>	selten	C 2
Kriechstängel	<i>Goodyera repens</i>	selten	D 1
Zweiblättrige			
Waldhyacinthe	<i>Platanthera bifolia</i>	ziemlich häufig	D 2, 3
Hohlzunge	<i>Coeloglossum viride</i>	sehr zerstreut	C 2
Händelwurz			
Mücken-H.	<i>Gymnadenia conopsea</i>	ziemlich häufig	C 2
Wohlriechende H.	„ <i>odoratissima</i>	selten	C 2
Knabenkraut			
Geflecktes K.	<i>Dactylorhiza maculata</i>	ziemlich häufig	D 2, 3 E
Fleischfarbenedes K.	„ <i>incarnata</i>	sehr selten	E
Breitblättriges K.	„ <i>majalis</i>	ziemlich häufig	E

Deutscher Name	Wissenschaftlicher Name	Verbreitung	Vorkommen (nach Einteilung S. 29)
Elfenstendel	<i>Herminium monorchis</i>	sehr selten	C 2
Ragwurz			
Fliegen-R.	<i>Ophrys insectifera</i>	stellenweise	C 2
Spinnen-R.	„ <i>sphegodes</i>	stellenweise	C 2
Hummel-R.	„ <i>fuciflora</i> (Bild 14)	stellenweise	C 2
Bienen-R.	„ <i>apifera</i>	stellenweise	C 2
Knabenkraut			
Kleines K.	<i>Orchis morio</i>	zerstreut	C 2
Brand-K.	„ <i>ustulata</i>	ziemlich häufig	C 2
Affen-K.	„ <i>simia</i>	ziemlich selten	C 2
Purpur-K.	„ <i>purpurea</i>	stellenweise	C 3, D 1, 2
Helm-K.	„ <i>militaris</i>	ziemlich häufig	C 2
Stattliches K.	„ <i>mascula</i>	zerstreut	C 2
Ohnsporn	<i>Aceras anthropoporum</i>	selten	C 2
Hundswurz	<i>Anacamptis pyramidalis</i>	zerstreut	C 2
Riemenzunge	<i>Himantoglossum hircinum</i> (Bild 15)	zerstreut	C 2

Neben den angeführten deutschen Namen, die manchmal nicht populär sind, gibt es auch einige mundartliche Namen, die beweisen, daß man sich die merkwürdigen kleinen Blüten schon sehr genau angesehen hat: So heißt die Fliegenragwurz im Kaiserstuhl Herrgottsbärtli; Spinnenragwurz: Hirtzöffeli; die auffallende Menschenähnlichkeit mancher Blüten (vgl. Ohnsporn, lateinischer Name!) gab Anlaß etwa zu folgenden Namen: Sammetwibli, Sammetmannli, Sammetchindli, Jümpferli usw. für verschiedene Ragwurzarten im schwäbisch-alemanischen Raum.

Die Orchideen gehören zu den gefährdetsten Pflanzen unserer Heimat und stehen daher ausnahmslos unter völligem Schutz. Viele früher noch recht häufige Arten sind nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden, andere sind schon restlos verschwunden.

Kehren wir zur Betrachtung der Pflanzen der Halbtrockenrasen zurück, nachdem wir



Bild 16 Großer Bocksbart (*Tragopogon dubius*)
reifer Fruchtstand
Aufnahme: H. Kleiber

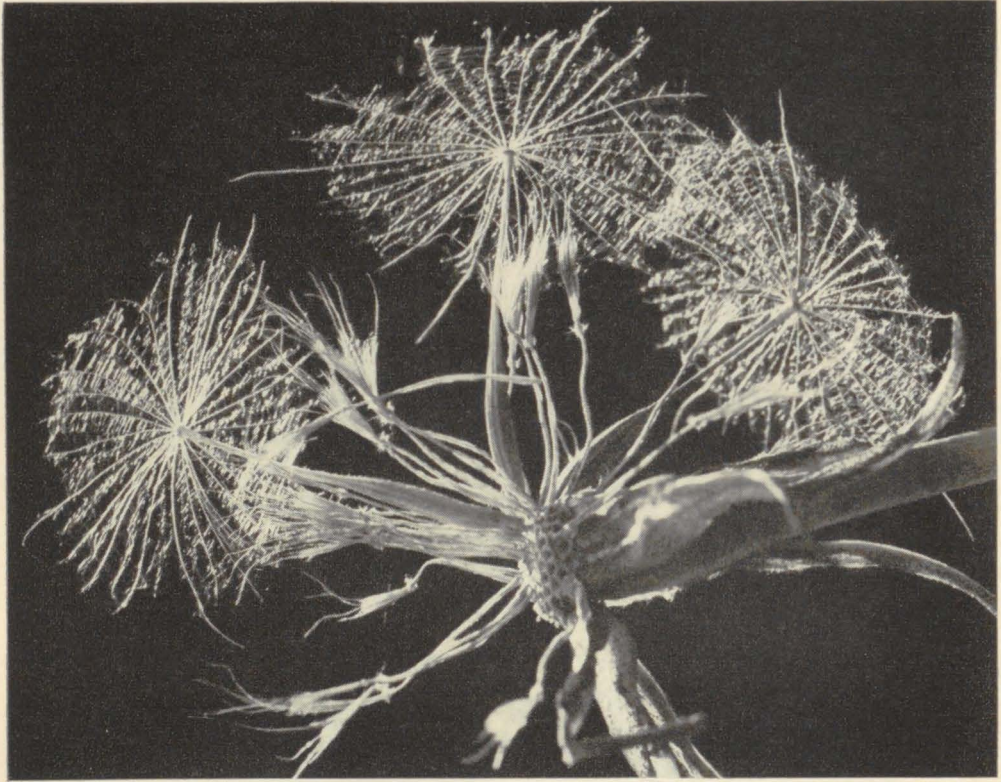


Bild 17 Großer Bocksbart (*Tragopogon dubius*) „Fallschirmchen“

Aufnahme: H. Kleiber

festgestellt haben, daß hier mehr als die Hälfte aller Kaiserstuhlorchideen gedeihen.

An charakteristischen Gräsern treffen wir hier neben der schon unter C 1 erwähnten Trespe (*Bromus erectus*) vor allem die Fiederzwenke (*Brachypodium pinnatum*), ferner Zittergras (*Briza media*) und andere. Blütenpflanzen im Frühjahr: die duftende Schlüsselblume (*Primula veris*); einige Schmetterlingsblütler: blaue und gelbe Luzerne (*Medicago sativa* und *falcata*), als Futterpflanzen aus dem Orient eingeführt und seit langem eingebürgert ebenso wie die schön rotblühende Esparsette (*Onobrychis viciifolia*); gelb, knospend rötlich, der Hornklee (*Lotus corniculatus*); rosa blühen die halbstrauchigen Hauhechelarten, der Dornige und der dornenlose Kriechende H. (*Ononis spinosa* und *repens*).

Sehr stattliche gelbe Blütenköpfe entwickelt der Große Bocksbart (*Tragopogon dubius*), (Bild 16, 17) bei dem man die feinkonstruierten Fallschirmchen beachten sollte. Der Halbschmarotzer Klappertopf (*Rhinanthus alectorolophus*), gelbblühend mit bleichen Hochblättern, beweist die Spuren seiner Tätigkeit am zurückgebliebenen Wachstum seiner Opfer.

Der Sommer bringt uns hier: die Knäuel-Glockenblume (*Campanula glomerata*), die Große Flockenblume (*Centaurea scabiosa*), die rotblühende Betonie (*Stachys officinalis*); ein zartes Enziangewächs, den Bitterling (*Blackstonia perfoliata*) mit kleinen gelben Blüten. Auch Sommerwurzarten kommen hier wieder vor: Auf Flockenblumen: *Orobanche major*, auf Klee- und Luzernenarten: *Orobanche lutea*.



Bild 18 Bergklee (*Trifolium montanum*) Blatt sonnedurchleuchtet

Aufnahme: H. Kleiber

Im Herbst treten — nicht sehr häufig — einige Enziane hinzu: der Gefranste Enzian mit vierzähliger tiefblauer Blüte (*Gentiana ciliata*), in gleicher Blütenfarbe der seltene Kreuzenzian (*Gentiana cruciata*); mehr violett der Deutsche Enzian (*Gentiana germanica*) Blüten fünfzählig.

Die Erhaltung der Xero- und Mesobrometen für die Zukunft bereitet den Pflanzenfreunden einige Sorge. Diese Vegetationstypen konnten bis heute nur überleben, weil man die Verbuschung fernhielt, jede Düngung unterließ und die Matten einmal im Jahr mähte. Eine Intensivierung der Grünlandwirtschaft durch Düngung würde die Eigenart der Flora gründlich zerstören, vor allem die Orchideen vertreiben. Dies ist jedoch weniger zu befürchten als vielmehr Unterlassung jeglicher Grasnutzung;

die Folge wäre unaufhaltsames Vordringen von Busch und letzten Endes Wald, und in nicht mehr gemähten Fluren würden in dem sich entwickelnden Grasfilz viele Formen, vor allem die kleinen Ragwurz-(Ophrys-) Arten untergehen. Es ist Aufgabe der Naturschutzorgane, hier die Arbeit des Landwirts zur Erhaltung des gegenwärtigen Zustands zu übernehmen.

3. Hecken, Gebüsch, Waldränder

Die klimatisch sehr günstigen, auch gegen menschliche Einwirkungen meist gut geschützten Hecken und Feldgehölze und vor allem auch die südlichen bis westlichen Waldränder weisen eine anders geartete Flora auf, die wiederum viele für das Gebiet bezeichnende Arten enthält. Schon die erste warme

Märzsonne bringt Veilchen zum Blühen, darunter das violettblaue Rauhaarige Veilchen (*Viola hirta*) und — viel seltener, das Weiße Veilchen (*Viola alba*). Wenig später finden wir zwei kleine Ginstersträucher, den Deutschen und den Färber-Ginster, der erstere sehr stachelig, beide leuchtend gelb, (*Genista germanica* und *tinctoria*). Der letztere wurden, wie so manche andere schon erwähnte Kaiserstuhl-pflanze, zum Gelb- und — auf blauem Grund — Grünfärben verwendet. Die Fortschritte der Farbchemie verdrängten diese Naturstoffe vollkommen. Zur gleichen Familie (Schmetterlingsblütler) gehört die über den Boden kriechende Bärenschote oder Süßer Tragant (*Astragalus glycyphyllos*) mit unscheinbar gelblichweißen Blüten und großen Schoten. Sehr zahlreiche, in Döldchen angeordnete weiß/rot gefärbte Blüten entfaltet ein weiterer Schmetterlingsblütler: die Bunte Kronwicke (*Coronilla varia*). Manche sonst nicht häufige Kleearten finden wir am Waldrand: den Bläßgelben Klee (*Trifolium ochroleucum*), den weißen Bergklee (*Trifolium montanum*), den trotz seines Namens nicht alpinen, rötlich blühenden Waldklee (*Trifolium alpestre*), den Rotklee (*Trifolium rubens*) und endlich den wegen seines geknickten Wuchses so benannten Zickzackklee (*Trifolium medium*). Betrachten Sie einmal ein Kleeblatt im Gegenlicht! (Bild 18)

Im Gegensatz zu seinen nahen Verwandten im Sumpf liebt das Knollige Mädesüß (*Filipendula vulgaris*) mit seinen weißen, als Knospen rot überhauchten Rispen trockene und warme Standorte; der Büchername Mädesüß hat mit Mädchen nichts zu tun, hängt mit Met zusammen: Die Blüten wurden früher Getränken zugesetzt. Früh erscheint auch, gesellig, der Salomonssiegel (*Polygonatum odoratum*), ähnlich dem Weißwurz (*Polygonatum multiflorum*) im Buchenwald, kleiner im Wuchs, größer die hängenden weißen Glöckchen. Ein farbenprächtiger Frühjahrsblüher ist das Immen-

blatt (*Melittis melissophyllum*), dessen große Lippenblüten von weiß bis dunkelrot variieren. Schmerwurz (*Tamus communis*) heißt eine der wenigen Schlingpflanzen unserer Heimat wegen ihrer glänzenden, wie mit Schmer (Fett) überzogenen herzförmigen Blätter und der schleimigen Beschaffenheit der Wurzel. Im Mai erscheinen die kleinen grünlichen Blütchen, die korallenartigen Früchte fallen im Herbst stark ins Auge. Die Pflanze hat ihr eigentliches Verbreitungsgebiet im atlantisch-mediterranen Raum und ist in unserer Heimat selten. Die netzadrigen Blätter sind für einen Angehörigen der Streifenblütler (*Monocotyleae*) auch etwas Besonderes. Einen Wachtelweizen lernten wir in den Äckern schon kennen; hier wächst eine gelbblühende Art mit eigenartig eingeschnittenen Hochblättern, der Kamm-Wachtelweizen (*Melampyrum cristatum*). Sehr charakteristisch ist auch der Blut-Storchschnabel (*Geranium sanguineum*), der gerne größere Flächen mit seinen fein zerschlossenen Blättern bedeckt, über die sich die großen roten Blüten erheben.

Im Sommer erscheint der Große Ehrenpreis (*Veronica teucrium*) mit hellblauen Blüentrauben; einige große Glockenblumen: die Rapunzel-Glockenblume (*Campanula rapunculus*) und die nahe verwandte Rapunzelähnliche Glockenblume (*Campanula rapunculoides*). Die schönste ist die Pfirsichblättrige Glockenblume (*Campanula persicifolia*) mit meist einzeln stehenden, großen zartblauen Glocken. Verwandten Gartenformen ähnelt die an Hecken hinaufspinnende Wald-Platterbse *Lathyrus sylvestris*). Große gelbe Körbchen zeigt das Ochsenauge (*Buphthalmum salicifolium*). Zum Spätsommer entwickeln sich hohe, weißblühende Doldenpflanzen: Berg- und Hirsch-Haarstrang (*Peucedanum oreoselinum* und *cer-varia*) mit feingeteilten, bei der letzteren Art unterseits graugrünen Fiederchen; auf ihnen schmarotzt die Elsässische Sommerwurz (*Orobanche alsatica*).

Die Sträucher des
Kaiserstuhls

Im Wald, vornehmlich den lichten Eichenwäldungen, am Waldrand und in den zahlreichen Feldgehölzen und Gebüschern finden wir im Kaiserstuhl eine große Anzahl von Sträuchern, deren Artenreichtum die besonderen Eigenarten des Klimas, des Bodens und der pflanzengeographischen Ge-

schichte bestimmt haben. Sie bedingen durch ihre reiche Blüte (Seidelbast, Schlehen, Rosen usw.), durch ihre bunten Früchte (Pfaffenhütchen, Bittersüß, Berberitze u. a.) und ihre lebhafte Herbstfärbung (Hartriegel, Wolliger Schneeball usw.) nicht zum wenigsten den Farbenreichtum der Kaiserstuhl-landschaft fast das ganze Jahr hindurch. Nachstehend eine Übersicht über die vorkommenden Arten.

Deutscher Name	Wissenschaftlicher Name	Bemerkungen über Vorkommen und Verbreitung
Berberitze, Sauerdorn	<i>Berberis vulgaris</i>	Häufig an Waldrändern und in Gebüschern. Gelbe Blüten Mai/Juni. Mechanismus der Staubgefäße!
Bittersüß	<i>Solanum dulcamara</i>	An feuchteren Stellen, Waldlichtungen, in Hohlwegen ziemlich häufig. Nachtschattengewächs (kartoffelähnliche Blüte). Klimmstrauch.
Blasenstrauch	<i>Colutea arborescens</i>	Selten im trockenen Eichenbuschwald. Gelbe Schmetterlingsblüten im Sommer. Aufgebläsene Schoten.
Bocksdorn	<i>Lycium halimifolium</i>	Heimat Mittelmeergebiet. Zur Befestigung von Böschungen angebaut und verwildert. Nachtschattengewächs.
Brombeere	<i>Rubus fruticosus u. a.</i>	In vielen Arten überall verbreitet.
Efeu	<i>Hedera helix</i>	In Wäldungen und Gebüschern über das ganze Gebiet verbreitet. An Bäumen bis in die Wipfelregion kletternd. Kein Schmarotzer.
Felsenbirne	<i>Amelanchier vulgaris</i>	Selten an Felsabhängen. Rosengewächs; lange schmale, weiße Kronblätter, blüht im Frühjahr.
Geißblatt, Jelängerjelier	<i>Lonicera periclymenum</i>	Häufig an Waldrändern und in lichten Wäldungen, besonders Eichenwaldgebiet. Einzige deutsche Holzschlingpflanze. Duftende Blüten im Mai/Juni.
Rote Heckenkirsche, Waldgeißblatt	<i>Lonicera xylosteum</i>	Häufig an ähnlichen Standorten wie die vorige Art.
Goldregen	<i>Laburnum anagyroides</i>	Vereinzelt im trockenen Eichenbuschwald. Wahrscheinlich verwildert. Heimat: Südalpen.
Hartriegel, roter	<i>Cornus sanguinea</i>	Überall in Hecken und an Waldrändern verbreitet.

Deutscher Name	Wissenschaftlicher Name	Bemerkungen über Vorkommen und Verbreitung
Kornelkirsche	<i>Cornus mas</i>	Selten in lichten Gebüsch und Eichenwaldungen. Verwildert. Heimat: Ostmittelmeergebiet.
Haselnuß	<i>Corylus avellana</i>	Im ganzen Gebiet häufig.
Heckenrose	<i>Rosa canina u. a.</i>	In etwa einem Dutzend Arten im ganzen Gebiet verbreitet. Siehe Bemerkungen am Schluß dieses Kapitels.
Roter Holunder	<i>Sambucus racemosa</i>	Ganz vereinzelt. Meidet Kalk. Schwarzwaldpflanze.
Schwarzer Holunder	<i>Sambucus nigra</i>	In feuchteren Waldungen, Lichtungen, Hohlwegen usw. häufig.
Kreuzdorn	<i>Rhamnus cathartica</i>	Zerstreut in trockenen Gebüsch. Unscheinbare Blüte Mai/Juni, kleine schw. Früchte.
Liguster, Tintenbeere, Rainweide	<i>Ligustrum vulgare</i>	Sehr verbreitet in allen Gebüsch, Waldlichtungen und an Waldrändern. Weiße Blütenrispen im Sommer, schwarze Beeren im Herbst, ungenießbar.
Mistel	<i>Viscum album</i> <i>ssp. album</i>	Schmarotzt auf verschiedenen Laubbäumen (Kernobst, Pappelarten usw.), nicht häufig.
	<i>Viscum album</i> <i>ssp. abietis</i>	Auf Weißtanne, vereinzelt.
Pfaffenhütchen	<i>Euonymus europaea</i>	In Gebüsch und an sonnigen Waldrändern häufig. Rotleuchtende Früchte im Herbst, den Kopfbedeckungen von Domherren ähnlich (Name!)
Sanddorn	<i>Hippophae rhamnoides</i>	Strauch der Schotterflächen des Rheinwalds, von da vereinzelt zum nahen Kaiserstuhl übergewechselt. Dorniger, graublättriger Strauch mit leuchtend roten Beeren im Herbst.
Schlehe	<i>Prunus spinosa</i>	An sonnigen Hängen, Waldrändern und in Gebüsch sehr verbreitet. Weißes Blütenmeer im Frühjahr, blauschwarze Beeren im Herbst. Sträucher im Sommer meist durch Gespinstmotte kahlgefressen.
Gewöhnlicher Schneeball	<i>Viburnum opulus</i>	Sehr zerstreut in feuchteren Lagen, bevorzugt Urgebirge. Blütendolden mit großen weißen Scheinblüten am Rand. Rote Früchte.

Deutscher Name	Verbreitung	Bemerkungen über Vorkommen und Verbreitung
Wolliger Schneeball	<i>Viburnum lantana</i>	Charakteristische Kalkpflanze. Häufig an Waldrändern und in trockenen Gebüschchen. Weiße Blütendolde ohne Randblüten, Beeren erst grün, dann rot, endlich schwarz.
Seidelbast	<i>Daphne mezereum</i>	Zerstreut (durch Pflanzenraub vermindert!) in lichten, warmen Waldungen und Gebüschchen. Rote, duftende Blüte Februar/März. Rote, giftige Beeren.
Stechpalme	<i>Ilex aquifolium</i>	Zerstreut, meist nur in höheren und kühleren Lagen.
Strauchwicke, Strauchige Kronwicke	<i>Coronilla emerus</i>	Selten im warmen Eichenbuschwald. Gelbe Schmetterlingsblüte im Frühjahr.
Wacholder	<i>Juniperus communis</i>	Sehr zerstreut auf sonnigen Magerrasen.
Waldrebe, mundartl. Liene	<i>Clematis vitalba</i>	In lichten Wäldern, Gebüschchen, an Waldrändern und in Hohlwegen sehr verbreitet. Klimmt bis in die Wipfel von Bäumen. Auffällige, silbrige Fruchtstände im Herbst.
Weidenarten (Salweide u. a.)	<i>Salix caprea</i>	Weiden bevorzugen meist feuchtere Lagen, sind daher im Kaiserstuhl weniger verbreitet.
Weinrebe	<i>Vitis vinifera</i>	Heute im ganzen Kaiserstuhl verbreitetste Kulturpflanze; wurde von den Römern eingeführt, auch aus der einheimischen Wildform <i>Vitis silvestris</i> gezüchtet. Diese gab es früher noch wild in Rheinauewaldungen und Gebüschchen, z. B. bei Jechtingen. Heute ausgerottet und auch anderwärts sehr selten.
Weißdorn; hiervon gibt es zwei sehr ähnliche Formen		Unterscheidung nach der Blüte (Name!) oder den Blättern; bei der ersten Art spitze, bei der zweiten abgerundete Lappen.
Eingrifflicher Weißdorn	<i>Crataegus monogyna</i>	Beide Arten sind im Gebiet in Gebüschchen, Wäldern und an Waldrändern sehr verbreitet. Die erstgenannte Art bevorzugt die trockeneren Böden.
Zweigrifflicher Weißdorn	<i>Crataegus oxyacantha</i>	

Zur Strauchflora wäre noch zu bemerken, daß zahlreiche auch baumförmig erwachsene, daher im Kapitel „Wald“ behandelte Arten oft auch in buschartigen Formen auftreten: Aspe, Elsbeere, Feldahorn, Feldulme, Hainbuche, Mehlbeere u. a. Besonders charakteristisch für die wärmeliebende Flora

des Kaiserstuhls sind dabei zwei Trockenheitsanpassungsformen: die mit Korkleisten ausgestatteten Abarten des Feldahorns (*Acer campestre* f. *suberosum*) und der Feldulme (*Ulmus carpiniifolia*, var. *suberosa*).

Zu der sehr artenreichen Gattung Rosa (sinngemäß auch für Brombeeren, Weiden)

sei erlaubt, eine Ansicht des Botanikers Joh. Wolfgang v. Goethe zu zitieren:

„Es gibt charakterlose Geschlechter, denen man kaum Spezies zuschreiben darf, da sie sich in grenzenlose Varietäten verlieren. Behandelt man diese mit wissenschaftlichem Ernst, so wird man nie fertig, ja man verirrt sich vielmehr an ihnen, da sie jeder Bestimmung, jedem Gesetz entchlüpfen. Diese Geschlechter habe ich manchmal die Liederlichen zu nennen mich erküht und die Rose mit diesem Epithet zu belegen gewagt, wodurch ihr freilich die Anmut nicht verkümmert werden kann; insbesondere möchte *Rosa canina* sich diesen Vorwurf zuziehen.“

D. Der Wald im Kaiserstuhl

Die Fläche des Kaiserstuhlgebirges einschließlich der nordwestlichen, nicht unmittelbar mit dem Hauptgebirge zusammenhängenden, geologisch jedoch zugehörigen Erhebungen beträgt 9251 ha. Hiervon sind nach neuesten Erhebungen mit Wald bedeckt 1996 ha, das sind 21 % der Gesamtfläche.

Das Bewaldungsverhältnis ist, verglichen mit den übrigen Landschaften des Breisgaus, ein recht geringes, was mit dem überaus fruchtbaren Boden und dem intensiven Reb- bau ohne weiteres begründet ist.

In den charakteristischen Landschaftsformen des Freiburger Raumes (Breisach — Freiburg — Feldberg, etwa den Kreisen Freiburg Stadt und Land entsprechend) sind folgende Waldanteile:

In der Rheinebene	24 %
Im Kaiserstuhl	21 %
In den übrigen Vorbergen (Schönberg usw.)	24 %
Im eigentlichen Schwarzwald	56 %

Das Verhältnis wäre sogar noch ungünstiger, wenn nicht erhebliche, in den letzten Jahren eingetretene Waldverluste durch große Aufforstungen des Staates im Gebiete

des Lilienhofes nicht nur aufgewogen, sondern sogar noch überboten worden wären. Die weitere Entwicklung wird jedoch wieder rückläufig, da die noch ausstehenden Umwandlungen von Wald in Rebland noch nicht abgeschlossen sind und sich trotz allen landschaftlichen und klimatischen Bedenken nicht aufhalten lassen werden. Leider sind es bei den Waldausstockungen immer die botanisch eigenartigsten gewesen und werden es auch in Zukunft bleiben, die der Rebe weichen müssen. Der geringste Wald mit negativem Wirtschaftsergebnis bringt im Weinbau stets noch gute bis sehr gute Erträge und hervorragende Qualität, während z. B. die zentralen Buchenwaldungen oder die feuchteren nördlichen und östlichen Mulden, die botanisch nichts Außergewöhnliches bieten, gar nicht gefährdet sind.

Die auf Seite 29 gegebene Übersicht über die einzelnen Waldtypen wird nachstehend noch etwas näher erläutert:

- 1) Flaumeichen- und trockene, lichte Eichen-Kiefern-Waldungen in den unteren, wärmsten, mehr oder weniger felsig-steinigen Lagen des westlichen Kaiserstuhlgebiets. Charakterbaum, wenn auch selten (vielleicht durch klimatische Veränderung) das wärmezeitliche Relikt: die Flaumeiche, *Quercus pubescens* (im Elsaß häufiger, Hauptverbreitungsgebiet Mittelmeerraum). Diese Waldzone ist besonders in der Strauch- und Krautschicht äußerst artenreich und enthält eine Fülle interessanter, für den Kaiserstuhl charakteristischer Arten.
- 2) Eichen-Hainbuchen-Mischwald, auch noch in unteren, warmen, etwas weniger trockenen Lagen des Westkaiserstuhls. Ebenfalls in allen Schichten sehr artenreich. Charakterbaum ist die Traubeneiche, *Quercus petraea*.
- 3) Die höheren Lagen des Zentralkaiserstuhls und besonders auch die Nord- und

Osthänge sind die Regionen des Buchenwaldes, der wiederum in Untergruppen aufgeteilt werden kann:

a) der eigentliche Buchenwald mit weitaus vorherrschender Rotbuche (*Fagus sylvatica*), nur wenig weiteren Beimischungen, einer infolge der starken Beschattung nur im ersten Frühjahr etwas reicheren Krautflora und praktisch fehlender Strauchschicht,

b) der buchenreiche, jedoch auch zahlreiche andere Baumarten enthaltende Laubmischwald,

c) besonderes Interesse finden schließlich auch die Waldlichtungen und Schläge.

Der großen Zahl von Sträuchern (S. 48 ff.) entspricht im Kaiserstuhlwald ein außerordentlicher Reichtum an Baumarten, wie wir ihn z. B. im Schwarzwald nicht vorfinden; die nachfolgende Übersicht gibt darüber Auskunft:

Baumarten des Kaiserstuhls und deren Verbreitung

Baumart	Wissenschaftlicher Name	Verbreitung nach Waldtypen	Bemerkungen
1. Laubhölzer			
Ahornarten			
Bergahorn	<i>Acer pseudoplatanus</i>	2, 3 b	verbreitet, vielfach angebaut
Feldahorn	<i>Acer campestre</i>	1, 2	Halbbaum. Im Wald meist überwachsen von höheren Bäumen.
Spitzahorn	<i>Acer platanoides</i>	2, 3 b	Bes. Waldrand und Gebüsch im natürl. Wald selten. Vielfach angebaut
Birke	<i>Betula pendula</i>	1 — 3	einzeln im ganzen Gebiet eingestreut
Eberesche	<i>Sorbus aucuparia</i>	2 — 3	sehr vereinzelt, mehr ein Baum des Schwarzwalds
Edelkastanie	<i>Castanea sativa</i>	2 — 3	nicht häufig: Durch Römer eingebracht
Eichenarten			
Flaumeiche	<i>Quercus pubescens</i>	1	selten, oft gekreuzt mit Traubeneiche
Stieleiche	<i>Quercus robur</i>	—	ganz vereinzelt, Baum der Ebene
Traubeneiche	<i>Quercus petraea</i>	1, 2, (3)	häufig
Elsbeere	<i>Sorbus torminalis</i>	1, 2	zerstreut
Erle	<i>Alnus glutinosa</i>	3 b	ganz vereinzelt an Bächen
Esche	<i>Fraxinus excelsior</i>	2, 3 b	ziemlich verbreitet

Baumart	Wissenschaftlicher Name	Verbreitung nach Waldtypen	Bemerkungen
Hainbuche	<i>Carpinus betulus</i>	1, 2, (3)	häufig, auch in Gebüsch und Feldgehölzen
Holzapfel	<i>Malus silvestris</i>	—	sehr selten, meist nur im Gebüsch
Lindenarten			
Sommerlinde	<i>Tilia platyphyllos</i>	2, 3	verbreitet
Winterlinde	<i>Tilia cordata</i>	1, 2, 3	„
Mehlbeerbaum	<i>Sorbus aria</i>	2	vereinzelt
Nußbaumarten			
Schwarznuß	<i>Juglans nigra</i>	3 b	nordamerikanisch, angebaut auf besten Waldböden
Walnuß	<i>Juglans regia</i>	—	durch Vögel verschleppt
Pappelarten			
Aspe, Zitterpappel	<i>Populus tremula</i>	1, 2	einzelnen in Waldungen, mehr in Gebüsch
Schwarzpappel	<i>Populus nigra</i>	1, 2	in Gebüsch und Feldgehölzen, vereinzelt in Waldungen
Wirtschaftspappel, (Kanadische Pappel)	<i>Populus sp.</i>	3 b	neuerdings werden, bes. im staatlichen Lilienhof, zahlreiche Sorten u. Züchtungsformen angebaut, die meist aus Kreuzungen zwischen d. Kanadapappel (<i>Pop. canadensis</i>) u. d. einheimischen Schwarzpappel (<i>Pop. nigra</i>) u. anderen Kombinationen hervorgegangen sind
Robinie, Akazie	<i>Robinia pseudacacia</i>	1, 2	Heimat Nordamerika. Zur Rebsteckengewinnung vielfach angebaut u. verwildert, stark verbreitet
Rotbuche	<i>Fagus sylvatica</i>	2, 3	im Zentralgebiet Hauptbaum
Speierling	<i>Sorbus domestica</i>	2	sehr zerstreut; früher angebaut, vielleicht nur Kulturrelikt
Ulmenarten			
Rüster (Feldulme Rotulme)	<i>Ulmus campestris</i>	1, 2 (3)	ziemlich verbreitet, auch in Gebüsch und Feldgehölzen
Flatterulme	<i>Ulmus laevis</i>	3 b	vereinzelt, Baum des Auewaldes

Baumart	Wissenschaftlicher Name	Verbreitung nach Waldtypen	Bemerkungen
Vogelkirsche	<i>Prunus avium</i>	2, 3	ziemlich verbreitet, durch Vögel verschleppt u. auch angebaut
Wildbirne	<i>Pyrus achras</i>	1, 2	selten in Gebüsch und Gehölzen
2. Nadelhölzer			
Douglasie	<i>Pseudotsuga canadensis</i>	—	nordamerikanisch, neuerdings auf trockenen Waldböden mit Erfolg angebaut
Fichte	<i>Picea abies</i>	—	nicht bodenständig, vereinzelt angebaut. Schwarzwaldbaum
Kiefer	<i>Pinus silvestris</i>	1, 2	einzigste von alters her einheimische Nadelholzart
Lärche	<i>Larix decidua</i>	—	nicht bodenständig, vereinzelt angebaut. Heimat: Alpen
Weißtanne	<i>Abies alba</i>	3 b	s. besondere Bemerkung

Der Wald des Kaiserstuhls wird von den Forstämtern Breisach, Emmendingen und Kenzingen bewirtschaftet; aus den dort vor-

liegenden Unterlagen wurde folgende Verteilung der Hauptbaumarten ermittelt:

Rotbuche	40 0/0	} Laubholz i. g. 88 0/0
Eichenarten	16 0/0	
Ahornarten	8 0/0	
Esche	2 0/0	
Hainbuche und sonstige Laubhölzer	22 0/0	
Kiefer, Lärche	5 0/0	} Nadelholz i. g. 12 0/0
Douglasie	5 0/0	
Tanne, Fichte	2 0/0	
	100 0/0	100 0/0

Diese Werte sind mit gewisser Vorsicht zu genießen, da die Erhebungen für die einzelnen Besitzarten zu verschiedenen Zeiten und auch mit unterschiedlicher Genauigkeit durchgeführt wurden (Privatwald nur ge-

schätzt, Staats- und Gemeindewald nach genauen, meist stammweisen Aufnahmen). Dadurch konnte auch die Rubrik „sonstige Laubhölzer“ nicht weiter aufgegliedert werden.

Die Besitzverteilung dürfte auch noch interessieren:

Es entfallen auf

Staatswald	15 0/0
Gemeinde- und Körperschaftswald	32 0/0
Privatwald	53 0/0

der Gesamtfläche.

Der Privatwald ist als Folge jahrhundertelang geübter Realteilung in extremster Weise parzelliert (nach einer Erhebung von 1956 aus dem Forstbezirk Breisach entfielen auf 994 ha 4299 Grundstücke mit 2402 Besitzern und 536 Miteigentümern!); er ist, von belanglosen Ausnahmen abgesehen, nie ordnungsgemäß gepflegt und bewirtschaftet worden und diente fast ausschließlich einer planlosen Brennholzentnahme. Seitdem diese mehr und mehr aufhört, geschieht praktisch überhaupt nichts mehr.

Die Geschichte der Neubesiedelung unserer Heimat mit Wald nach dem Ende der Eiszeit wurde eingangs bei Erörterung des Lößproblems schon gestreift. Wir waren bis zur Entwicklung der auch für die heutige Zeit in den unteren Lagen noch wichtigen Eichenmischwäldungen gekommen, die etwa um 2500 v. Chr. weite Gebiete erfaßten, im Kaiserstuhl mit Sicherheit auch die zentralen Gebiete, die heute ein ganz anderes Gesicht haben. Diese sind geprägt von der Buche, die im „Subboreal“, der späten Wärmezeit, etwa nach 2500 v. Chr. beinahe gleichzeitig mit der Weißtanne einzuwandern begann; beide Baumarten fanden unter dem lichten Schirm der Eichenwälder sehr günstige Voraussetzungen und drängten im Verlauf einer bis zum Beginn der Neuzeit andauernden Entwicklung die Eiche namentlich aus den Gebieten heraus, wo diese klimatisch weniger begünstigt und damit der Buche unterlegen war, vornehmlich also aus den höheren, niederschlagsreicheren Gebirgslagen; im Kaiserstuhl eroberte sie im Verlauf dieses Siegeszuges das ge-

samte zentrale Waldgebiet, in dem die Buche heute noch weitaus die verbreitetste Baumart ist.

Die Weißtanne hat den Vormarsch der Buche im Schwarzwald mitgemacht und dort mit dieser festen Fuß gefaßt. Im Kaiserstuhl ist sie zweifellos auch mit Eindringen; in Niederlassungen aus der Latènezeit (Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr.) sowie aus dem frühen Mittelalter bei Hochstetten südlich Breisach fand man jeweils neben Resten von Buche auch reichlich Tanne, die bei den damaligen Verkehrsverhältnissen wahrscheinlich nicht aus dem entfernten Schwarzwald, sondern aus dem benachbarten Kaiserstuhl stammten. Mit mehr Sicherheit ließen sich diese Vermutungen bestätigen, wenn aus dem Kaiserstuhl pollenanalytische Untersuchungen vorlägen. Für solche sind aber die Voraussetzungen kaum gegeben, da Moore nicht vorhanden sind und aus dem einzigen, inzwischen verschwundenen Ried von Wasenweiler nur eine Untersuchung aus den Anfängen dieser Wissenschaft vorliegt. Aus mancherlei Gründen ging die Weißtanne später wieder zurück; in erster Linie erlag sie wohl der klimatisch begünstigten Buche, vielleicht auch unvernünftiger menschlicher Bewirtschaftung. Daß sie heute noch, wenn auch nur mit geringem Anteil und nicht überall vorhanden ist, verdanken wir dem markgräflisch-badischen Forst- und Kammerrat Josef Enderlin, der ausgangs des 18. Jahrhunderts in Opfingen amtierte und sich stark für die Verpflanzung der Tanne aus den markgräflichen Bezirken um Emmendingen in die der gleichen Verwaltung zugehörigen Gemarkungen des Kaiserstuhls einsetzte. Dadurch ist es zu erklären, daß das heutige Vorkommen der Tanne fast ganz auf die damals markgräflichen Gemarkungen, also auf die „evangelischen Wäldungen“ der Gemeinden Bahlingen, Bickensohl, Eichstetten usw. beschränkt ist. Man sieht, daß selbst im Forstwesen der Grundsatz galt: Cuius regio, eius

religio, abgewandelt auf forstliche Ansichten.

Bis vor wenigen Jahren wurden die Waldungen des Kaiserstuhls, vor allem die Privatwaldungen, fast ausschließlich auf die Erzeugung von Brennholz hin bewirtschaftet. Dabei wurden die dem trockensten Typ zuzurechnenden Wälder meist als Niederwald betrieben (völliger Kahlschlag in Abständen von 20—30 Jahren, Verjüngung ausschließlich durch Stockausschlag) z. B. Büchsenberg-Limbergwaldungen. Auf etwas besseren Böden fand meistens Mittelwaldbetrieb statt (beim Kahlschlag beließ man einige „Oberhölzer“ und pflanzte auch etwas nach, das meiste wurde auch hier durch Ausschlag verjüngt). Diese Wirtschaftsmethoden hatten für die wärmeliebenden Sträucher und Kräuter den Vorteil, daß nach einer Anzahl von Jahren (dem sogenannten „Umtrieb“) für längere Zeit viel Licht auf den Waldboden kam und die Pflanzen sich immer wieder erholen und vermehren konnten. Heute haben diese Wirtschaftsmethoden aufgehört; man braucht kaum mehr Brennholz und läßt die Waldungen mit dem Ziel der Nutzholzerzeugung zusammenwachsen oder treibt sie völlig ab und pflanzt unter Vernachlässigung des Stockausschlags völlig neu an. Es kommt dann wohl vorübergehend viel Licht auf den Boden; die dem Bewirtschaftungszeitraum des „Hochwaldes“ entsprechenden Pausen von 80 bis 100 Jahren sind jedoch so groß, daß vieles nicht überlebt. Wir beobachten also auch im Bereich des Waldes wie schon in den Brometen (C 1, 2), daß der Fortbestand der wärmeliebenden Flora des Kaiserstuhls mit Aufgabe der bisherigen Wirtschaftsformen nicht mehr gesichert ist. Das beste Beispiel hierfür ist der sehr lichtbedürftige Diptam (*Dictamnus albus*), (Bild 19, 20) der in den zusammenwachsenden Buschwaldungen z. B. des Büchsenbergs (Naturschutzgebiet) zwar noch vegetiert, sich aber nur an Waldrändern voll entfaltet.



Bild 19 Diptam (*Dictamnus albus*) Aufn. Litzelmann

1. Betrachten wir zunächst den Typ des Flaumeichen- und trockenem Eichen-Kiefernwaldes, der in dem eben erwähnten Büchsenberg sehr charakteristisch entwickelt ist, wenn auch die namengebende Flaumeiche in reiner Form nicht häufig, vielfach bastardiert mit Traubeneiche vorkommt. Die Betrachtung der Baum- und Straucharten dieses wie der anderen Waldtypen haben wir schon vorweggenommen, so daß uns nur noch die Behandlung der Krautschicht bleibt. Sie ist naturgemäß in diesem lichtesten Wald am reichsten entwickelt. Der sonst in unserer Heimat kaum vorkommende Diptam wurde schon erwähnt; die herrlich duftenden, rötlichen, mit dunkleren Flammen gezeichneten Blüten, in reich blühenden Rispen vereint, sind allein im Frühjahr eine Reise in



Bild 20 Diptam (*Dictamnus albus*) Aufn. Litzelmann

den Kaiserstuhl wert! Am gleichen Standort finden wir eine weitere, recht seltene Pflanze: den Blauroten Steinsamen (*Lithospermum purpureo-coeruleum*). Der Name weist darauf hin, daß sich die Blütenfarbe im Verlauf des Blühens von hellrot zu blau wandelt (Reihenfolge im lateinischen Namen richtig!). Nicht auf diesen Typ beschränkt, aber hier am besten gedeihend ist die allbekannte Maiblume (*Convallaria majalis*). Wunderveilchen heißt eine hier vorkommende Art (*Viola mirabilis*); zum Erstaunen ist an ihr, daß sie im Frühjahr kleinblättrig mit offenen violetten Blüten erscheint und nach Belaubung der Bäume sich verzweigt und große Blätter entfaltet; sie blüht weiter, aber die Blüten öffnen sich nicht mehr. — Die Mehrzahl der Pflanzen blüht hier erst im späteren Frühjahr und im Sommer. Sehr bezeichnend für den Trockenwald ist die Schwalbwurz (*Cynanchum vincetoxicum*); die kleinen weißen Blütchen haben einen ausgeklügelten Bestäubungsapparat, über

den Interessenten in der Literatur nachlesen mögen (Hess, Botanische Wanderungen, S. 43). Der Name weist auf die mit Haarschopf versehenen Samen hin, „fliegenden Vögeln nit ungleich“. Gerne wächst hier auch das in rötlichen Ebensträußen blühende Tausendgüldenkraut (*Centaureium minus*), eine Heilpflanze, der die Volksmedizin viel gute Wirkungen zuschreibt und ihr auch den wertbetonenden Namen gab; dabei wurde der lateinische Name verzehnfacht übersetzt — im Eichsfeld geht ein Volksname gar in die Million! Trübpurpurn blüht die bis 90 cm große Dunkle Walderbse oder Schwarzwerdende Platterbse (*Lathyrus niger*). Die Blätter werden beim Trocknen schwarz, daher die Benennung. Recht hoch wächst auch der weiß bis blaßgelb blühende Aufrechte Ziest (*Stachys recta*); die Gattung Ziest ist in fast allen Gesellschaften des Kaiserstuhls mit Arten vertreten. Gleichfalls zu den Lippenblütlern gehörig: der Wirbelrost (*Satureja vulgaris*) mit etagenartig angeordneten Blütenständen. Eine Anzahl typischer Vertreter stammt aus der Familie der Körbchenblütler: gelb der Abgebissene (Wurzelbildung!) Pippau (*Crepis praemorsa*), das Sichelblättrige Hasenohr (*Bupleurum falcatum*); Alantarten: großblütig der Rauhe Alant (*Inula hirta*), stark behaart, klein- und vielblütig die Dürrwurz (*Inula conyza*). Aus der großen Gruppe der Habichtskräuter das Doldige und das Savoyer Habichtskraut (*Hieracium umbellatum* und *sabaudum*). Verwandt mit der Margerite die für den Trockenwald wiederum sehr bezeichnende bis 120 cm hohe Ebensträußige Wucherblume (*Chrysanthemum corymbosum*), deren weiße Blüten zu mehreren straußartig angeordnet sind; sehr fein zerteilte Blätter. Auch die hellblaue Wohlriechende Skabiose, Krätzkraut (*Scabiosa canescens*) paßt sich durch feingliedrige Blätter der Wasserarmut an. Ein Mitesser bei anderen Pflanzen (Halbschmarotzer) ist der seltene Gelbe Augentrost (*Odontites lutea*).

Auf die reiche, manche seltene Art enthaltende Strauchflora dieses Typs sei besonders hingewiesen (s. Übersicht S. 48 f.), schönster Vertreter der frühblühende Seidelbast (*Daphne mezereum*).

2. Auch der Eichenmischwald ist in Baum- und Strauchschicht sehr artenreich; vgl. die Übersichten S. 48 und S. 51 f. Er weist natürlich, den sehr wechselnden Bodenverhältnissen entsprechend, zahlreiche Übergänge nach unten zum Trockenwald und nach oben zum Buchenwald auf; gerade die letzteren beiden Typen verzahnen sich ohne scharfe Grenzen sehr stark, was in dem nach oben immer mehr steigenden Buchenanteil zum Ausdruck kommt.

In den ausgeprägten Beständen dieses Typs finden wir noch manchen Vertreter des oben beschriebenen Trockenwaldes, dazu nun auch eine Reihe von Orchideenarten, wie aus der Übersicht Seite 42 zu ersehen ist. Schon im ersten Frühjahr erscheint die kleine Frühlingsplatterbse (*Lathyrus vernus*), die wie manche andere Kaiserstuhl-pflanze ihre Blütenfarbe im Laufe des Blühens ändert: Die rotviolette Krone mit blauviolettlem Flügel wird beim Abblühen blau bis grünblau. Auch den Winter über bleiben die Gipfelrosetten der Mandelwolfsmilch (*Euphorbia amygdaloides*) (Bild 21) grün; aus den zahlreichen, reich beblätterten Trieben erscheinen im April schon die hochwachsenden, nickenden Blütendolden, deren gelbe Einzelblüten einen hochinteressanten Aufbau zeigen. Sehr früh schon fällt uns hier auch die Stinkende Nieswurz (*Helleborus foetidus*) auf. Die grünlichen, nickenden Blüten sind von bleichen Hochblättern umgeben, die den Blütenstand dadurch noch etwas auffälliger gestalten. Die teilweise überwinterten, grundständigen Blätter sind eigenartig geteilt: Bis zu 9 ledrige Teilblätter entspringen einem Punkt. Im Sommer erscheint die herrlich blau blühende Akelei (*Aquilegia vulgaris*), die aus zahlreichen Gartenformen vertraut ist. Verwandt mit dem oben (S. 31) erwäh-



Bild 21 Mandelwolfsmilch (*Euphorbia amygdaloides*) Aufnahme: H. Kleiber

ten kanadischen Eindringling ist die einheimische Goldrute (*Solidago virgaurea*). Schließlich sei noch das bis 140 cm hochwachsende, verästelte Waldlabkraut (*Galium silvaticum*) erwähnt, mit dem allbekanntem Waldmeister nahe verwandt.

3. Höher im Gebirge ansteigend kommen wir allmählich in die Region des Buchenwaldes.

a) Soweit es sich in den westlichen Lagen noch um etwas trockenere Standorte handelt, herrscht in ursprünglichen Beständen die Buche sehr stark vor. „Lichtholzarten“ wie etwa die Eiche, die mehr Licht und Wärme auf den Boden durchlassen, sind nur vereinzelt eingestreut. Wir haben daher hier nur solange noch Blühendes, als die intensive Schattenwirkung der belaubten Buchen sich nicht auswirkt. Es ist vor allem der Blütenteppich des Buschwindröschens (*Ane-*

mone nemorosa), das hier in Massen auftritt. Die allbekannte und als einer der ersten Frühlingsboten sehr beliebte Pflanze erhielt im Volksmund unzählige Namen, die sich meist auf das frühe Blühen beziehen; der auf einer Übersetzung aus der wissenschaftlichen Bezeichnung (Anemos = Wind) beruhende Name „Windröschen“ ist wenig populär, im Kaiserstuhl gegendüblich allerdings auch kein ansprechender Volksname, allenfalls Osterblume. — Was sonst noch in diesen Buchenwäldungen vorkommt, finden wir ebenso und üppiger im nächsten Waldtyp.

b) Den zwar immer noch vorherrschend Buche, daneben aber zahlreiche andere Baumarten (s. S. 51 f.) enthaltenden *L a u b m i s c h w a l d*; ortsweise auch mit beigemischter Weißtanne (s. S. 54) finden wir in den gegen Austrocknung geschützten Lagen, vornehmlich an den Nord- und Osthängen, in Mulden und Schluchten. Die Böden sind tiefgründiger und nährstoffreich, die Feuchtigkeitsverhältnisse günstiger (wasserhaltende Lehmböden), das Kronendach ist infolge der gegenüber Buche weniger schattenden Beimischungen lichter, so daß alle Voraussetzungen für eine sehr reich entwickelte Krautschicht gegeben sind. Die Hauptblütezeit auch in diesem Waldtyp ist das erste Frühjahr.

Neben dem oben erwähnten gewöhnlichen Buschwindröschen haben wir hier, ziemlich zerstreut allerdings, auch eine gelbblühende Anemonenart (*Anemone ranunculoides*), die fast gleichzeitig blüht. Zwischen den Anemonen, meist übersehen, blüht ganz unscheinbar grünlich das Moschuskraut (*Adoxa moschatellina*). Gelbe Sterne entfaltet das Scharbockskraut (*Ficaria verna*); sehr bekannt ist auch das Immergrün (*Vinca minor*) mit seinen früh erscheinenden blauen Sternen. Ein weiterer Frühlingskünder ist das blaublütige Leberblümchen mit den eigenartigen, dreilappigen Blättern (*Hepatica nobilis*), sonst in Kalkgebirgen meist häufig, im Kaiserstuhl nur an ganz wenigen Stellen

und daher zu schonen! An Waldrändern und lichterem, feuchten Stellen erscheint im April der violette, manchmal auch weiße Lerchensporn (*Corydalis solida* und *bulbosa*) sowie das Lungenkraut (*Pulmonaria officinalis*), das, wie andere, schon erwähnte Pflanzen, ebenfalls die Farbe wechselt: erst rot, dann violett. Auch der Waldmeister (*Galium odoratum*) darf nicht unerwähnt bleiben. Maibowle mit Kaiserstuhlwein ist etwas besonders Köstliches.

In feuchten Mulden bildet der Bärlauch (*Allium ursinum*) ganze Teppiche mit schönen weißen Döldchen und breiten, stark nach Knoblauch riechenden Blättern. Die Große Schlüsselblume (*Primula elatior*), sonst in ähnlichen Wäldungen sehr häufig, ist im Kaiserstuhl merkwürdigerweise nur wenig vertreten. Schwer zu finden sind die innen roten Glocken der Haselwurz (*Asarum europaeum*), die ganz unter den glänzenden, nierenförmigen Blättern verborgen sind; die Pflanze ist mit der schon erwähnten Osterluzei verwandt und gewährt kleinen Insekten Unterschlupf, die die Bestäubung erledigen. Auch hier blüht ein Veilchen: das Waldveilchen (*Viola reichenbachiana*), so daß wir Vertreter dieser Gattung fast in allen Vegetationstypen finden konnten. Eine sehr zarte, unauffällige Wolfsmilch gehört hierher, die Süße Wolfsmilch (*Euphorbia dulcis*), ebenfalls sehr früh blühend; der obligatorische Milchsaft schmeckt zwar nicht süß, aber weniger scharf wie bei den anderen Arten. Weitere, teilweise recht bekannte Waldpflanzen seien noch kurz aufgezählt: der Aronstab (*Arum maculatum*), die vier-, manchmal auch fünfblättrige Einbeere (*Paris quadrifolia*), die Weißwurz, auch Salomonssiegel genannt (*Polygonatum multiflorum*), der Wundsanikel (*Sanicula europaea*), eine Heilpflanze, das Hexenkraut (*Circaea lutetiana* und — seltener — *intermedia*), dessen winzige weiße Blütchen man sich einmal von der Nähe betrachten sollte. Lange blüht auch die Goldnessel (*Lamium*

galeobdolon). Im Sommer erscheint eine der schönsten Pflanzen des Kaiserstuhls, leider recht selten geworden: der Türkenbund (*Lilium martagon*), die einzige Lilie unserer Heimat. Für den Schluchtwald typisch sind zwei dunkelgelb blühende Hahnenfußarten: der Wollige und der Goldhahnenfuß (*Ranunculus lanuginosus* und *auricomus*). Eine besondere Seltenheit ist die Fiederzahnwurz (*Dentaria heptaphyllos*), Blüte wie ein großes Wiesenschaukraut, eine Pflanze, die, im Schönberg bei Freiburg häufig, hier den nördlichsten Punkt ihrer Verbreitung erreicht. Endlich sei noch das zartgliedrige Christophskraut (*Actaea hirsuta*) mit kleinen weißen Blütenträubchen, fein zerteilten Blättern und schwarzen Beerenfrüchten erwähnt, das wir im Frühsommer blühend finden können. Eine sehr unscheinbar grünlich blühende Pflanze ist das Ausdauernde Bingelkraut (*Mercurialis perennis*), das durch sein massenhaftes Auftreten für diesen Waldtyp sehr bezeichnend ist.

An Gräsern seien noch angeführt: das kleine Nickende Perlgras (*Melica nutans*) und die großen Formen Waldzwenke (*Brachypodium silvaticum*) und Flattergras (*Milium effusum*), beide 100—120 cm hoch.

c) Zum Abschluß unserer Waldwanderungen wollen wir auch noch einen Blick auf Lichtungen und Schläge werfen. Hier entwickelt sich unter dem Lichteinfluß vorübergehend eine sehr üppige Flora: die Tollkirsche (*Atropa belladonna*), Wasserdost (*Eupatorium cannabinum*), Zwergholunder (*Sambucus ebulus*), Echter Baldrian (*Valeriana officinalis*), Waldziest (*Stachys silvatica*), bis 150 cm großes Waldschilf (*Calamagrostis epigeios*); die anderwärts häufigen „Schlagpflanzen“ Roter und Großblütiger Fingerhut (*Digitalis purpurea* und *grandiflora*), treffen wir im Kaiserstuhl nur ganz vereinzelt an.

E. Sumpfwiesen, Wasserläufe

Im eigentlichen Kaiserstuhl gibt es diesen Biotop nicht. Wir haben jedoch unmittelbar westlich des Gebirges in der Rheinebene noch interessante Gebiete, die der Kaiserstuhlbesucher berührt und die deshalb abschließend noch kurz gestreift werden sollen. Es handelt sich einmal um den Rheinuferwald, der bei Burkheim/Sponeck bis an den Fuß des Gebirges heranreicht und durch die Staustufe Marckolsheim wieder mehr Wasser und neues Leben erhalten hat. Zum anderen um die sogenannte „Faule Waag“ westlich Büchsenberg/Oberrotweil, einst ein Eldorado für Wasser- und Sumpfpflanzen, heute leider durch Entwässerungen und Zuschüttungen sehr verändert, jedoch immer noch besuchenswert. Auf eine eingehende Beschreibung dieser Gebiete muß verzichtet werden, es sei jedoch auf einige bemerkenswerte Wasser- und Sumpfpflanzen hingewiesen, die hier — neben manchem anderen — noch zu finden sind. In den stehenden und fließenden Gewässern: flutende und schwimmende Hahnenfußarten (*Ranunculus fluitans* und *aquatilis*), deren weiße Blüenteppiche oft größere Wasserflächen bedecken; die Laichkräuter, besonders das Schwimmende Laichkraut (*Potamogeton natans*). An Ufern: der Blutweiderich (*Lythrum salicaria*), die gelbe Schwertlilie (*Iris pseudacorus*), Schilfrohr (*Phragmites communis*) und andere stattliche Grasarten. Auf Sumpfwiesen: das bis 2 m hohe Pfeifengras (*Molinia coerulea* ssp. *arundinacea*), die gelbblühende Wiesenraute (*Thalictrum flavum*), zwei recht seltene Wolfsmilcharten, die Steife (*Euphorbia stricta*) und die bis 1,50 m hohe, buschig wachsende Sumpfwolfsmilch (*Euphorbia palustris*); einige auffällige Körbchenblütler: Weiden- und Schweizer Alant (*Inula salicina* und *helvetica*), großes und kleines Ruhrkraut (*Pulicaria dysenterica* und *vulgaris*), Sumpfgreiskraut (*Senecio paludosus*), alle gelbblühend; weißblühende Wasserfenchel-

arten (Doldengewächse, *Oenanthe fistulosa* u. a.); der hellrote, große Sumpfziest (*Stachys palustris*); auch Orchideen können wir finden, besonders die Echte Sumpfwurz (*Epipactis palustris*), die einzige Sumpforchidee des Gebietes; an etwas trockneren Stellen die beiden Händelwurzarten (*Gymnadenia conopsea* und *odoratissima*); im Spätsommer noch können wir die herrlich duftende Prachtnelke (*Dianthus superbus*) mit ihren äußerst fein zerteilten, blaß- bis purpurroten Blüten entdecken. Aber für all dies und vieles mehr gilt auch hier die bange Frage: Wie lange noch? Abschließend zu diesem westlichen Kaiserstuhlvorland sei noch einer auffälligen Pflanze gedacht, die sich seit einigen Jahrzehnten, vom Rheinwald ausgehend, vornehmlich an Bachufern unaufhaltsam ausbreitet: Das aus Ostindien stammende Indische oder Drüsige Springkraut (*Impatiens glandulifera*); es wächst an ihm besonders zugänglichen Auewaldstandorten in einem Jahr über 2 m hoch; seine großen roten, denen des einheimischen Rührmichnichten ähnlichen Blüten bilden eine gute Bienenweide; die reifen Früchte platzen bei Berührung auf und schleudern die Samen mehrere Meter weit weg. Die überaus stattliche Pflanze hat sich mit Gewalt Heimatrecht erobert; sie ist eine wertvollere Bereicherung unserer Flora als manch anderer Eindringling aus fremden Ländern.

Schlußwort

Das nur etwa 92,5 qkm große Kaiserstuhlgebiet weist die überaus bemerkens-

werte Zahl von fast 900 Blütenpflanzen auf, ein Artenreichtum, der auf entsprechender Fläche wohl kaum sonstwo in unserer Heimat anzutreffen ist. Die vorliegende Übersicht konnte natürlich auch nicht annähernd diese Formenfülle erfassen, es konnte nur auf die Vielgestaltigkeit der Wuchsgebiete und auf einige charakteristische Arten hingewiesen werden. Wer angeregt wird, sich näher mit dieser interessanten Welt zu beschäftigen, dem sei dringend geraten, sich eines guten Bestimmungsbuches zu bedienen, worüber im Literaturverzeichnis einiges angeführt ist.

Einige Literaturangaben

Erich Oberdorfer: Pflanzensoziologische Exkursionsflora für Süddeutschland, 3. erw. Aufl., Stuttgart 1970.

Schmeil-Fitschen: Flora von Deutschland, 84. Aufl., Heidelberg 1968.

Friedrich Oltmanns: Pflanzenleben des Schwarzwalds, herausgegeben vom Schwarzwaldverein, Freiburg 1922 (vergr.).

Nikolaus Creutzburg u. a.: Freiburg und der Breisgau, Freiburg 1954.

Amtliche Kreisbeschreibung: Freiburg im Breisgau, Stadtkreis und Landkreis; Statistisches Landesamt, Freiburg 1965.

Der Kaiserstuhl: Eine Naturgeschichte des Vulkangebirges am Oberrhein, Bad. Landesverein für Naturkunde und Naturschutz, Freiburg 1933 (vergr.).

Dieter Hess: Botanische Wanderungen in der Umgebung von Freiburg, Freiburg 1961.

Dr. Georg Eberle: „Der Kaiserstuhl, Vulkan- und Lößgebirge, Pflanzen- und Tierparadies am Oberrhein“, in: Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen und -tiere e. V., Jahrgang 1969, 34. Band, München 1969.

Dr. Margita v. Rochow: Die Pflanzengesellschaften des Kaiserstuhls, Jena 1951.

Zur Vogelwelt des Kaiserstuhls

Von Helmut Opitz, Freiburg, i. Br.

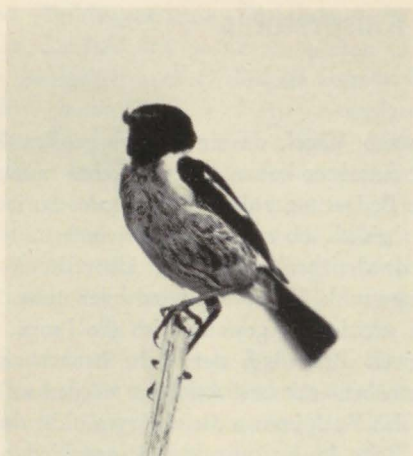
Seit Litzelmanns Zusammenfassung über die Wirbeltiere des Kaiserstuhls (1933) ist keine Veröffentlichung mehr über die Vogelwelt dieses Gebietes erschienen. Heute sind wir — so seltsam dies klingen mag — nur unzureichend über die Avifauna unterrichtet. Zwar wird das Gebiet nicht allzu selten aufgesucht, aber das Interesse der Beobachter richtet sich dann mehr auf die Besonderheiten des Kaiserstuhls, etwa auf die Flora. Vögel werden mehr nebenbei mitgenommen, so daß wir qualitativ einigermaßen Bescheid wissen, aber keine quantitativen Aussagen machen können, weil entsprechende Untersuchungen fehlen. Eine Ausnahme macht lediglich der Steinkauz, dem zur Brutzeit 1970 eine in mehreren Nachtexkursionen durchgeführte Bestandsaufnahme galt. Unsere Informationslücke ist zum großen Teil darauf zurückzuführen, daß es nur wenige geeignete Biotope und damit keine ornithologische Besonderheit gibt, d. h. keine Art ist auf den Kaiserstuhl beschränkt.

Das freie Gelände beherbergt nicht viele Vogelarten, so haben das sterile Rebland keinen, die Trockenwiesen nur einen geringen ornithologischen Wert. In den Kammwäldern, den Heckenstreifen und insbesondere in den Buschwäldchen brüten zwar manche Arten, aber sie sind hier keineswegs einmalig. Einzig den Obstbauplantagen kommt eine größere Bedeutung zu. Doch sind es gerade diese Biotope, die besonders stark gefährdet sind, da die alten Obstbäume mehr und mehr verschwinden.

Alle hier brütenden Vogelarten kommen auch in anderen Gegenden, vor allem in der Rheinebene, vor, sieht man von der einmaligen Brut des Bienenfressers ab. Im nachfolgenden wird auf eine vollständige Avifauna verzichtet. Leicht fällt auch der Verzicht auf eine Artenliste aller im Kaiserstuhl beob-

achteten Vögel, da eine solche großen Zufallscharakter haben und ihr keine faunistische Bedeutung zukommen würde. So ist es unerheblich, ob eine in der Rheinebene häufig durchziehende Art beim Überfliegen des Kaiserstuhls festgestellt wird oder nicht. Etwas schwieriger gestaltet sich die Frage, inwieweit Brutvögel der dicht benachbarten Rheinebene mit berücksichtigt werden sollen. Da das Vorkommen dieser Arten nicht durch die Nähe des Kaiserstuhls bedingt wird, sondern es sich nur um geographische Nachbarschaft handelt, werden sie hier weggelassen. Typische „Wiesenarten“ der Rheinebene brüten zwar in unmittelbarer Nähe des Kaiserstuhls, so reichen Brutgebiete von Großer Brachvogel, Kiebitz und Wachtelkönig im Osten direkt an das Gebirge heran, aber diese Arten sind in weiten Teilen der Ebene verbreitet. Ebenso verhält es sich mit Zwergtaucher, Teichhuhn und anderen Arten, die an Schilf oder Wasser gebunden sind und deren Brutgebiete in den Altrheinarmen von Burkheim, Jechtingen oder Sasbach den Kaiserstuhl fast berühren. Auch diese Vögel sind in der gesamten Rheinebene heimisch. Zwei Ausnahmen werden dennoch gestattet sein, nämlich die Behandlung des Schwarzstirnwürgers, was unten noch begründet wird, und des Weißstorchs, dessen Entwicklung in den letzten Jahren hier noch einmal zusammengefaßt wird, obwohl er ja auch nur in Orten am Rande, also in — ökologisch gesehen — „Rheinebenedörfern“ (zumindest nach einer Seite) brütet oder gebrütet hat. Begründet erscheint mir dieses Vorgehen durch die große Volkstümlichkeit dieses Vogels und durch das damit verbundene Bedauern über seinen erschreckenden Rückgang.

Gibt es keinen Vogel, der auf den Kaiserstuhl beschränkt ist, so gibt es doch eine ganze Reihe von Arten, die am Kaiserstuhl



Schwarzkehlchen

Foto: F. Saumer

(z. T. hier und in der Rheinebene) so gute ökologische Bedingungen antreffen, daß ihr Verbreitungsschwerpunkt von Baden-Württemberg hier liegt oder sie in einer großen Dichte brüten. Es sind dies insbesondere einige thermophile Arten mit hauptsächlich südlicher Verbreitung. Einige weitere Arten lassen im Kaiserstuhl noch keine rücklaufende Tendenz wie in anderen Gebieten erkennen.

Zweck dieser Arbeit ist es vor allem, auf diese Arten hinzuweisen, denn es bestehen noch erhebliche Lücken in der Erfassung ihrer Brutbestände und der Kenntnis ihrer Biologie am Kaiserstuhl. Sie werden deshalb einem allgemeinen, knappen und unvollständigen Überblick über die Vogelwelt des Kaiserstuhls vorangestellt. Außerdem soll betont werden, daß gerade einige dieser Arten stark bedroht sind und Maßnahmen zu ihrem Schutz ergriffen werden müssen (Erhaltung ihrer Biotope). Teilweise werden zum Vergleich nahe verwandte Arten mit vorangestellt.

Zu dieser Gruppe gehören zwei Arten von Würgern, die neben den beiden anderen, häufigeren hier vertreten sind. Der Schwarzstirnwürger (*Lanius minor*), eine ausgeprägt thermophile Art, geht im Gegensatz zu den

anderen Würgern nicht in den Kaiserstuhl hinein. Nahe des Kaiserstuhls befindet sich jedoch der bedeutendste Brutplatz der Rheinebene, in manchen Jahren (der Bestand ist schwankend) sogar der bedeutendste von Baden-Württemberg (sämtliche Vergleiche mit der Brutverbreitung der Arten in Baden-Württemberg stammen von HÖLZINGER, KNÖTZSCH, KROYMANN u. WESTERMANN 1970). Früher war dieser Würger weiter verbreitet, klimatische Änderungen spielen wahrscheinlich die entscheidende Rolle für die Abnahme und das Zurückweichen in warme Gebiete. Zwischen dem Winklerberg und Breisach brüten meist einzelne Paare, 1965 siedelte eine Kolonie von fünf Paaren. Die Nester befanden sich alle in Nußbäumen (Höhe: 7; 4,5; 6; 8 und 3,5 m) und enthielten am 17. 6. (der Schwarzstirnwürger brütet bezeichnenderweise spät) 7, 7 und 2 Eier, ein Nest war noch im Bau, ein Baum konnte nicht erstiegen werden. (Verf. LITZELMANN 1933) führte den Schwarzstirnwürger nicht auf. Vielleicht behandelte er ihn nicht, weil die Art nicht im Kaiserstuhl direkt brütet.

Die andere bemerkenswerte Würgerart, der Rotkopfwürger (*Lanius senator*), ist in Baden-Württemberg noch häufiger als die vorhergehende Art, aber auch er wird immer mehr in klimatisch begünstigte Gegenden zurückgedrängt. Die Oberrheinebene mit dem Kaiserstuhl ist eines der Schwerpunktgebiete in der heutigen Verbreitung. Auch beim Rotkopfwürger ist der Bestand schwankend, er dürfte aber besonders am Kaiserstuhlrand, wo genügend alte Obstbäume zur Verfügung stehen, regelmäßiger Brutvogel sein. Brutnachweise liegen vor allem aus der Gegend von Ihringen, Oberrotweil und Achkarren vor. Am Ostrand scheint er seltener zu sein.

Lange nicht so anspruchsvoll wie diese beiden Würgerarten sind Raubwürger (*Lanius excubitor*) und Neuntöter (*Lanius collurio*), die überall in Baden-Württemberg vorkommen. Während der erstere nur am



Wiedehopf an der Bruthöhle

Foto: F. Saumer

Rande des Kaiserstuhls brütet, ist der Neuntöter im gesamten Gebiet verbreitet. Er ist nicht auf Obstbäume angewiesen, sondern brütet vor allem in Schonungen im Waldgebiet.

Der für den Kaiserstuhl bekannteste Singvogel ist nicht eine der Würgerarten, sondern die Nachtigall (*Luscinia megarhynchos*). Sie kommt zwar auch in anderen warmen und niedrig gelegenen Teilen von Baden-Württemberg vor, sie erreicht aber nirgends eine so große Dichte wie in der Rheinniederung und im Kaiserstuhl. Besonders am gebüschreichen Südabhang des Badberges zwischen Vogtsburg und dem Badloch singt zur Brutzeit eine Nachtigall neben der anderen,

wobei man sie hier oft freisitzend beobachten kann. Der Bestand, der auf der Niederterrasse um Freiburg etwas zurückgegangen ist, scheint am Kaiserstuhl konstant zu sein. Hier brütet sie auch bis ca. 500 m in einer relativ großen Höhe.

Ein (zumindest ehemaliger) Charaktervogel der Wiesen, das Braunkehlchen (*Saxicola rubetra*), wird im Kaiserstuhl vom nahe verwandten Schwarzkehlchen (*Saxicola torquata*) vertreten, ohne daß es hier so regelmäßig verbreitet ist wie das Braunkehlchen auf den Wiesen. Leider scheint der Bestand zurückzugehen, denn auf einer 40 ha großen Probefläche bei Ihringen wurden 1969 nur noch zwei Brutpaare gegenüber sieben sin-

genden ♂♂ = Männchen 1963 ermittelt (ANDRIS 1970). Der Schwerpunkt in Baden-Württemberg liegt in der südlichen Rheinniederung, in der nördlichen und in anderen Landesteilen gibt es nur wenige Brutvorkommen.

Der Berglaubsänger (*Phylloscopus bonelli*) nimmt unter diesen Arten insofern eine Sonderstellung ein, als er außerhalb seines Verbreitungsgebietes im Kaiserstuhl gebrütet hat (W. GATTER in HÖLZINGER, KNÖTZSCH, KROYMANN u. WESTERMANN l. c.). Die nächsten, dauernd besetzten Brutplätze dieses vorwiegend südlichen Laubsängers befinden sich im Hinterzartener Moor und in den nach Süden verlaufenden Tälern des Südschwarzwaldes. Bei dieser schwer erfaßbaren Art müßte nachgeprüft werden, ob es sich um ein einmaliges Brutvorkommen gehandelt hat oder ob der Berglaubsänger regelmäßig brütet, was durchaus erwartet werden könnte. Als günstiger Biotop in Baden-Württemberg werden unter anderem die Randzonen von Eichen-Buchenwäldern angegeben, die im Kaiserstuhl, ebenso wie andere geeignete Plätze, vorhanden sind.

Hiermit wäre die Liste der Singvögel, die für den Kaiserstuhl bemerkenswert sind, schon erschöpft, doch gibt es einige weitere Arten, die einen ähnlichen Status haben und die im folgenden besprochen werden sollen.

Die einzige Art, für die nur aus dem Kaiserstuhl Nachrichten vorhanden sind, ist der mediterrane Bienenfresser (*Merops apiaster*), der vielleicht die Kaiserstuhlart schlechthin hätte werden können. Im 19. Jahrhundert hatte sich eine Kolonie angesiedelt, die sich aber nicht halten konnte (etwa von 1873 bis 1888), da diese herrlich gefärbten Vögel von den abergläubischen Bauern verfolgt und erschlagen wurden (LITZELMANN l. c. und HOFFRICHTER u. WESTERMANN 1969). 1964 brüteten wieder Bienenfresser im Kaiserstuhl, was mit invasionsartigem Auftreten in Deutschland in Verbindung ste-

hen dürfte (HOFFRICHTER u. WESTERMANN l. c.). Der Brutplatz befand sich in einer Lößwand oberhalb von Vogtsburg, doch konnte die Paarzahl nicht genau festgestellt werden. Ein Nachweis gelang nur bei einer Brut, deren Höhle später aufgegraben wurde. Zumindest zeitweise waren mehrere Bienenfresser anwesend. Es sei hier dahingestellt, ob der Kaiserstuhl auf Grund seiner klimatisch günstigen Bedingungen als Brutplatz auserwählt wurde oder ob der ideale Brutbiotop, der in Form von Lößwänden vorhanden war, den Ausschlag dafür gab. Leider beschränkte sich das Brüten auf 1964, weitere Beobachtungen, auch von Einzeltvögeln, wurden nicht bekannt. Mit Sicherheit brüteten 1965 keine Bienenfresser im Kaiserstuhl, denn trotz intensiver Suche wurde nichts gefunden (Verf.).

Ebenfalls prächtig gefärbt ist der Wiedehopf (*Upupa epops*), der im Kaiserstuhl einen Verbreitungsschwerpunkt hat. In guten Jahren brütet er sogar in einer Dichte, die in Baden-Württemberg nirgends übertroffen werden dürfte. Sein dumpfes pu-pu ist dann in weiten Teilen des Kaiserstuhls zu hören. Wahrscheinlich ist der Brutbestand abhängig von seiner Hauptnahrung, der Maulwurfgrille. 1965 wurden am Kaiserstuhl an 15 Plätzen rufende, warnende oder futtertragende Wiedehopfe notiert. In den Jahren darauf waren es — bei geringerer Beobachtungsintensität — weniger. Es kann heute noch nicht entschieden werden, ob es sich um eine tatsächliche (wie in anderen Teilen Baden-Württembergs) oder nur um eine vorübergehende Abnahme handelt. Es wäre noch zu klären, inwieweit er vom Angebot alter Obstbäume abhängig ist.

Die Tureltaube (*Streptopelia turtur*) ist in der Rheinniederung und im Kaiserstuhl wesentlich häufiger als in den anderen (wenigen) Brutgebieten. Im Frühjahr und Frühsommer ist im gesamten Kaiserstuhl ihr schnurrendes tur-tur zu hören, das sie mit zum Charaktervogel des offeneren Geländes



Pirol am Nest

Foto: F. Saumer

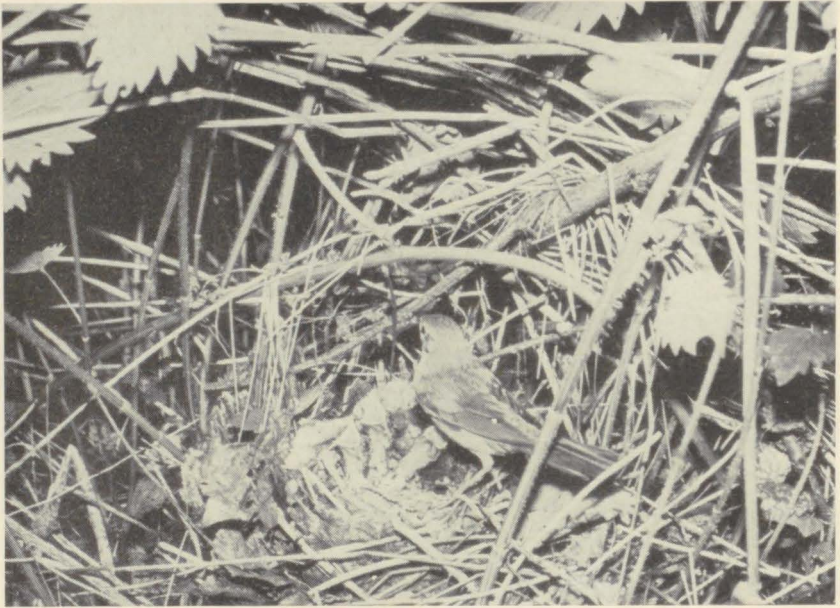
des macht. Während sie in den letzten Jahren in der Umgebung von Freiburg zurückgegangen ist, wird davon im Kaiserstuhl nichts spürbar. Auch die anderen Tauben sind hier vertreten, die Ringel- und die seltenere Hohltaube (*Columbia palampus* und *C. oenas*) in den Wäldern und die Türkentaube (*Streptopelia decaocto*), die auch einige Orte am Kaiserstuhl besiedelt hat.

Als letzte Art der Besonderheiten sei noch auf den Steinkauz (*Athene noctua*) eingegangen, dessen Bestand durch die Beseitigung alter Obstbäume im ganzen Land stark abgenommen hat. Um ungefähre Vorstellungen vom Vorhandensein dieser kleinen Eule zu gewinnen, führten wir am 17. und 18. April 1970 Nachtexkursionen durch, wobei ein großer Teil des Kaiserstuhls planmäßig abgesucht wurde. Es zeigte sich, daß der Steinkauz hier kaum abgenommen haben dürfte, wenn auch Vergleichszahlen aus früheren Jahren fehlen. Am Ostrand fanden wir ihn zahlreich, so ermittelten wir zwischen Blankenhornsberg und Bahlingen (also

Süd- und Ostteil) 13—14 singende Steinkäuze. Insgesamt kann der Bestand im südlichen, östlichen und inneren Kaiserstuhl mit etwa 20 Paaren angegeben werden. Eine Erfassungslücke besteht im nordwestlichen Teil, es ist aber anzunehmen, daß er in den dortigen Obstgärten ebenso häufig vorkommt. An anderen Eulen ist der häufige Waldkauz (*Strix aluco*), die Waldohreule (*Asio otus*) und in den Ortschaften die Schleiereule (*Tyto alba*) vertreten, obwohl wir von der letzteren so gut wie nichts wissen. Die Bestände dürften, je nach Mäuseangebot, wechselhaft sein.

Mit diesen Arten ist die Behandlung der Besonderheiten in der Avifauna des Kaiserstuhls abgeschlossen. Der nachfolgende Überblick soll dem Kaiserstuhlbesucher als Informationsgrundlage dienen.

Für Wasservögel stehen im Kaiserstuhl keine geeigneten Biotope zur Verfügung. Eine Ausnahme machen lediglich die Klärteiche von Niederrotweil, wo die Avifauna des Kaiserstuhls um Stockente (*Anas platy-*



Nachtigall mit Jungen

Foto: F. Saumer

rhyngchos), Bläßhuhn (*Fulica atra*) und die beiden Singvogelarten Teichrohrsänger (*Acrocephalus scirpaceus*) und Rohrammer (*Emberiza schoeniclus*) bereichert wird.

Die rapide Abnahme von Greifvögeln hat auch vor dem Kaiserstuhl nicht halt gemacht. Regelmäßig brüten nur noch Mäusebussard (*Buteo buteo*) und Turmfalke (*Falco tinnunculus*), während beim Wespenbussard (*Pernis apivorus*) aus Beobachtungen zur Brutzeit und von juvenilen Vögeln auf Brut geschlossen werden kann. Baumfalke (*Falco subbuteo*) und Sperber (*Accipiter nisus*) dürften höchstens noch ganz vereinzelt vorkommen. Der Habicht (*Accipiter gentilis*) ist hier — wie fast überall — durch die starke Verfolgung wahrscheinlich ausgerottet worden.

Neben den häufigen Hühnervögeln Rebhuhn (*Perdix perdix*) und Fasan (*Phasianus colchicus*) dürfte auch die kleinere Wachtel (*Coturnix coturnix*) auf den freien Flächen, z. B. am Badberg, brüten. Ein exakter Brutnachweis aus neuerer Zeit steht zwar noch

aus, aber regelmäßig wird das pick-werick schlagender Vögel zur Brutzeit gehört.

Alle heimischen Spechtarten kommen im Kaiserstuhl vor, neben Grau- und Grünspecht (*Picus canus* und *P. viridis*), Klein- und Buntspecht (*Dendrocopus minor* und *D. major*) auch der seltenere Mittelspecht (*Dendrocopus medius*) in den Eichenwäldern. Der Schwarzspecht, den LITZELMANN (l. c.) als selten oder nichtbrütend auführte, ist ebenfalls in den Wäldern heimisch. Im Bereich der Dörfer hört man noch den Wendehals (*Jynx torquilla*), es scheint aber, daß der allgemeine Rückgang in der Rheinebene auch den Kaiserstuhl erfaßt hat. 1966 z. B. wurde er häufig festgestellt, 1970 vernahm man sein gäh-gäh nur bei wenigen Orten (Verf.).

Jeder Kaiserstuhlwanderer kennt die Feldlerche (*Alauda arvensis*), die über ihren Brutplätzen, z. B. den Wiesen am Badberg, in die Luft steigt. Seltener wird der Balzflug der Heidelerche (*Lullula arborea*) beobachtet, die



Junge Steinkäuze

Foto: F. Saumer

unter anderem am Büchsenberg in Kahlschlägen brütet. Auffälliger ist der weit verbreitete Baumpieper (*Anthus trivialis*), der von einer Warte aus hochsteigt und mit einem lauten zia-zia zurückgleitet. Oft hört man im gesamten Gebiet das melodische Flöten des Pirols (*Oriolus oriolus*) und den bekannten Ruf des Kuckucks (*Cuculus canorus*), ohne beide Arten häufig zu Gesicht zu bekommen. Weitere, auffällige Vogelstimmen stammen von der Singdrossel (*Turdus philomelos*), die besonders abends singt und ihre Motive wiederholt, und von den Grasmücken, von denen Mönchs-, Garten- und Dorngrasmücke (*Sylvia atricapilla*, *S. borin* und *S. communis*) im Kaiserstuhl verbreitet sind. Auch die viel seltenere Klappergrasmücke (*Sylvia curruca*) hat im Kaiserstuhl gebrütet (Nestfund bei Oberrotweil 1965 A. HÜTTERMANN mdl.). Auch drei Laubsänger singen regelmäßig, der Zilpzalp (*Phylloscopus collybita*), der unaufhörlich seinen Namen ruft, sowie die weniger auffälligen Fitis

(*P. trochilus*) und Waldlaubsänger (*P. sibilatrix*). Von den Finkenvögeln seien der Hänfling (*Carduelis cannabina*), die einzige Art des Rebgebietes, und der Stieglitz (*Carduelis carduelis*), der Dorfränder bevorzugt, angeführt. Überall verbreitet ist die Goldammer (*Emberiza citrinella*), während die Grauammer (*Emberiza calandra*) seltener geworden ist. Als Sänger kommt dem Star (*Sturnus vulgaris*) wenig Bedeutung zu. Er tritt, auch in größeren Scharen, als Kirschen- und Traubenräuber auf.

Zwei Singvögel verdienen noch nähere Erwähnung. Die Wacholderdrossel (*Turdus pilaris*) ist, ähnlich wie die Türkentaube, eine neu eingewanderte Art und gehört erst seit 1962 zu den Brutvögeln unseres Gebietes. Inzwischen brütet sie auch in Randlagen des Kaiserstuhls. Wiederholt wurden ihre Nester auf Obstbäumen bei Ihringen gefunden. Die Dohle (*Corvus monedula*) interessiert hier wegen ihrer Nistplatzwahl. Neben den üblichen Fels- und Gebäudebruten brütet sie im

Kaiserstuhl auch an einer Rebstützmauer am Blankenhornsberg und in Lößwänden bei Schelingen.

Über das mehr oder weniger zufällige Durchziehen von Vogelarten wurde eingangs schon gesprochen. Bemerkenswert erscheinen einige Feststellungen von rastenden Vögeln, so des Mauerläufers (*Tichodroma muraria*), der einmal an den Felsen der Limburg beobachtet wurde (FISCHER 1956). Es ist wahrscheinlich, daß er regelmäßig hier durchzieht, aber wegen mangelnder Beobachtungstätigkeit nicht öfters nachgewiesen wird. Für Wasservogel auf dem Durchzug kommt, wie für die Brutvögel, nur die Kläranlage bei Niederrotweil in Frage. Bei nur wenigen Kontrollen wurden immerhin schon zwei Arten von Limikolen (schnepfenartige Watvögel) beobachtet, nämlich Waldwasserläufer und Grünschenkel (*Tringa ochropus* und *T. nebularia*) (F. SCHNEIDER). Auch hier ist anzunehmen, daß diese und andere Arten hier regelmäßig rasten. Nicht mehr bestätigt wurde die Angabe von LITZELMANN (l. c.), der Große Brachvogel (*Numenius arquata*) erscheine im Herbst als Traubenräuber.

Leider müssen auch die Vogelarten erwähnt werden, die früher im Kaiserstuhl gebrütet haben oder deren Brüten angenommen wurde und die heute verschwunden sind. So fehlt jeder neuere Hinweis auf Zaun- und Zippammer (*Emberiza cirulus* und *E. cia*), die LITZELMANN (l. c.) zu den Brutvögeln rechnet. Die Zaunammer brütet vereinzelt in der Vorbergzone des Schwarzwaldes und könnte auch heute noch gelegentlich im Kaiserstuhl vorkommen. Die Zippammer, ein Vogel einiger Schwarzwaldtäler, hat vermutlich noch nie im Kaiserstuhl gebrütet. Ebenso liegen keine neueren Beobachtungen des Brachpiepers (*Anthus campestris*) vor, der sehr spärlicher und unregelmäßiger Brutvogel der Rheinebene ist. Auch vom Ziegenmelker (*Caprimulgus europaeus*),

den LITZELMANN (l. c.) oft antraf, kennen wir keine neueren Beobachtungen. Die Zwergohreule (*Otus scops*), die, wenn überhaupt, hier am ehesten vorkommen könnte (sie hat bei Mülhausen/Elsaß und Schaffhausen/Schweiz gebrütet), kann nicht zu den Brutvögeln gerechnet werden. Sie wurde 1961 bei einer intensiven Nachsuche ebenso wenig festgestellt wie bei der Steinkauzerhebung 1970. Die Uferschwalbe (*Riparia riparia*), die in den Lößwänden ideale Bedingungen vorfand, ihre Nisthöhlen zu graben, ist wohl aus dem Kaiserstuhl verschwunden. Geblieben sind ihre ehemaligen Brutröhren, z. B. bei Bötzingen, wo eine größere Kolonie bestand. Die Uferschwalbe hat sich in den nahen Kiesgruben der Rheinebene und am Rheinseitenkanal angesiedelt. Ihre nächsten Brutplätze befinden sich jetzt bei Sasbach und am Kraftwerk Vogelgrün.

Bedauerlich ist das Schicksal der Kaiserstühler Störche, das hier nach der Literatur rekonstruiert wird (HORNBERGER 1956, ZINK 1963 und MÜLLER 1967 und mdl.).

In Ihringen blieb 1963 das seit 1959 wiederbesetzte Nest leer. 1964 brachte ein Paar keine Jungen hoch, 1965 wurde der Horst aufgegeben. Das Bötzingener Nest verwaiste 1962 nach langjähriger Besetzung, auch hier war 1961 ein Paar ohne Jungen geblieben. Eichstetten hatte 1960 nach zehnjähriger Pause eine einmalige Besetzung zu verzeichnen, die nicht andauerte. In Bahlingen war 1962 nur ein Einzelstorch anwesend. 1963 war das Nest besetzt und wurde 1965 aufgegeben, nachdem 1964 wieder nur ein Einzelstorch erschienen war. Riegel ist der einzige Ort, der noch regelmäßig Brutstörche hat, allerdings kam 1970 kein Nachwuchs hoch. Wechselhaft ist die Besetzung von Eendingen, wo 1956 ein Altstorch einem Unfall zum Opfer fiel. 1960 erfolgte eine Neubesiedlung, die Störche blieben jedoch zwei Jahre ohne Brut Erfolg. 1962 war nur ein Einzelvogel, 1963 ein nestbesuchendes Paar zu verzeichnen.

1967 brütete ein Paar erfolglos, und 1968 besuchte ein Einzelstorch den Horst. 1969 und 1970 blieben Störche ganz aus.

Diese Zahlen stehen in Zusammenhang mit der allgemeinen Abnahme des Storches. Auf die näheren Ursachen kann hier nicht eingegangen werden, da darüber noch keine Klarheit herrscht. Sicher ist, daß wir den Storch heute für die meisten und sehr bald wohl für alle Gemeinden abschreiben müssen.

Andere Arten, darunter für den Kaiserstuhl typische und wichtige, werden das gleiche Schicksal erleiden, wenn nicht der systematischen Zerstörung ihrer Brutbiotope (z. B. der alten Obstbaumbestände) rechtzeitig Einhalt geboten wird.

Literatur

ANDRIS, K. (1970): Schwarzkehlchen — *Saxicola torquata*. Ornithologischer Sammelbericht für Baden-Württemberg (2). Anz. Orn. Ges. Bayern 9, 64—66.

FISCHER, K. (1956): Der Mauerläufer — ein seltener Wintergast in Freiburgs Umgebung. Mitt. Bad. Landesver. Naturkunde Naturschutz N. F. 6, 422—423.

HOFFRICHTER, O. u. K. WESTERMANN (1969): Eine Brut des Bienenfressers im Kaiserstuhl. Mitt. Bad. Landesver. Naturkunde Naturschutz N. F. 10, 205—207.

HÖLZINGER, J., G. KNÖTZSCH, B. KROYMANN u. K. WESTERMANN (1970): Die Vögel Baden-Württembergs — Eine Übersicht. Anz. Orn. Ges. Bayern 9, Sonderheft.

HORNBERGER, F. (1957): Der Weiße Storch in Baden-Württemberg 1956. Beitr. naturkundl. Forsch. SW-Deutschl. 16, 52—58.

LITZELMANN, E. (1933): Die Wirbeltiere — In: Der Kaiserstuhl. Freiburg i. Br.

MÜLLER, G. (1967): Der Weißstorchbestand in Baden-Württemberg 1963—1965. Beitr. naturk. Forsch. SW-Deutschl. 26, 141—148.

NIETHAMMER, G., H. KRAMER u. H. E. WOLTERS (1964): Die Vögel Deutschlands. Artenliste. Frankfurt a. M.

ZINK, G. (1963): Der Weißstorch-Bestand in Baden-Württemberg 1960—1962. Beitr. naturk. Forsch. SW-Deutschl. 22, 89—96.

Kaiserstuhl-Anemonen

*Großen Auges blicken Anemonen
von des Lößhangs Kanzel in das Blaue,
Schmücken sich mit weißen Zackenkronen,
daß der Himmel freundlich sie beschau.*

*Festlich tanzen sie den Tanz des Maien
wie in eines Tempels Heiligtume:
Rapsblust, Tymian und Akeleien
spenden Ambraduft aus heißer Krume.*

*Und dann neigt sich auch die fernste Ferne
leuchtend über jenes Hohlwegs Kluft
in den Kranz der jungfräulichen Sterne,
während wo im Dorf die Glocke ruft . . .*

Hedwig Salm

Vom Weinbau am Kaiserstuhl

Von Gerhard Endriss, Freiburg i. Br.

Mi Kaiserschduahl: Ä handvoll Bärgli.
Iinigstreut wiä Zwärgli;
Zwische Rhiin un schwarzem Wald,
Vum große Unbekannte — ürürald.
An sine Häng: in dr Breit un in dr Läng:
R ä ä b t e r r a s s e . . .
Un drzwische hohli Gasse . . .

So schildert der Heimatdichter *Hermann Landerer* die Natur- und Kulturlandschaft seines Kaiserstuhls¹⁾ und hebt als besonders kennzeichnend den ihn in seinem unteren Teil fast lückenlos umziehenden Ring von übereinander liegenden Terrassen hervor. Sie konnten nur geschaffen werden, da das Hügelland zu 85 % von einem bis über 30 m mächtigen Lößmantel überdeckt ist²⁾. Dieser Löß ist ein vom Wind verfrachteter Flugstaub aus den vegetationslosen Moränen- und Schotterflächen der eiszeitlichen Ablagerungen des Rheingletschers. Er hat den Kaiserstuhl zur „ausgeprägtesten Lößlandschaft Süddeutschlands“³⁾ gemacht. Ähnliche Landschaften finden wir erst wieder im Böhmisches Mittelgebirge, in der Wachau, im Raum um Budapest und nördlich vom Plattensee. In Nordchina ist die Lößbildung heute noch im Gange, wo der Staub aus den innerasiatischen Wüsten hereingeweht wird. Dort wird er bis zu einigen hundert Metern mächtig⁴⁾.

Da dem Löß eine gewisse Standfestigkeit eigen ist, war die Anlage der vielen Terrassen durch Abstecken mit dem Spaten ohne Mauerwerk möglich. Wir finden bis zu 20, manchmal bis zu 30 der schmalen, steil übereinander liegenden ebenen Flächen. Daher wird die Lößlandschaft als der Bereich der wirksamsten Umgestaltung durch den Menschen bezeichnet. Ihre auffälligsten Kulturformationen seien die künstlichen Terrassen und die Hohlwege⁵⁾. Hier stimmen Wissen-

schaftler und Dichter überein! Ein weiteres Urteil geht dahin, die durchgreifende, durch den Menschen herbeigeführte Umgestaltung, die die Rebbaulandschaft schuf, habe ein Extrem kulturell geformter (nicht nur umgeformter, sondern fast neugeformter) Landschaft erzeugt⁶⁾.

Der verstorbene erste Direktor des 1920/21 gegründeten Freiburger Weinbau-Instituts, *Karl Müller*, hat die Länge aller Kaiserstuhlterrassen zu 800 km berechnet⁷⁾, das wäre in der Luftlinie eine Entfernung wie von Freiburg nach Rom. Auf dem Symposium „Boden und Weinbau“ der Deutschen Geologischen Gesellschaft am 25. Januar 1963 in Heidelberg wurde von *Fritz Weidenbach* betont, wenn heute eine solche Anzahl von Terrassen errichtet werden würde, müßte für deren Bau ein eigenes Ministerium geschaffen werden⁸⁾.

Doch ist der, sicherlich über lange Jahrhunderte sich hinziehende Bau der Terrassen ohne viel Aufhebens vor sich gegangen. Wir haben kaum schriftliche Belege. Solche fehlen auch weitgehend für die berühmten Terrassen am Genfer See in der Landschaft Lavaux zwischen Lausanne und Vevey⁹⁾. Vor allem haben wir keinen Anhaltspunkt, in welchem Zeitabschnitt und durch wen mit dem Bau solcher Terrassen begonnen wurde. Die Urkunden schweigen. *Robert Lais* versuchte mehrmals, zusammen mit *Elisabeth Schmid*, durch Aufspüren von Bodenfunden zu einer Klärung zu kommen. Aber auch die Untersuchung der im Herbst 1944 rings um Kaiserstuhl und Tuniberg errichteten Lauf- und Panzergräben gaben keinen Aufschluß¹⁰⁾. Früher dachte man abwechselnd an die Römer, an alemannische Sippen oder an fränkische Herrscher. Heute neigt man mehr dazu, die Erfindung der Terrassen erst in die Zeit nach dem Jahr 1000 anzusetzen und

meint, vorher seien die Reben in der Ebene in Weingärten angepflanzt worden und noch nicht in Weinbergen. Ebensowenig wissen wir, ob die Terrassen von Anfang an dem Weinbau dienten. Auch heute sind nicht alle Terrassen im Kaiserstuhl mit Reben bepflanzt, und im Schweizer Kanton Wallis gibt es z. B. solche, die von Getreide eingenommen werden.

Während die Terrassen bewußt vom Menschen angelegt wurden, verdanken die Lößhohlwege unbeabsichtigten menschlichen Einwirkungen ihre Entstehung. Die fortgesetzt benutzten Wege wurden durch den Verkehr und durch Wolkenbrüche immer mehr eingesenkt. Die heutigen Hohlwege sind bis zu 15 m eingetieft. Noch jetzt werden nach starken Gewitterregen innerhalb weniger Stunden gewaltige Löcher in die Sohlen der Hohlwege gerissen, wir finden cañonartige Erosionsfurchen mit Kolken, treppenförmigen Absätzen und Erosionstunnels. Die mehr oder weniger senkrecht aufragenden Wände der Hohlwegen bleiben jahrzehntlang stehen, freilich nicht viel länger. Vor allem im Frühjahr nach der Schneeschmelze brechen Teile der Lößwandungen ab, und die herabgestürzten Massen können die Hohlwegen streckenweise zuschütten.

Wir haben keine Anhaltspunkte dafür, wann die Weinkultur am Kaiserstuhl aufblühte. Am Oberrhein gab es früher viele Wildreben wie heute noch an der Donau in Niederösterreich. In der Mitte des letzten Jahrhunderts wurden erstere von dem Wieslocher Apotheker *Johann Philipp Bronner* (1792—1864) untersucht¹¹). Seit 1937 befaßt sich *Franz Kirchheimer* mit ihnen¹²). Bisher glaubte man, daß diese Wildreben in unseren heutigen Kulturreben weiter leben. Doch hat nun *Kirchheimer* auf dem schon erwähnten Heidelberger Symposium eindeutig festgestellt, daß unsere heimischen Wildreben keine verwandtschaftlichen Beziehungen zu unseren jetzigen Kulturreben haben. Finden

sich doch die wilden Reben vorwiegend an feuchten Standorten in den Niederungen der Flußläufe, während die Kulturreben einen trockenen Boden lieben. Es sei gewiß, daß der historische Mensch Beeren der Wildreben sammelte, aber ein eigentlicher vorrömischer Weinbau sei bei uns nicht bezeugt. Wo unsere Kulturreben herkommen, wüßten wir heute nicht. Ebensowenig können wir feststellen, ob der Weinbau schon in keltischer Zeit von Südfrankreich über den Rhôneweg oder vom Balkan entlang der Donau Mitteleuropa erreichte. Auf letzterem Wege soll möglicherweise die Aprikose schon in vorrömischer Zeit in das südliche Mitteleuropa gekommen sein¹³).

Eindeutige Beweise für einen römischen Weinbau im Kaiserstuhl fehlen. „Gutshöfe liegen da und dort, aber der große Strom des Lebens, den die Straßen bezeichnen, führt um den Kaiserstuhl herum“¹⁴). Römische Kultur blühte am östlichen Oberrhein in den Badeorten Baden-Baden und Badenweiler.

Auch im benachbarten Elsaß ist der römische Weinbau nicht unbestritten. *Medard Barth* versucht in seinem großen Werk, ihn durch indirekte Schlüsse zu beweisen¹⁵). Am wichtigsten ist der Hinweis, daß der Transport von südlichen Weinen nach Straßburg, und zwar in Amphoren (zweihenkligen bauchigen Tonkrügen), unter Kaiser *Mark Aurelius* (161—180) aufhört. Es wird daraus gefolgert, daß diese Stadt sich schon damals mit Wein aus der elsässischen Umgebung versorgte (*Barth* S. 15). Diese Amphoren sind nach der Überzeugung von *Joseph Dreyer*¹⁶) sicherlich nicht aus dem heutigen Burgund gekommen, wo damals nur ein kleiner Wein wuchs — sehr zum Unterschied von heute. Sie kamen mindestens aus der Gegend von Valence an der unteren Rhône, wenn nicht noch von weiter südlich gelegenen Gebieten. Parallel zur nachgewiesenen Moselschiffahrt möchte *Barth* zur Römerzeit

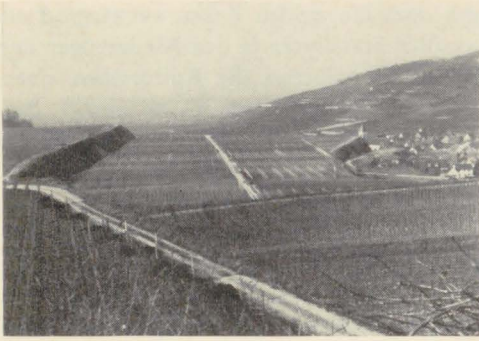


Bild 1 Blick auf geschlossene Rebanlagen ohne Obstbäume und Hecken mit sehr breiten Terrassen und hohen Böschungen aus Erdreich ohne Mauern in der Gemarkung Achkarren. Teil der Umlegung 1966/67 von 70 ha unter Einsatz von bis zu 20 Planiertraupen. Rechts im Bild Achkarren, dahinter der Abfall des Schloßbergs. Die Rheinebene liegt im Dunst. Endriss phot. 28. 2. 71

auch Transporte von Elsässer Wein auf dem Rhein annehmen. Der Kaiserstuhl bleibt unerwähnt.

Einige Schwierigkeit bereitet das Problem, wie dieser Weinbau die Wirren der Völkerwanderung überstand und von den Franken und Alemannen übernommen worden sein soll. Die für den Weinkonsum besonders in Betracht kommenden Städte, Straßburg und Basel, zeigten nur noch spärliche Reste städtischen Lebens.

Die frühe Erwähnung des elsässischen Weinbaus durch *Gregor von Tours* für das Jahr 589 in der Königspfalz Marlenheim, westlich von Straßburg, hält *Dreyer* nur für möglich, wenn sich römischer Weinbau gehalten habe. Denn wer hätte in den vorangehenden unruhigen Jahrhunderten hier den Weinbau einführen sollen, zumal die Alemannen den Weinbau zunächst nicht kannten?

Sichere Hinweise auf ihn geben urkundliche Nachrichten der Klöster, im Elsaß beginnend zwischen 650 und 700, in Baden nach 700. Wer die Zufälligkeit der Erhaltung von Urkunden kennt und weiß, daß sich diese frühen Belege alle auf Schenkungen

an die Kirche beziehen — wobei nicht in allen Fällen die Art der Bewirtschaftung der Güter erkenntlich ist —, wird aus den überkommenen Nachweisen keine Schlüsse ziehen auf das relative Alter des Weinbaus in verschiedenen Gemeinden. Leider haben wir für diese erste Zeit kaum Kenntnis von dem nichtkirchlichen Rebbesitz, der vor den Schenkungen an die Klöster dagewesen sein muß. Auffallend ist, daß der im 8. und 9. Jahrhundert in Baden urkundlich nachgewiesene Weinbau sich einmal in dem Raum nördlich von Basel bis zum Kaiserstuhl einschließlich häuft und dann wieder im Gebiet zwischen Bruchsal und Weinheim.

Urkundlich ist der Kaiserstühler Weinbau erstmals im Jahr 769 erwähnt, in dem in Bötzingen Reben dem Kloster Lorsch an der Bergstraße geschenkt wurden. Weiter erhielt dieses Kloster 778 Reben in Burkheim und 781 in Riegel. Weinbau in Bötzingen wird im Jahre 809 nochmals erwähnt bei einer Besitzvergabe an das Kloster St. Gallen in der heutigen Ostschweiz¹⁷⁾. Durch das ganze Mittelalter hindurch hatten die Klöster im Kaiserstuhl mannigfachen Rebbesitz, den sie als Großgrundbesitzer sehr pflegten. Da die Kirche den Wein zum Meßopfer brauchte, wurde der Anbau von roten Trauben gefördert. Der Rebbesitz bedeutete aber zugleich auch eine Kapitalanlage. Oft lagen die Weinberge weit von den kirchlichen Institutionen entfernt, so im Kaiserstuhl z. B. für die elsässischen Klöster Andlau und Murbach, die heute in der Schweiz liegenden Klöster Einsiedeln, Muri und Schaffhausen, das Bistum Konstanz usw.¹⁸⁾. Aber auch der Adel besaß Weinberge.

Daß sich der Rebbesitz im Kaiserstuhl häufte, nimmt nicht wunder. Ist er doch nach *Heinz Loßnitzer*¹⁹⁾ „zweifelloso das wärmste Gebiet Deutschlands“, wenn man seine Temperatur auf Meereshöhe umrechnet. *Hans v. Rudloff* schildert die Trockenzone östlich vom Vogesenkamm mit Föhnerscheinungen, hoher Durchschnittswärme und großer Nie-

derschlagsarmut. „Mitunter herrschen hier Klimaverhältnisse, wie sie sonst erst in Ungarn oder in der Poebene charakteristisch sind. In manchen Jahren kann man schon fast von einem steppenartigen Klima sprechen. Gelegentlich bleiben die Jahresniederschläge hier unter 400 Millimeter“²⁰). Das Jahresmittel von Oberrotweil erreicht 10° C. Wünschenswert wären weitere Temperaturmessungen in verschiedenen Höhen und Bodentiefen. Sind doch schon Bodentemperaturen bis zu 68,5° C gemessen worden²¹). Das sind Werte, die in Deutschland nur noch in den Rheinsanden bei Heidelberg und im Würzburger Wellenkalk vorkommen dürften. In der Festschrift zum 22. Deutschen Geographentag in Karlsruhe 1927 findet sich der Satz, wer es nicht glaube, daß im Kaiserstuhl die Sonne kräftig und unbarmherzig brenne, brauche nur in der Sonnenhitze vom Tal aus auf die Kammhöhe hinaufzupilgern; er werde dann selbst das griechische Sprichwort bestätigen können, daß vor den Erfolg die Götter den Schweiß gesetzt haben²²).

In dieser Hitze war die Rebearbeit immer eine harte und schwere Tätigkeit. *Hans Schrepfer* meinte, der Rebbau mit seiner mühevollen Arbeit, die oft erst der nächsten Generation zugute komme, erzeuge notwendig zähe Menschen mit starkem Sinn für Tradition²³). Er war aber auch, besonders in früherer Zeit mit seiner für jetzige Begriffe extensiven Bewirtschaftung, ein Lotteriespiel, wie in der älteren Literatur immer wieder betont wird. Denn das Wohl und Wehe der Bevölkerung hing ganz vom jeweiligen Ertrag ab, welchen die Reben lieferten. Eine Vorratswirtschaft kannte man damals noch nicht.

An dem im Krieg zerstörten Dorfbrunnen von Leiselheim lasen wir:

Wer sich z'Lisele will ernähre,
 Muß viel schaffe und wenig zehre,
 Trage en zwilchene Librock
 Und baue an albene Wistock.

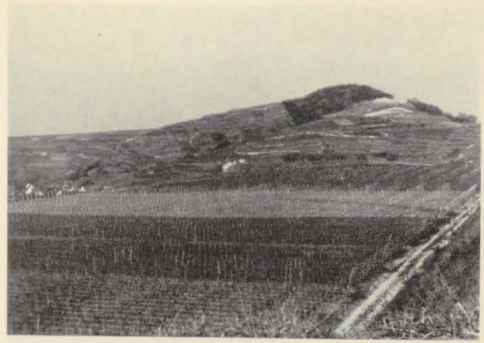


Bild 2 Breite Rebterrasse derselben Umlegung anstelle von vielen übereinander liegenden schmalen Stufen mit Blick auf den Schneckenberg. Im Tal ist noch ein Teil des Orts sichtbar, dahinter z. T. alte Rebterrassen. Vor dem lang zurückliegenden Eingriff des Menschen war das Gelände mit Laubwald und Buschwerk bestanden.

Endriss phot. 28. 2. 71

Und in der Brunnenschale des Dorfbrunnens in Wasenweiler heißt es:

Wer in Wasenweiler will wohnen,
 pflanze einen elbenen Rebstock,
 Arbeite recht fleißig
 und trage einen dauerhaften Zwilchrock,
 Lasse sich niemals fallen schwer,
 Sich einen Trunk zu holen an der Brunnenröhre;
 Denn der Wein reist im Herbst fort
 Und hat kein Bleibens an diesem Ort.

Beidemale ist der früher im Kaiserstuhl weit verbreitete Elbling genannt. Vorherrschend sind im Kaiserstuhl landwirtschaftliche Kleinbetriebe mit weitgehender Zersplitterung des Grundbesitzes. Im landwirtschaftlichen Beratungsbezirk Breisach fielen um 1965 86 % der Betriebe in die Größenklasse von 50 Ar bis 5 Hektar. Davon war aber nur ein kleiner Teil mit Reben bepflanzt. Es wird gemischte Landwirtschaft betrieben mit Ackerbau, Viehhaltung, Obst- und Weinbau. Da die Reben als „Mistfresser“ bekannt sind, war bisher am Kaiserstuhl ein Rebbau ohne zugehörige Viehhaltung nicht denkbar. Im Durchschnitt lag die Rebfläche bei rund 30 Ar je Betrieb.

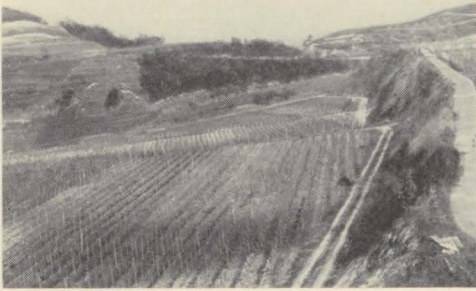


Bild 3 Blick auf den östlichen Teil der Gemarkung Achkarren. Im Vordergrund verschiedene neu angelegte Rebterrassen. Hier können nun Maschinen und Arbeitsgeräte aller Art eingesetzt werden. Am Abfall des Schneckenbergs alte Rebterrassen und kleinflächige Neuanlagen. Durch die Paßücke im rechten Teil des Hintergrunds führt die Straße nach Bickensohl, die 1939 für große Fahrzeuge ausgebaut wurde.

Endriss phot. 28. 2. 71

Bis vor kurzem wurde bei der Erbteilung der ganze Grund und Boden unter alle Geschwister geteilt. Im Hinblick auf die Hagelgefahr wollte jeder seinen Anteil an allen Rebgrundstücken, die meist über die ganze Gemarkung verteilt waren. Wenn eines der Geschwister in der Stadt verheiratet war, so verzichtete es vielleicht auf Acker und Wiese, aber nie auf Rebstücke. Einmal gehörte es zur Steigerung des Ansehens, einen Rebesitz zu haben; zum andern war natürlich auch der eigene Wein begehrt. Waren die Geschwister unter sich verfeindet, dann gab man ihn nicht dem Bruder, sondern einem Bekannten zur Bewirtschaftung.

Auch die Höfe wurden vielfach geteilt. Herrschend ist das sogenannte mitteldeutsche oder fränkische oder rheinische Gehöft. Das Wohnhaus steht mit der schmalen Giebelseite zur Straße. Es weist einen steinernen Unterbau auf, der den hochgewölbten Weinkeller umschließt. Seine Höhe, die uns heute nicht mehr verständlich ist, geht auf die Zeit zurück, da man den Wein noch nicht mit einem Gummischlauch von einem Faß in das andere

umleeren konnte. Der Winzer ließ den umzufüllenden Wein in eine hölzerne Tragbütte fließen, nahm sie auf seinen Rücken und stieg mit ihr eine an ein Faß angelehnte Leiter aufwärts, um sie in gebückter Stellung über seinen Kopf hinweg in dieses hinein auszugießen. Der Oberbau des Hauses ist ein Fachwerkbau. Auf der Traufseite führt eine Freitreppe zu der über dem Keller liegenden Wohnung.

Parallel zum Wohnhaus steht ein kleines niederes Gebäude — ebenfalls mit dem Giebel zur Straße — das als Schuppen oder Werkstätte dient. Zwischen Schopf und Wohnhaus schließt eine Mauer den Hof gegen die Straße zu ab. Als Einlaß ist ein hohes Rundbogentor für die Wageneinfahrt und ein kleineres für die Fußgänger. Rückwärts und teilweise auch seitwärts vom Wohnhaus liegen Stallungen und Scheune. Dungstätte und Brunnen fanden und finden sich zum Teil noch im Hofraum. Vielfach ist jetzt aus dem Schopf ein zweites Wohnhaus geworden, dessen Besitzer ebenfalls am Hof Anteil hat. Meist ist er durch Zubauten noch eingengt worden. Jünger ist die Hausform, bei der das Wohnhaus traufseitig zur Straße steht und den ganzen Raum an der Gassen- seite einnimmt. Die Einfahrt in den rückwärts gelegenen Hof erfolgt durch das Haus hindurch; dabei ist seitwärts in der Einfahrt die Treppe zum Wohngeschoß angebracht. Bei der heutigen intensiven Bewirtschaftung sind all diese Hofräume für Traktoren, Wagen und Geräte oft zu klein.

Die vielfach sich eng aneinander reihenden Höfe mit ihrem steinernen Unterbau geben den Straßen ein stadtähnliches Aussehen. Dazu trägt auch bei, daß der Misthaufen sich im geschlossenen Hof befindet bzw. befand, eine Tatsache, auf die merkwürdigerweise nirgends hingewiesen wird.

Die Wege vom Dorf in die Reben sind viel begangen. Will doch der Weinstock jeden Tag seinen Herrn sehen. Und die vielen Spritztermine zur Schädlingsbekämpfung

fung müssen heute pünktlich eingehalten werden.

Lange Zeit wurden die Reben nur auf Löß angebaut. Die erste Rebanlage auf vulkanischem Gestein im Kaiserstuhl dürfte im Jahr 1781 um die Ruine des Schlosses in Burkheim von dem Sohn des Stadtschreibers Mayer von Fahnenberg angelegt worden sein. Ein Gedenkstein in der Mauer erinnert noch daran. Dann ersteigerte im Jahr 1813 der Ihringer Oberwund- und Hebearzt Ernst Georg Lydtin (1779—1835) ein mit Buschwald bedecktes Ödland der Domänenverwaltung am West- und Südabhang des Fohren- oder Winklerbergs, also an der Südwestecke des Kaiserstuhls. Solche Buschwaldungen finden wir heute noch in dem südlich der Alpen liegenden Gegenstück des Kaiserstuhls, in den Euganeen bei Padua in Norditalien.

Lydtin hatte in napoleonischen Diensten die Weinpflanzungen am Fuß des Vesuvus gesehen, welche den Lacrimae-Christi-Wein liefern. Der Anbau am Kaiserstuhl glückte trotz der schlechten Prophezeiungen der einheimischen Winzer. Die weitere Ausbreitung des Weinbaus „auf Vulkangestein“ ist dem Breisacher Bürgermeister Johannes Baptist Hau (1782—1859) zu verdanken, der verschiedentlich Gelände aufkaufte, so u. a. in Bischoffingen, am Achkarrer Schloßberg und am Winklerberg. Er führte auch gegen starke örtliche Vorurteile die Spätlese ein. In den Jahren 1842 bis 1844 begannen dann die Gebrüder Blankenhorn aus Müllheim in der Markgrafschaft auf mit wertlosem Niederwald bestocktem vulkanischem Boden im Westkaiserstuhl Weinberge anzulegen, aus denen der heutige Blankenhornsberg hervorging.

Da die vulkanischen Tuffbreccien leicht der Verwitterung ausgesetzt sind, müssen in ihrem Bereich die Terrassen mit Mauern befestigt werden. Ihre heutige Gestaltung an der Südwestecke des Kaiserstuhls ist dem Naturschutz nicht sympatisch. Viele dieser

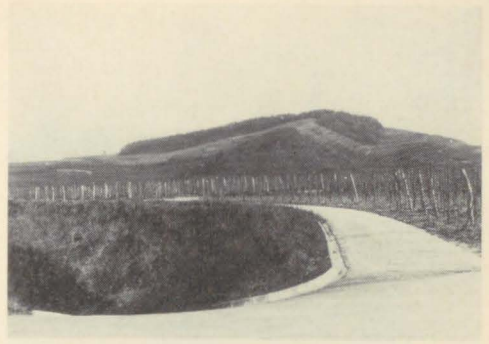


Bild 4 Zweispuriger befestigter Hauptwirtschaftsweg mit Wegegabelung (Bildseite rechts) und Abfahrtsmöglichkeit in das Dorf (linke Bildseite) in den neuen Rebanlagen von Achkarren.

Endriss phot. 28. 2. 71

Terrassenlagen im Löß und im vulkanischen Gestein sind sogenannte echte Weinbergs-lagen, auf denen außer Wein andere landwirtschaftliche Kulturen kaum oder gar nicht angepflanzt werden können. Diese Tatsache ist in diesem Jahrhundert zweimal sehr deutlich den Winzern zum Bewußtsein gekommen. Als in den dreißiger Jahren durch das Spritzen und Stäuben mit Arsen gegen Schädlinge — wie auch in andern Weinbaugebieten — schwere Arsenschäden mit Todesfällen auftraten²⁴), wollte die Freiburger Medizinische Klinik zur Verhinderung dieser nicht leicht zu nehmenden Erkrankungen erreichen, daß die Reben durch andere Kulturen ersetzt würden. Bei den steilen Hängen wäre dies aber technisch kaum möglich gewesen. Selbst wenn in einigen Fällen eine Nachfolgekultur gefunden worden wäre, so hätte doch eine mehrjährige Übergangszeit keinen Ertrag und damit keine Einnahmen gebracht. Ein stärkerer Rückgang der Reben hätte einen erheblichen Verlust an Volksvermögen bedeutet. Die Krankheit erlosch, nachdem seit dem 1. Juli 1942 die Anwendung von Arsenmitteln im Weinbau verboten wurde.

Kurz zuvor war die Frage nach dem Bestand des Rebbaus schon einmal akut gewesen. Nach dem Ersten Weltkrieg und nach



Bild 5 Altes Kaiserstühler Winzergehöft in Bickensohl mit Abschlußmauer des Hofes, die ganz von den beiden Toren eingenommen wird. Wohn- teil und Schopf stehen mit dem Giebel zur Straße. Am Wohnteil sieht man die Kellerfenster, darüber liegt über dem hohen Keller die Wohnung. Die verschiedene Art der Dachdeckung und die eingelassenen Glasfenster lassen auf manche Umbauten schließen.

Endriss phot. 31. 1. 71

der Inflation fand der Wein keinen Absatz mehr. Der Handel hatte, selbst wenn er den Willen zum Kaufen gehabt hätte, nicht das nötige Geld. Da ein Ersatz für die Reben schon damals nicht gefunden wurde, entschlossen sich die Winzer zur Selbsthilfe und zur Gründung von Winzergenossenschaften, obwohl zu gleicher Zeit die Rebschädlinge überhand nahmen. Heute sind die Genossenschaften aus dem Wirtschaftsleben der Dörfer nicht mehr wegzudenken. Der Beginn des Zusammenschlusses war auch insofern nicht leicht, als Kredite nicht zu bekommen waren. So hafteten die Gründungsmitglieder mit ihren Häusern und mit ihrem ganzen Grundbesitz. Das war der Anfang vom heutigen Aufstieg.

Doch, zunächst breitete sich der größte Feind der Reben, die Reblaus immer mehr aus. Dazu kam die Evakuierung von Kaiserstuhlgemeinden im Zweiten Weltkrieg, die die Pflege der Weinberge unmöglich machte. Daß die Reben überaltert waren und nicht mehr den veränderten Qualitäts- und Ertragsanforderungen entsprachen, wurde zu einem glücklichen Umstand. Hätten wir kurz vor dem Krieg schon „Pflöpfreben“ neu

gesetzt gehabt, so wäre ein Neuaufbau nicht zu schaffen gewesen. Das sehen wir am Elsaß, wo eine Flurbereinigung in den jungen Rebanlagen aus finanziellen Gründen zunächst nicht zustande kam. Im Kaiserstuhl kam es dagegen zu einem planmäßigen Rebenneuaufbau, verbunden mit einer Flurbereinigung, einer Wegerschließung und mit wasserwirtschaftlichen Anlagen. Diese Neuordnung ist noch nicht abgeschlossen.

Die Neubepflanzung erfolgt mit reblausresistenten Pflöpfreben; der Übergang zu ihnen wird als „Umstellung“ bezeichnet. Dabei werden die gegen die Wurzelläuse — die Reblaus tritt in verschiedenen Formen auf — relativ widerstandsfähigen Amerikanerreben oder ihre Kreuzungen mit europäischen Reben als Unterlage verwendet. Auf sie werden die gegen die Blattrebläuse unanfälligen Europäerreben — die Amerikanerreben sind es nicht! — aufgepfropft. Gleichzeitig wurde mit der zum Teil noch vorhandenen Übung des „Misch-Satzes“ gebrochen. Noch im Jahr 1931 schrieb Hans Schrepfer, daß kaum ein Rebstück einheitlich besetzt sei²⁵). Jetzt wird der reine Rebsatz angewandt, d. h. auf *einem* Grundstück kommt nur noch *eine* Rebsorte zur Anpflanzung. Angebaut werden allein züchterisch verbesserte Reben, die den neuen Qualitäts- und Ertragsanforderungen genügen. Während der Rauschling schon länger verschwunden ist, finden wir jetzt auch kaum mehr einen Elbling.

Manche Rebstücke hatten bisher keinen eigenen Zugang und viele nur einen erschwerten. Oft führten lediglich kleine, schmale Fußpfade in den Rebbeg; hier konnten Dung und Spritzbrühe nur auf dem Rücken heraufgetragen werden. Maschinen konnten da nicht eingesetzt werden. Eine weitere Erschwerung bereitete die schon erwähnte Grundstückszersplitterung mit den kleinen Parzellen. Eine Kaiserstühler Winzerin sprach von einem „Schäftlesgräß“; das sollte heißen, daß die Grundstücke nicht größer

seien als Schuhschäfte. Hier setzt nun die Flurbereinigung ein. Sie bringt nicht nur eine Zusammenlegung der oft auch in ihrer Form unglücklichen Parzellen; sondern mit ihr ist weiterhin die Durchführung von Weganlagen verbunden. Jedes Grundstück wird jetzt auf zwei Seiten von Wegen begrenzt. Es entstehen nur mäßig ansteigende und dem Gelände angepaßte Zufahrtsstraßen, die bequem von Zugmaschinen befahren werden können. Die stärker benutzten werden befestigt. Oft verlaufen neben ihnen noch Wasserableitungsrinnen.

Der Entschluß zur Umlegung und Umstellung ist manchen Winzern nicht leicht gefallen. Es bedurfte mancher Mühen, bis die Widerstände gegen die Durchführung eines Umlegungsverfahrens beseitigt waren. Einmal entstehen beachtliche Kosten, wenn auch Zuschüsse gegeben werden. Hinzu kommt ein mehrjähriger Ertragsausfall, bis die neuen Reben angepflanzt sind und tragen. Auch der Ausfall der Ernten von Kirsch- und Pfirsichbäumen, die vielfach im Rebberg standen und nun als unerwünschte Konkurrenten der Reben fallen mußten, traf manchen hart. Der älteren Generation fiel es außerdem schwer, bei der Umlegung die väterlichen Grundstücke aufgeben zu müssen.

Nun kam es zu dem neuartigen Vorgang, daß hektarweise die alten Reben ausgehauen wurden. Das Gelände wurde planiert und tief umgepflügt. Die neuen Wege wurden abgesteckt und die Auszeilung über das ganze Gelände hin einheitlich vorgenommen ohne Rücksicht auf frühere Grenzen und ehemalige Geländebeziehungen. Denn die schmalen Rebterrassen werden von Umlegung zu Umlegung zu immer breiter werdenden ebenen Flächen umgestaltet, zwischen denen sich steile Böschungen erheben. Begonnen wurde mit Handarbeit. Solche Anlagen sehen wir z. B. noch in Burkheim. Seit 1953 werden dazu Planiertraupen in immer stärkerem Maße eingesetzt. Die alte



Bild 6 Aussiedlungshöfe der Jahre 1968/69 in Achkarren inmitten der Reben. Die Besitzer hatten zuvor Höfe im engen Dorf gehabt, die nun nicht mehr an Voll-Landwirte gegeben werden dürfen. Im Vordergrund Dokumentation zweier Zeitalter.

Endriss phot. 28. 2. 71

bucklige Welt des Kaiserstuhls und manche seiner Hohlgrassen verschwinden, und größere, zunächst ungewohnte Ebenheiten treten an ihre Stelle. Es ist eine Art Flucht in die Ebene, die sich noch fortsetzen wird, wenn auch bei uns, wie in Amerika, Traubenpflückmaschinen eingesetzt werden. Sie sind auf deutschen Rebflächen schon in Erprobung. Aber so wird vermieden, was von der Wachau berichtet wird: „Stagnation und Resignation sind die Kennzeichen des heutigen Wachauer Terrassenweinbaus... Das Mißverhältnis zwischen Aufwand und Ertrag, die Diskrepanz zwischen Terrassenanlagen und motorisierungsfähigen Lagen ist zu groß... Die alte Rivalität zwischen Bergweinbau und Ebenenweinbau ist durch die moderne Technik zugunsten des letzteren entschieden worden“²⁶). Die Kaiserstühler Lösung ist nur infolge der tiefen Lößbedeckung möglich. Sie kann auch nicht im ganzen dortigen Hügelland durchgeführt werden. Oft ist die Bodendecke zu geringmächtig. Das Bergland ist nun noch mehr eine vom Menschen völlig umgestaltete Kulturlandschaft. Wer länger nicht mehr hinkam, wird sich an vielen Stellen nicht mehr auskennen.

Unsere Weinbergsanlagen gehören mit zu den nördlichsten der Erde. Die Vegetationsdauer der Rebe beträgt in Deutschland rund 188, in Südfrankreich 244 Tage. So ist Deutschland in der EWG-Weinwirtschaft klimatisch benachteiligt. Dazu kommt der Mangel an Arbeitskräften und die Hanglage. Daher muß eine Verbesserung und Rationalisierung der Bewirtschaftung angestrebt werden. Dazu gehört nicht nur die Planierung. Sondern nun treten an Stelle der Hacke der Pflug und an Stelle der Reberziehung an hölzernen Pfählen Drahtanlagen. In Verbindung damit wird ein weiterer Zeilenabstand gewählt. Jetzt lassen sich motorisierte Geräte ohne weiteres einsetzen; der Drahtrahmen erleichtert die Laubarbeit, und die größeren Abstände geben den Pflanzen einen besseren Lichtgenuß.

Zuletzt wollen wir noch kurz die im Kaiserstuhl angebauten Rebsorten nennen. Wie der Kanton Wallis ist auch unser Gebiet dafür bekannt, daß eine größere Zahl von Sorten angebaut wird, während im Markgräflerland bisher der Gutedel weitaus an erster Stelle stand und kurz Markgräfler genannt wurde. Jetzt kommen auch andere Sorten auf, nicht zuletzt die Freiburger Neuzüchtung Nobling (Silvaner × Gutedel). Im Kanton Waadt am Genfer See ist er heute noch dominierend.

Wir nennen die in den Weinverzeichnissen des 83. Offenburger Weinmarkts vom 12. Mai 1970 und des 32. Freiburger Weinmarkts vom 2. September 1970 aus dem Kaiserstuhl angestellten Weine:

Müller-Thurgau (Riesling × Silvaner). Keine Mischung von Weinen, sondern eine Kreuzung von Reben, die im Jahr 1882 dem Schweizer H. Müller in Geisenheim am Rhein glückte, wenn auch heute manche Einzelheiten sich nicht mehr klären lassen. Der Wein ist mild und hat einen feinen Muskatgeschmack.

Kerner (Riesling × Trollinger). Eine junge Kreuzung, nur vom Weingut Blankenhornsborg angeboten.

Muskatsorten. Muskateller und Muskat-Ottonel.

Scheurebe S 88 (Silvaner × Riesling). Eine weitere junge Kreuzung. Nur vom Weingut Dr. Heger in Ihringen angeboten.

Silvaner. Kommt am südwestlichen Kaiserstuhl viel vor. Der Wein zeigt eine fruchtige Säure und einen würzigen Geschmack.

Riesling (in der Ortenau *Klingelberger* genannt). Im Kaiserstuhl nur wenig angebaut.

Weißer Burgunder und Auxerrois. Neuerdings in manchen Gemeinden stärker angebaut. Es ist der französische Pinot blanc. Er ist alkoholreich, lieblich und fein.

Spätburgunder Weißherbst. Eine Besonderheit Badens. Wird aus der roten Spätburgunder Traube gewonnen. Durch sofortiges Abpressen der Maische wird ein heller oder leicht rötlicher Wein gewonnen, denn die blaue Farbe sitzt nur in der Beerenhaut.

Freisamer (Silvaner × Ruländer). Eine junge, in Freiburg i. Br. durchgeführte Kreuzung.

Ruländer (*Grauer Burgunder*). Gedeiht gut auf den Böden des Kaiserstuhls. Es ist der Pinot gris der Franzosen, der Tokay d'Alsace der Elsässer. Er ist aber nicht verwandt mit den Trauben des ungarischen Tokajers. Die Weine sind feurig, wuchtig, reich an Alkohol und von einem dezenten Bukett.

Traminer, in der Ortenau *Clevner* genannt — aber in der Schweiz ist der Klävner der Blaue Spätburgunder! — und *Gewürztraminer*. Besonders letzterer hat ein starkes Bukett, das angeblich oft an Rosen-duft erinnert; er ist süß und würzig. Im Elsaß wird er viel angebaut.

Blauer Spätburgunder. Die einzige Rotweinsorte im Kaiserstuhl. Entspricht dem

Pinot noir fin der Franzosen. Die Traube gibt am Kaiserstuhl edle Weine, reich an Alkohol und von ausgeprägtem Aroma sowie von tieferer feuriger Farbe.

Angesichts dieser Vielzahl von Sorten können wir nur die Beherzigung des Spruchs empfehlen, den der Endinger Bürgermeister Kniebühler im Jahr 1865 dichtete:

Oh Mensch im Volksgewühl,
Trink Wein vom Kaiserstuhl!

Anmerkungen

¹⁾ *Landerer, Hermann*: Ä schene Gruaß vum Kaiserschduahl. Haimet-Versli. Lörrach o. J.

²⁾ *Erläuterungen* zur Geologischen Exkursionskarte des Kaiserstuhls 1 : 25 000. Hrsg. v. Geologischen Landesamt in Baden-Württemberg, Freiburg i. Br. Stuttgart 1959.

³⁾ *Metz, Friedrich*: Kaiserstuhl und Tuniberg. In: *Die Erde*. Jg. 1951/52, S. 120.

⁴⁾ *Das Gesicht der Erde*. Brockhaus-Taschenbuch der physischen Geographie, S. 803. Leipzig 1956.

⁵⁾ *Schrepfer, Hans*: Der Kaiserstuhl. Landschaft, Siedlungen und Volkstum, S. 53 f. Karlsruhe 1931 = Vom Bodensee zum Main, Nr. 40.

⁶⁾ *Creutzburg, Nikolaus*: Kaiserstuhl. In: Freiburg und der Breisgau. Ein Führer durch Landschaft und Kultur. Hrsg. v. *Ludwig Heilmeyer*, S. 177. Freiburg i. Br. 1954.

⁷⁾ *Müller, Karl*: Weinbau [im Kaiserstuhl]. In: Der Kaiserstuhl. Landschaft und Volkstum. Hrsg. v. Alemannischen Institut in Freiburg i. Br., S. 224. Freiburg i. Br. 1939.

⁸⁾ Als Teilnehmer gehört. Leider wurden die Ergebnisse des Symposiums nicht veröffentlicht. Es erschien nur ein kurzer Bericht von *Edmund Huber*: Auf welchen Böden wächst guter Wein? In: Ruperto-Carola. Mitteilungen der Vereinigung der Freunde der Studentenschaft der Universität Heidelberg e. V., Jg. XV, Bd. 33, S. 241 bis 243, 1963.

⁹⁾ Veröffentlichung eigener Untersuchungen ist geplant.

¹⁰⁾ *Endriss, Gerhard*: Der badische Weinbau in historisch-geographischer Betrachtung, S. 7. Wiesbaden 1965 = Schriften zur Weingeschichte, Nr. 14.

¹¹⁾ *Bronner, Johann Philipp*: Die wilden Trauben des Rheintales. Heidelberg 1857.

¹²⁾ *Endriss, Gerhard*: Vergleichende Betrachtung einiger europäischer Weinbaugebiete. In: Jahrbuch der Vereinigung „Freunde der Universität Mainz“ 1970, S. 6.

¹³⁾ *Jankuhn, Herbert*: Vor- und Frühgeschichte vom Neolithikum bis zur Völkerwanderungszeit, S. 71 f. Stuttgart 1969 = Deutsche Agrargeschichte, Bd. I.

¹⁴⁾ *Kraft, Georg*: Ur- und Frühgeschichte [im Kaiserstuhl]. In: Der Kaiserstuhl. Landschaft und Volkstum. Hrsg. v. Alemannischen Institut in Freiburg i. Br., S. 83. Freiburg i. Br. 1939.

¹⁵⁾ *Barth, Medard*: Der Rebbau des Elsaß und die Absatzgebiete seiner Weine. Ein geschichtlicher Durchblick. Bd. 1.2. Straßburg = Paris 1958. Vgl. auch: *Sittler, Lucien*: la route du vin d'Alsace. Colmar-Ingersheim o. J. [um 1970].

¹⁶⁾ *Dreyer, Joseph*: Vigne et vins d'Alsace à travers les siècles. Colmar 1965. [Masch.Schr.]

¹⁷⁾ *Müller, Karl*: Geschichte des badischen Weinbaus. 2. Aufl., S. 112. Lahr 1953.

¹⁸⁾ Karten finden sich bei *Hektor Ammann*: Von der Wirtschaftsgeltung des Elsaß im Mittelalter. In: Alemannisches Jahrbuch 1955, S. 103; bei *Karl Müller* (wie Anm. 17), S. 112; bei *Richard Winkelmann*: Die Entwicklung des oberrheinischen Weinbaus, Karte 7, Marburg 1960.

¹⁹⁾ *Lossnitzer, Heinz*: Klima [des Kaiserstuhls]. In: Der Kaiserstuhl. Landschaft und Volkstum. Hrsg. v. Alemannischen Institut in Freiburg i. Br., S. 29. Freiburg i. Br. 1939.

²⁰⁾ *Rudloff, Hans v.*: Klima. In: Freiburg im Breisgau. Stadtkreis und Landkreis. Amtliche Kreisbeschreibung. Bd. I, 1, S. 61 ff. Freiburg i. Br. 1965.

²¹⁾ *Lais, Robert*: Tierwelt [des Kaiserstuhls]. In: Der Kaiserstuhl. Landschaft und Volkstum. Hrsg. v. Alemannischen Institut in Freiburg i. Br., S. 55. Freiburg i. Br. 1939.

²²⁾ *Schrepfer, Hans*: Der Kaiserstuhl. In: Beiträge zur Oberrheinischen Landeskunde. Festschrift zum 22. Dt. Geographentag, S. 57. Breslau 1927.

²³⁾ *Schrepfer, Hans*: wie Anm. 5, S. 43.

²⁴⁾ *Endriss, Gerhard*: Eine Krankheitserscheinung am Kaiserstuhl. (Arsenvergiftung der Winzer.) In: Alemannisches Jahrbuch 1956, S. 341 bis 370. Lahr 1956.

²⁵⁾ *Schrepfer, Hans*: wie Anm. 5, S. 59.

²⁶⁾ *Schmidt, Hans-Christoph*: Der Weinbau in Österreich. Eine geographische Untersuchung seiner Grundlagen und Erscheinungsformen, Seite 130 ff. Diss. phil. Freiburg i. Br. 1965.

²⁷⁾ *Endriss, Gerhard*: Der Weinbau in der Gemarkung Achkarren (3 Karten und Text). In: Atlas der deutschen Agrarlandschaft, hrsg. v. *Erich Otremba*. Lieferung 1, Wiesbaden 1962, verg. auch: — : Die Weinbaulandschaften vom Kaiserstuhl und vom Kalterer See. In: Deutscher Geographentag Würzburg 1957, S. 465—482. Wiesbaden 1958.

Kunst am Tuniberg

Eine beschauliche Wanderung um die Reblandschaft westlich um Freiburg

Von Hermann Brommer, Merdingen

Riegelartig im Westen der Freiburger Bucht aufsteigend, liegt der Tuniberg wie eine Insel in der südlichen Oberrheinebene. Seine fruchtbaren Lößböden und ein Klima, das sich nur wenig von dem des nahen Kaiserstuhls unterscheidet, begünstigten von alters her den Weinbau. Gewaltige Flurbereinigerungsverfahren gaben dem Tuniberg nach dem Zweiten Weltkrieg ein neues Antlitz¹⁾. Großzügig angelegte Rebterrassen, durchgehend asphaltierte Verbindungswege und der Neuaufbau der Rebenbestände ermöglichen heute den Winzern die Erzeugung von ausgezeichneten Qualitätsweinen. Ich möchte jedoch nicht von dem berichten, was den Weingenießern schmeckt, obwohl etwa der Munzinger Weißherbst, ein Rimsinger Gewürztraminer, der Merdinger Rote oder ein Riesling-Silvaner aus den östlichen Lagen Opfingens Anlaß genug gäben, Loblieder auf den Tuniberg zu singen. Denn sonst müßte ich auch über die renommierten Gasthäuser des Gebietes sprechen, in denen vor allem zur Spargelzeit zahlreiche Besucher Schlemmermahlzeiten zu halten pflegen. Wer das Sonnenland vor den Toren Freiburgs in seiner ganzen landschaftlichen Schönheit kennen lernen will, sollte über seine Höhen wandern. Die weiten, immer wieder wechselnden Rundblicke auf Kaiserstuhl und Rhein, auf die Kette der Schwarzwaldberge vom Kandel bis zum Blauen, auf Freiburger und Staufener Bucht und hinüber ins Oberelsaß werden sich unvergeßlich einprägen. Dem schauenden Auge nicht verbergen werden sich auch die Besonderheiten der Pflanzenwelt: Anemonen und Küchenschellen (die dank der Rettungsmaßnahmen der Gai-naturschutzwarte Vinzenz Bärmann, Breisach, und Ulrich Schäfer, Merdingen, wieder

an den alten Standorten blühen), Blausterne und Orchideen in den Laubwäldern unter den westlichen Steilhängen oder an trockenen Stellen die südländisch anmutende Steppevegetation. Und wer freute sich nicht über die flinken Smaragdeidechsen, über die Gottesanbeterinnen, Schmetterlinge und — an lauen Sommerabenden — über den Schlag der Nachtigallen in den Hanggehölzen? Daß es zudem reizvoll sein wird, nicht nur zu behaglicher Einkehr in die Ortschaften um den Tuniberg hinunterzusteigen, möchte ich, meinem gestellten Thema entsprechend, an einer kleinen Übersicht über die historischen und künstlerischen Sehenswürdigkeiten zeigen.

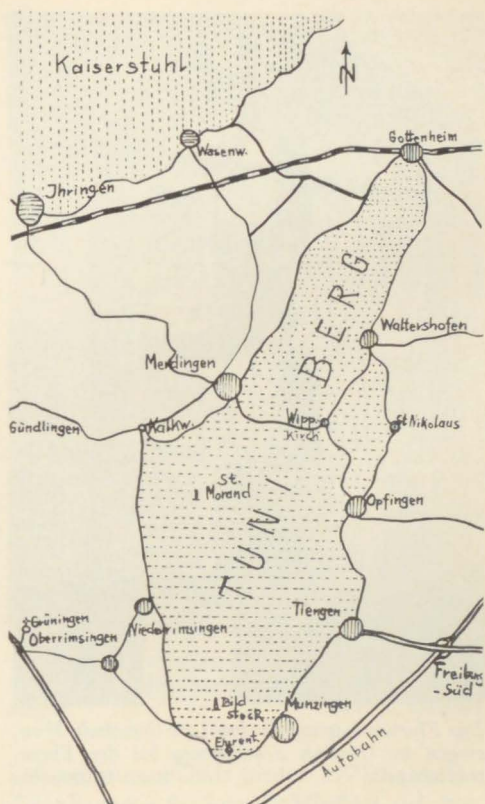
Munzingen

Mit 878 Einwohnern²⁾ zu den kleineren Gemeinden der Region zählend, nimmt Munzingen in geschichtlicher Sicht und wegen seiner günstigen Lage am Südfuß des Tuniberges eine besondere Stellung ein. Es ist nach den Bodenfunden der älteste Wohnplatz, denn schon altsteinzeitliche Rentierjäger richteten sich am Kapellenberg ihre Höhlenunterkünfte ein. Von den zahlreichen Weilern der Jungsteinzeit auf den Höhen und einer gleichzeitigen Dorfanlage auf dem „Berg“ (314 Meter ü. d. M.) sind im heutigen Landschaftsbild keine Spuren mehr zu sehen. Dafür grüßt die Ehrentrudiskapelle, ein kleines Wallfahrtsheiligtum, als Wahrzeichen des Tuniberges weit ins Land hinaus. Der Platz bei der Kapelle gehört zu den schönsten Aussichtspunkten des Breisgaus.

Nur wenige Minuten entfernt steht das am 12. Oktober 1969 im Gewann Schellenberg/Lindenberg errichtete Tuniberg-Monument. Bildhauer Hubert Bernhard, Wald-

kirch³⁾, schuf für Munzingen aus mehreren rechtwinklig übereinander getürmten, sich nach oben verjüngenden Kalksteinblöcken ein interessantes Flurbereinigungsdenkmal, das stets an die „umwälzende Neugestaltung des Tuniberges“ erinnern soll. Szenen aus der Bibel (in Beziehung zum Wein stehend) und aus der Arbeit der Rebleute wechseln mit Inschriften und den Wappen der Tuniberggemeinden auf dem etwas zu bescheiden „Bildstock“ genannten modernen Kunstwerk ab.

Eine beherrschende Stellung im Ortsbild Munzings nimmt das Schloß der Grafen von Kageneck⁴⁾ ein. Auf ansteigendem Gelände staffeln sich der ländlich-idyllische Dorfplatz mit dem behäbigen „Freihof“ zur Rechten, der Schloßpark und das Schloß zu einer eindrucksvollen Anlage. 1672 von Johann Friedrich Reichsfreiherr von Kageneck (1633—1705), dem Statthalter in den Vorderösterreichischen Landen, noch ganz in spätem Renaissance-Stil erbaut, erfuhr das Schloß nach 1745 eine großzügige Umgestaltung durch Johann Friedrich Fridolin Reichsgraf von Kageneck (1707—1783). Die entzückende Hauskapelle im Erdgeschoß (geweiht 1765) und der Speisesaal mit einer 1767 von Simon Göser als antiker Götterhimmel bemalten Decke im Obergeschoß geben zeitliche Hinweise für die Vollendung der luxuriösen Barockisierung des Schlosses. R. v. Freyhold hebt mit vollem Recht die im Breisgau einmalige Stuckdekoration der Schloßfassaden hervor. Er vermochte nur in Basel entsprechende Parallelen zu finden und nimmt — auch auf Grund der persönlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen der gräflichen Familie nach der nahen Schweiz — an, daß ein Basler Baumeister (Fechter?) mit der Planung und Leitung der Umbauarbeiten beauftragt worden war. Von der ehemaligen Pracht der Ausstattung sind zwar nur noch Reste vorhanden, die aber beachtlich genug sind, um sich die glanzvollen Festlichkeiten im Munzinger Schloß vorstellen



Zu Kunst am Tuniberg: Übersichtsskizze nach der Topographischen Karte 1 : 50 000 des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg „Stadt- und Landkreis Freiburg i. Br.“ 1971

zu können, über die uns die Kagenecksche Familienchronik berichtet. Fürsten mit Gefolge und Künstler kehrten gern in Munzingen ein und brachten reges Leben mit. Während der Belagerung der Stadt Freiburg im Jahre 1744 diente das Kageneckschloß dem französischen König als Hauptquartier. Wir wissen, daß Ludwig XV. mit dem Fernrohr durch die Fenster in der Südostecke des Salons die Kämpfe seiner Armee um die nahe Festungsstadt verfolgt hat. Bedauerlicherweise ist das königliche Schlafzimmer, dessen Ausgestaltung und Mobiliar im Louis-XV-Stil bis auf unsere Zeit erhalten und gepflegt worden war, ausgerechnet von fran-



Das Flurbereinigungsdenkmal der Gemeinde Munzingen im Gewann Schellenberg bei der Ehrentrudiskapelle

Foto: H. Brommer

zösischen Soldaten am Ende des Zweiten Weltkrieges sinnlos zerstört worden. Im übrigen war Munzingens Schloß seit den 40er Jahren in seinem baulichen Bestand bedroht. Blitzschläge, Mauerspaltungen und ein gefährlicher Schub der Dachkonstruktion erforderten rasches und gründliches Handeln, um das bedeutendste unter den Breisgauer Herrenhäusern zu retten. Das Staatliche Amt für Denkmalpflege verdient zusammen mit der gräflichen Familie besonderen Dank, daß die schwierige Bausanierung durchgeführt werden konnte. Zur Zeit geht die Außenrenovation mit der farblichen Wiederherstellung der Fassaden in den ursprünglichen Rot- und Gelbtönen (die Stuckdekoration wurde kontrastierend in zartem Grau gefaßt) ihrer Vollendung entgegen.

An der Ortsdurchfahrt, zwischen Schloßplatz und Kirche, trutzt noch ein Rundturm

der 1632 durch die Schweden vernichteten Wasserburg den Zeiten. Die Jahreszahl 1582 und zwei Wappen über der Turmpforte erklären uns, daß die ehemalige Munzinger Ortsburg nach mehrfachem Besitzerwechsel zuletzt (seit dem Jahre 1520) in den Händen der Freiherren von Pforr gewesen war⁵⁾.

Sehr gepflegt und heimelig ist die Pfarrkirche des Dorfes. Ein spätgotischer Turm (mit Baudatum 1619) flankiert das barock ausgestattete Gotteshaus. Im Innern fangen die beiden eleganten Seitenaltäre zuerst die Blicke ein. Delikat gemalte Altarblätter vertragen sich an den Stileigenheiten als typische Werke des Malers Simon Göser. Hermann Ginter⁶⁾ reiht die Bilder in die Zeit um 1765 ein, also in die Jahre, in denen auch im Schloß bedeutende künstlerische Arbeiten entstanden sind. Das Altargemälde auf der Epistelseite zeigt eine sitzende Madonna mit Kind und ist gestiftet von dem Eichstätter Domherrn Johann Baptist von Kageneck. Im Oberbild verehrte der Stifter seinen Namenspatron. Auf dem evangelienseitigen Altar sehen wir unten die Steinigung des heiligen Stephanus und oben die heilige Barbara, beide gestiftet von dem Eichstätter Weihbischof Heinrich Wendelin von Kageneck (gestorben am 26. März 1781), den das Munzinger Totenbuch als großen Wohltäter der einheimischen Pfarrkirche rühmt. Göser's Bilder zeichnen sich durch zarte, duftige Farbtöne aus. Die sanfte Anmut und feierliche Würde in der Komposition war in jener Zeit etwas Neues. Simon Göser (geboren 1735 in Wurzach-Gospoldshofen, 1765 erstmals im Breisgau, 1774 Bürger in Freiburg, bedeutendste Arbeiten im Kloster St. Peter, gestorben 1816 in Freiburg) brachte den Malstil des frühen Klassizismus (Raphael Mengs, Januarius Zick) in den Breisgau mit. Leider sind bis heute keine archivalischen Nachrichten aus dem 17. und 18. Jahrhundert über die Tätigkeit von Künstlern in Munzingen entdeckt worden. Deshalb können auch die anderen Kunstwerke der

Kirche nur stilistisch untersucht werden. Immerhin ist es dadurch möglich, die beiden Statuen der heiligen Katharina von Alexandrien und der heiligen Barbara an dem (zusammen mit der Kanzel) aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts stammenden Hochaltar dem Freiburger Bildhauer Andreas Hochsing zuzuschreiben. Ebenso wie die große Madonna, die anlässlich der Kirchenrenovierung von der Portalfront weg an ihren jetzigen geschützten Platz im Innern versetzt wurde, zeigen die beiden weiblichen Heiligen des Choraltars die charakteristischen Stilmerkmale des genannten Barockmeisters. Andreas Hochsing, seit 1704 in Freiburg verheiratet, stammte aus der Gegend von Schwaz/Tirol. Er darf unter den Bildhauern als „Freiburger Hauptmeister im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts“⁷⁾ bezeichnet werden. Einige Epitaphe an den Innenwänden der Kirche legen heute noch Zeugnis dafür ab, wie eng die Beziehungen der Grafen von Kageneck als Orts- und Patronatsherren zur Munzinger Pfarrkirche und deren künstlerischer Ausstattung gewesen waren. Das gräfliche Familiengrab befindet sich an der südlichen Außenwand. Nicht übersehen sollte man dort das von Bildhauer Franz Anton Xaver Hauser, Freiburg, kurz nach 1790 geschaffene Grabdenkmal des Grafen Heinrich Hermann Euseb von Kageneck.

Über Kunst in Munzingen zu schreiben, erfordert auch, des aus der Gemeinde hervorgegangenen Barockkünstlers zu gedenken. Bildhauer Friedrich Matthäus Emanuel Wiffel, kurz Frédéric Wiffel genannt, wurde am 14. September 1737 als Sohn Johann Friedrich Anthoni Wiffels, des „Freyherrl. Kagenekischen Verwalthers zu Muntzingen“, geboren⁸⁾. Seine Eltern gaben den 14jährigen Knaben am 16. September 1751 bei dem Straßburger Bildhauer Stephan Lamy in eine fünfjährige Bildhauerlehre⁹⁾. Wie die meisten Bildhauer seiner Zeit strebte Friedrich Wiffel auf der Wanderschaft nach Paris. Er



Blick von der Hofeinfahrt auf die Eingangsseite des Schlosses der Grafen von Kageneck in Munzingen
Foto: H. Brommer

ließ sich dort seßhaft nieder. 1771 nahm ihn die Akademie St.-Luc als Mitglied auf. Neben Werken in Paris sind seine 1777 bis 1786 entstandenen Holzbildhauerarbeiten für das kurfürstliche Schloß in Koblenz bekannt. Der in der Heimat völlig vergessene Bildhauer Frédéric Wiffel starb am 1. Februar 1805 in Paris¹⁰⁾.

Mit kurzen Bemerkungen über die neuen Schulhäuser der Tuniberggemeinden möchte ich jeweils die Besprechung der einzelnen Ortschaften abschließen. Munzingen errichtete 1961 nach dem Entwurf des Bad Krozinger Architekten Alfred Ruch ein neues Schulgebäude. Kunstmaler Julius Kibiger, Auggen, steuerte ein Wandbild „Winzer und Winzerin bei der Arbeit“ als Dekoration bei.

Oberrimsingen

Den kleinsten Gemarkungsanteil am Tuniberg hat Oberrimsingen. Zu der Ortschaft mit 1027 Einwohnern¹¹⁾ gehören auch der



Die „Madonna vom Tuniberg“ in der Pfarrkirche Oberrimsingen

Foto: H. Brommer

Weiler Grezhausen, die Staatsdomäne Rothaus und der Friedhof mit der Eremitage Grüningen.

Kunstgeschichtlich beachtenswert ist das Schloß der Grafen Helmstatt¹²⁾. Es wurde nach den Plänen des Deutschordensbaudirektors Franz Anton Bagnato (1731—1810) aus Altshausen/Wttbg.¹³⁾ im Jahre 1773 erbaut. Der vorderösterreichische Kameralbaumeister Kaspar Zengerle¹⁴⁾ leitete die Bauausführung. Als Bauherrschaft stehen Freiherr Franz Anton Marquard von Falkenstein (1744—1800) und dessen Frau, eine geborene Gräfin Schauenburg, fest. Beider Wappen schmücken noch heute das Giebelfeld auf der Gartenseite des Schlosses, eine dekorative Arbeit des Freiburger Bildhauers Josef Hör¹⁵⁾. Nicht unerwähnt bleibe, daß Franz Anton Bagnato und Kaspar Zengerle 1768 ihre Zusammenarbeit beim Bau des

prächtigen Deutschordenspalais' in der Freiburger Salzstraße begonnen hatten und 1778 bei der ersten Renovierung der Pfarrkirche in Merdingen fortsetzten. Im Zusammenhang mit dem Munzinger Bildhauer Frédéric Wiffel erwähnte ich bereits den Schloßbau in Koblenz. Zu wissen, daß Kaspar Zengerle von 1781 bis 1783 als Kurtrierischer Hofbaumeister die Bauausführung jenes rheinländischen Schlosses leitete¹⁶⁾, ist darum nicht ohne Reiz. Das Oberrimsinger Herrenhaus dient heute dem Christophorus-Jugendwerk als Erziehungsheim.

Unter Einbeziehung des alten romanischen Turmes wurde die Kirche des Dorfes 1737 neu errichtet. Von deren heutiger Ausstattung ist vor allem die schöne Muttergottesstatue aus der Zeit um 1500 zu erwähnen. Renate Breinlinger nannte das eindrucksvolle Bildnis „Die Madonna vom Tuniberg“¹⁷⁾, weil das Jesuskind — auf dem rechten Arm seiner Mutter sitzend — beziehungsweise mit einer Weintraube spielt. Als man 1843 den Friedhof Oberrimsingens von der Pfarrkirche weg zur Grüninger Einsiedlerkapelle verlegte, fiel das alte Beinhauschen auf dem Kirchplatz der Spitzhacke zum Opfer. Die mündliche Überlieferung weiß, daß dadurch die spätgotische Madonnenstatue ihren Standplatz verlor und in der Privatkapelle der Familie Dienger an der Grezhäuser Straße Aufnahme fand, um so der Gemeinde erhalten zu werden. Den Bemühungen von Pfarrer Hugo Ganter und dem Verständnis der Besitzerfamilie ist es zu danken, daß das wertvolle Muttergottesbild 1953 in das bleibende Eigentum der Oberrimsinger Pfarrkirche übergang.

Der nordwestlich des Dorfes im Friedhof gelegenen Eremitage Grüningen schenken Durchreisende meist nur wenig Aufmerksamkeit. Dabei ist das Jakobskirchlein ein geschichtlich interessanter Punkt des Tuniberggebietes. Um das Jahr 1078 gründete der heilige Ulrich (von Regensburg) dort ein Kloster. Er war ein großer Förderer jener

kirchlichen Reformbewegung gewesen, die von Cluny ausging und im schwäbischen Hirsau ihren wichtigsten Mittelpunkt auf deutschem Boden gefunden hatte. Die klösterliche Niederlassung wechselte aber schon 1087 ins Hochtal der Möhlin über, wo die „Wilmarszelle“ seit Menschengedenken nach dem Gründer „St. Ulrich“ benannt wird. Noch Jahrhunderte nach der Klosterverlegung hatte das verschwundene Dörflein Grüningen seine eigene Pfarrkirche. Es blieb bei St. Ulrich und später bei der Abtei St. Peter, nachdem dieser 1578 das kleine Ulrichskloster im Möhlintal inkorporiert worden war¹⁸). So erklärt sich von selbst, warum der bedeutende Abt Philipp Jakob Steyrer (1749—1795) im Jahre 1759 das Jakobskirchlein in Grüningen als Klausen von neuem aufrichten ließ¹⁹). Abt Steyrer verehrte den heiligen Ulrich sehr. Als der Grüninger Klausner 1758 in St. Peter um den Neubau der vom Einsturz bedrohten Eremitage bat, stellte Steyrer sofort die erforderlichen Finanzen bereit. Seinen „Architectus“ Johannes Willam²⁰), der von 1739 bis zum Tod im Jahre 1764 in den Diensten St. Peters stand, wies er im folgenden Jahr an, mit den verpflichteten Bregenzer Maurern (neben dem evangelischen Pfarrhaus in Wolfenweiler) auch die Grüninger Klausen zu erbauen. Im Kirchlein selbst blieb der Hochaltar aus der Bauzeit teilweise erhalten. Zwei ausgezeichnete Statuen, die ihre Entstehung den geschichtlichen Zusammenhängen verdanken, zieren noch den Altaraufsatz. Die Heiligen Benedikt und Ulrich sind edle Arbeiten des Klosterbildhauers Matthias Faller (1707—1791), St. Peter²¹).

Oberriemsingens neues Schulhaus erstand 1961 nach den Plänen des Architekten Alfred Ruch, Bad Krozingen. Für die Eingangshalle schuf Bildhauer Sepp Jakob, Freiburg, ein Reliefbild des heiligen Ulrich mit der Einsiedelei Grüningen. Dem selben Künstler gab die Gemeinde 1964 das Gefal-



Romanischer Turm der Kirche in Niederrimsingen
Foto: H. Brommer

lenendenkmal bei der Kirche, eine erschütternde Marienklage, in Auftrag.

Niederrimsingen

Mit wenigen Schritten erreicht der Wanderer das nahe gelegene Niederrimsingen — an der Zahl der 714 Einwohner gemessen²²) —, die kleinste aller Tuniberggemeinden. Brauchtumpflege durch Trachtengruppe und Musikkapelle machten den Namen des Ortes ebenso bekannt wie die einprägsame Benennung der Reblage „Attilafelsen“.

Der Kirchturm Niederrimsingens gehört zu den ältesten der Oberrheinlandschaft. Karl Lists Bauuntersuchung romanischer Kirchtürme im schwäbisch-alemannischen Raum²³) hat gezeigt, daß der Niederrimsinger Turm mit den zwei Arkadengeschossen in das Ende des 11. Jahrhunderts einzuordnen ist, also ein Alter wie die Türme in Sulzburg und Niedereggenen aufweist. Dem

spätgotischen Chorraum schließt sich ein 1735 errichtetes Kirchenschiff an. Neben einigen gotischen und barocken Heiligenfiguren uneinheitlichen Charakters fallen unter der alten Ausstattung zwei kleine Seitenaltäre aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts auf.

In der alten Gottesackerkapelle neben der Kirche richtete die Gemeinde 1965 eine würdige Gedenkstätte für die Opfer der beiden Weltkriege ein. Die Bildhauerarbeiten, ein Zementguß mit auferstehendem Christus und die Ehrentafeln, führte Sepp Jakob, Freiburg, aus.

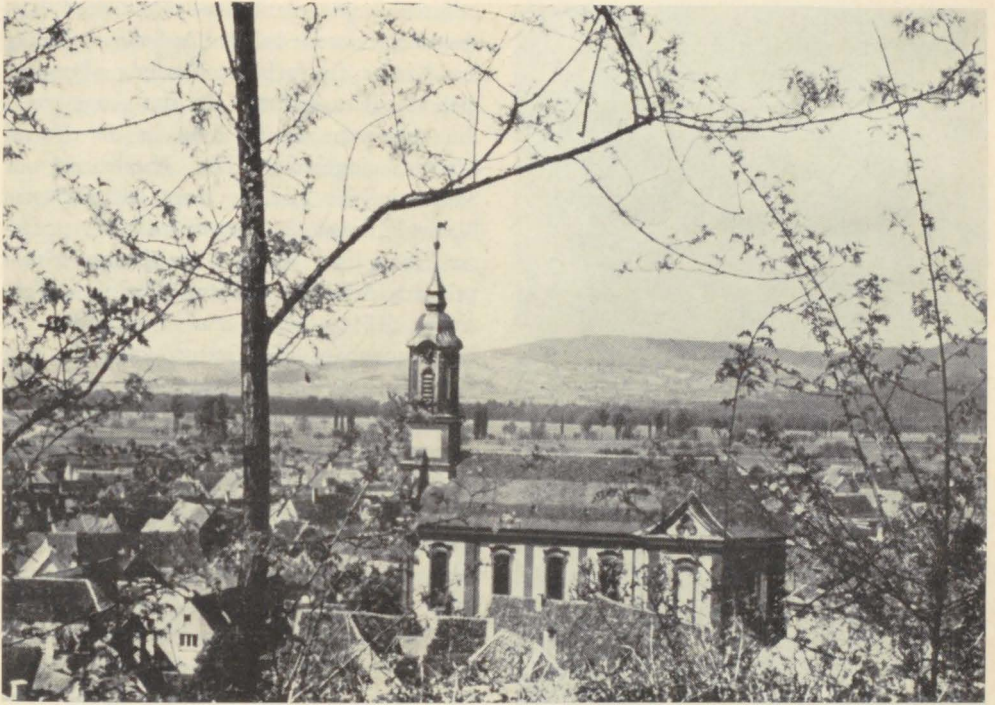
Architekt Alfred Ruch, Bad Krozingen, leitete 1961 die Erweiterung des Volksschulgebäudes. Architekt Berthold Rinderle, Oberrimsingen, zeichnete für den 1970 fertiggestellten Kindergartenbau verantwortlich. Beide Erziehungsstätten dekorierte Kunstmaler Benedikt Schaufelberger, Kappel i. T., mit Sgraffito- und Mosaikarbeiten: Die „Carl Orff-Schule“ mit einem Kinderreigen und einem auf Orff-Instrumenten zusammengesetzten Motiv, das Kindergartengebäude mit einem großflächigen Mosaik ballspielender Kinder. Das letztgenannte, 1969 entstandene Werk zeigt den Künstler in einer interessanten Weiterentwicklung.

Merdingen

Mit 1803 Einwohnern²⁴) und 210 Hektar Rebfläche die größte Winzergemeinde am Tuniberg, wurde Merdingen 1754 von Leonard Leopold Maldoner sogar als „eines von den grösten dörfern in Breysgau“²⁵) bezeichnet. In der Tat, Merdingen hatte sich im 18. Jahrhundert zu einem ansehnlichen Flecken entwickelt, in dem neben den Reb-leuten zahlreiche Handwerker lebten. Die Einwohnerzahl entsprach um 1750 immerhin etwa einem Fünftel der Bevölkerung Freiburgs. Während des 19. Jahrhunderts verlor Merdingen jedoch aus verschiedenen Gründen seine Bedeutung. Nur eine beachtliche Hinterlassenschaft an ortsgeschichtlich inter-

essanten Gebäuden und Kunstwerken kündigt noch von den vergangenen Zeiten.

Süddeutsche Künstler von Rang schufen in den Jahren 1738—1741 die spätbarocke Pfarrkirche Merdingens²⁶). Auf der Freiburger Deutschordenskommande lastete die Baupflicht für den Chorraum. Der Gemeinde fiel die Erbauung des Turmes und Langhauses zu. Mit der Benediktinerabtei Schuttern als dem Mitzehntherrn führte Merdingen einen langen Streit um einen finanziellen Beitrag zum Kirchenneubau, weil die Mittel „zur reaedification solch nach beschaffenheit des orts, und der Zahlreichen Pfarrgenossen nöthigen großen gottshauses“ nur durch besondere Anstrengungen aufgebracht werden konnten. Die Deutschherren beriefen ihren für das Gebiet der Ballei Schwaben-Elsaß-Burgund zuständigen Baudirektor Johann Kaspar Bagnato (1696—1757) als Architekten nach Merdingen. Er erstellte hier seinen bestgelungenen Kirchenbau mit einer vorzüglichen Raumwirkung des Kircheninneren²⁷). Eine ins einzelne gehende Bauerläuterung möchte ich einer gesonderten Darstellung der Merdinger Kirchenbaugeschichte vorbehalten. Zur Persönlichkeit des bei kirchlichen und weltlichen Auftraggebern geschätzten Barockbaumeisters darf ich aber noch bemerken, daß unter seinen Bauwerken das Schloß auf der Insel Mainau, die Stiftskirche in Lindau am Bodensee und seine Bauten in der Schloßanlage zu Altshausen/Südwestfalen (ehemals Landkommende, heute Sitz des Herzogs von Württemberg) am bekanntesten sind. — Bildhauer Joseph Anton Feuchtmayer (1696—1770), dessen Hauptwerk in der Klosterkirche Birnau am Bodensee nach wie vor ungezählte Bewunderer anzieht, schuf 1740 aus Stuckmarmor die Altäre und die Kanzel für Merdingen²⁸). Die großen Stuckfiguren Kaiser Heinrichs II. und der Kaiserin Kuni-gunde an den Flanken des Hochaltars ordnen sich zeitlich und stilistisch zwischen die feuchtmayerischen Altarstatuen der Mainau-



Die spätbarocke Pfarrkirche in Merdingen (1738—1741). Im Hintergrund die Südseite des Kaiserstuhls

Foto: H. Brommer

Schloßkapelle und der Bischofskapelle im Neuen Schloß Meersburgs ein. An den dekorativen Eigentümlichkeiten des Hochaltars lesen wir heute noch die merkwürdigen Versuche des Altarbauers ab, sich neue Formen der Gestaltung zu eigen zu machen. Selbst die scheinbar unwesentlichen Details, die für die weitere Entwicklung der Altarbaukunst Feuchtmayers von entscheidender Bedeutung waren, zeigen das Ringen mit den künstlerischen Möglichkeiten des beginnenden Rokoko. Sehr kühn wagt er sich bereits an der Gesimskartusche und den Ornamenten des Altarauszugs an die Verwendung der Rocaille. Die geschnitzten Tabernakelputten sind — nach dem Urteil Professor Boecks — „in Komposition und Bewegung besonders vollendet zur Ausführung gekommen“²⁹). — Dem von der venezianischen Richtung der Barockmalerei beeinflussten, zu Riedlingen

an der Donau wohnenden Maler Franz Josef Spiegler (1691—1756) fiel der Auftrag für die Deckenfresken und Altarblätter zu³⁰). Mit ihm war ein Maler aus der ersten Reihe der süddeutschen Barockmeister nach Merdingen verpflichtet worden. Baudirektor Bagnato urteilte über ihn am 29. Mai 1739 in einem Brief an den Freiburger Hauskomtur, er glaube nicht, „daß Einer dißem in Teitschlandt würdt vorkommen“. Wer etwa an die gewaltigen Deckenfresken Spieglers in der schwäbischen Abteikirche Zwiefalten denkt, wird sicher das hohe Lob Bagnatos verstehen. Als Anteil an der Bezahlung für seine Merdinger Arbeiten³¹) erbat sich der Kunstmaler sechs Saum Wein, die ihm der Fuhrmann Martin Föhrenbach aus Eisenbach nach Riedlingen „guett, gerecht, ohne allen Schaden und Mündesten fehler“ transportierte. Als sich Spiegler da-



Die Immaculata-Statue des Bildhauers J. Chr. Wenzingers (1741) über dem Portal der Pfarrkirche Merdingen Foto: Joseph Köhler, Gengenbach

für am 12. März 1740 bedankte, konnte er nicht umhin, zu bemerken: „der wein ist unvergleichlich guett“. Die Altarblätter für den Hochaltar (Taufe des Frankenkönigs Chlodwig durch Bischof Remigius), den Fridolins- (Fridolin von Säckingen mit den Edlen Ursus und Landolph vor Gericht) und den Rosenkranzbruderschaftsaltar (Rosenkranzspende an die heiligen Dominikus und Katharina von Siena) entstanden 1740 in Riedlingen³²). Leider wurden die Deckenbilder Spieglers 1901 durch den Freiburger Kirchenmaler F. Schilling völlig übermalt. Es wird daher einer mühsamen und kostspieligen Arbeit bedürfen, die originalen Fresken aus dem Jahre 1739 wieder freizulegen. Mit der Restaurierung des Kircheninneren soll im Sommer 1971 begonnen werden. — Der von makelloser Schönheit ge-

prägten Immaculatastatue über dem Kirchenportal wurde bei der Außenrenovierung der Kirche die farbliche Fassung abgenommen. Sie hat dadurch für das Auge etwas die beherrschende Stellung in der Turmfassade eingebüßt. Die überlebensgroße Sandsteinfigur gilt als eines der schönsten Marienbildnisse Süddeutschlands. Ortpfarrer Franz Carl Joachim beauftragte seinerzeit den Bildhauer Johann Christian Wenzinger (1710—1797), zur Vollendung des Kirchenneubaus die Statue, die seit dem 12. Juni 1741 in der Turmnische über dem Haupteingang steht, zu schaffen³³). — Merdingen besitzt mit seinem barocken Gotteshaus eine Besonderheit im Oberrheingebiet. Die St. Remigius-Kirche, stilistisch vom Übergang zu den Anfängen des Rokoko gekennzeichnet, ist ein Barockbau, der genau so gut in Oberschwaben oder am Ufer des Bodensees stehen könnte. Für Feuchtmayer und Spiegler war Merdingen der westlichste Punkt ihrer Tätigkeit gewesen. Beide arbeiteten im Breisgau nur noch in der Klosterkirche von St. Peter im Schwarzwald.

Das Pfarrhaus, ein stattlicher, 1754 von Johann Kaspar Bagnato erstellter Bau³⁴), schließt sich an den Kirchplatz an. Der Ortpfarrer bewohnte im 18. Jahrhundert nur das Erdgeschoß; die repräsentativ ausgestattete obere Etage mit dem Komtursaal hatten sich die Freiburger Deutschherren reserviert. Durch eine Tür in der Straßenseite erreichte man den Zehntkeller mit der Zehnttrotte; die hohen Speichergeschosse dienten als Fruchtschütte. Über dem Portal prangen sehr dekorativ zwei Deutschordensritterwappen³⁵) als Hinweis auf die Bauherren. Der heraldisch rechts liegende Wappenschild gehörte dem Altshausener Landkomtur Philipp Anton Graf von Froberg, das zweite Wappen erinnert an den Freiburger Hauskomtur Wilhelm Jakob Euseb Freiherr von Breitenlandenbergr. Das Pfarrhaus birgt beachtliche Kunstschatze: Ein großformatiges Ölbild (18. Jahrhundert) „Die Ermordung des hei-

ligen Fidelis von Sigmaringen³⁶), das Altarblatt (18. Jahrhundert) der ehemaligen Merdinger Wendelinuskapelle, eine Schmerzhafte Muttergottes (1723) von einem Seitenaltar der vorhergehenden Kirche, ein angeblich aus Freiburg-St. Georgen stammender Ölberg³⁷), die liebezogene Immaculata-Statuette des Freiburger Bildhauers Joseph Hör³⁸) und die 1780 von der politischen Gemeinde in die Kirche eingebrachten 14 Kreuzwegstationen des Malers Simon Göser³⁹). Es erscheint heute unverständlich, daß so kostbare Kunstwerke nach der Jahrhundertwende aus der Pfarrkirche entfernt und durch kitschige Ausstattungsstücke ersetzt worden sind.

In der Ecke des Kirchplatzes — neben der Treppe zur Kirchgasse — steht das ehemalige Beinhäuschen, das nach dem Ersten Weltkrieg durch den Freiburger Bildhauer Wilhelm Merten⁴⁰) zur Gefallenengedächtniskapelle umgestaltet wurde.

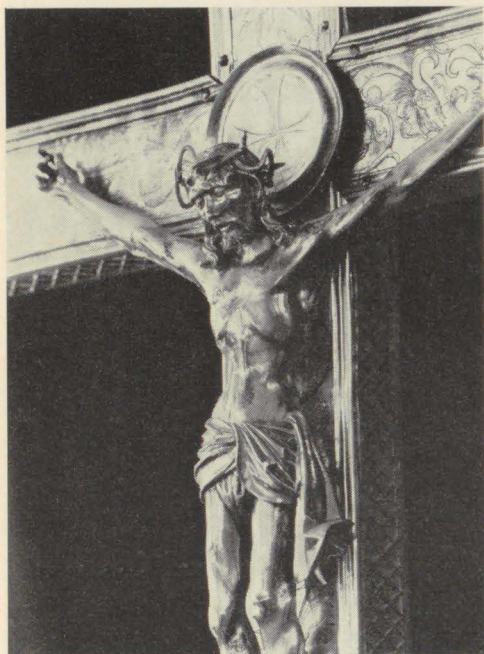
1739 lieferte der Steinhauer Andreas Natterer aus Bombach den barocken Stockbrunnen, der aus dem Ortsbild der oberen Langgasse nicht mehr wegzudenken ist. Die Wendelinusstatue (von Bildhauer Sellinger) auf dem Brunnenstock kam erst 1756, vermutlich als Ersatz für eine Sandsteinkugel, dazu. Mit dem Merdinger Werk Andreas Natterers ist der Ihringer, nur noch teilweise im ursprünglichen Zustand erhaltene Dorfbrunnen aus dem Jahre 1740 zu vergleichen⁴¹).

Ein Gang durch die Langgasse führt an den interessantesten alten Häusern vorbei⁴²). Am Beginn der Straßensteige über den Tuniberg liegt das Gasthaus zum Pfauen⁴³). Eindrucksvoll wie dessen Geschichte ist auch die Gestaltung des Baues. Spätgotische Doppelfenster unter hohem Giebel kennzeichnen den ursprünglichen Baubestand, an den im 18. Jahrhundert dorf- und bergwärts Gebäudeerweiterungen angesetzt wurden. Geschichtliche Zusammenhänge veranlaßten Emil Baader, den unvergessenen Heimatstubbenvater, die Einrichtung einer Heimat-



St. Morandus-Bildstock des Bildhauers Sepp Jakob (1965) bei Merdingen Foto: H. Brommer

stube zur Erinnerung an den Kirchenbaumeister Johann Kaspar Bagnato und den Freiburger Bildhauer Johann Christian Wenzinger, dessen nächste Verwandte in Merdingen lebten, vorzuschlagen. Seither ist der Landesverein „Badische Heimat“ immer wieder gern im „Pfauen“ eingekehrt. Das Signum A GRS am großen Torbogen des Hauses weist auf jenen Pfauenwirt Anton Gerteisen hin, der als Merdinger Ortsvogt 1778 die erste Kirchenrenovation durch Franz Anton Bagnato und Kaspar Zengerle durchführen ließ und dem die Anschaffung der zweiten Kirchturmuhre (1775, heute im Uhrenmuseum Furtwangen) und des Göser-Kreuzweges (1780) zu danken waren. — Beim Stockbrunnen liegt das Gasthaus zur Sonne. Dort wurde am 30. August 1714 der Breisgauer Barockbildhauer Johann Baptist Sellinger geboren⁴⁴). Arbeiten dieses einheimischen Meisters, der sich auf der Wander-



Das spätgotische Altarkreuz (1519) der Gottenheimer Pfarrkirche Foto: Norbert Graf, Eschbach

schaft in Straßburg, Paris, Antwerpen und Amsterdam weiterbildete, sind heute noch im ganzen Breisgau zu finden. 1753 ließ sich Sellinger in Freiburg sesshaft nieder. — Das alte gemeindeeigene Stuben-Wirtshaus, in dessen Erdgeschoß der Salzkasten untergebracht war, dient heute als Rathaus. Die eigentliche „Stube“ (Rathausaal) ist noch erhalten, ein seltener Fall. Dort fand am 4. Februar 1716 in feierlicher Form der Verkauf von zwei Dritteln der Ortsherrschaft an die Freiburger Deutschordenskommande statt. — Am behäbigen, durch Torbogen (1604) und türmchenartigen Fachwerkerker reizvoll gestalteten Haus der Blechnerei Weis vorbei gelangt der interessierte Wanderer unterhalb des Pfarrhauses an das Haus Saladin-Weis (Langgasse 21/23), von dem C. A. Meckel 1920 schrieb, daß es „bei weitem das schönste und reichste Holzhaus am Tuniberg“⁴⁵⁾ sei. Auffallend „die charak-

teristische Form der Holzbauweise mit reichen Brüstungsverstrebungen und geschnitzten Eckpfosten am schönen Erker“. Dem fachmännischen Urteil Meckels darf man bedenkenlos zustimmen, obgleich das 1666 errichtete Haus noch immer auf die Restaurierung mit Freilegung der Rück- und Seitenwände wartet. — Die Häuser Wirth und Weber verdienen ebenfalls als Beispiele alter Holzbaukunst Beachtung. — Aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg stammt die gotische Wendelinus-Kapelle. Das 1831 in ein Wohnhaus umgewandelte Kapellengebäude am Ende der Langgasse ist ein Überbleibsel des mittelalterlichen Gutleuthauses. —

Zwischen Gasthaus Pfauen und Stockbrunnen schob sich 1787 der von dem Freiburger Baumeister Joseph Meisburger⁴⁶⁾ geplante, etwas klotzig wirkende Schulhausneubau. — Unmittelbar daneben, in der Stockbrunnengasse, entstand 1910/11 als Erstlingswerk des Freiburger Architekten Julius Nerbel (1875—1951) wiederum ein Schulgebäude. Professor Otto Warth, ein Vertreter der Bewegung für heimatliche Bauweise, rühmte schon 1911 die harmonische Einfügung der Nerbel'schen Schulanlage (jetzt Landwirtschaftliche Berufsschule) in das Ortsbild⁴⁷⁾. — 1961 bis 1963 errichtete die Gemeinde am Ortsrand zwischen Brühlweg und Letzgrabenstraße schließlich für die Grund- und Hauptschule das neue Schulhaus mit Turnhalle. Architekt Alfred Ruch, Bad Krozingen, war Planer und Bauleiter. Auf den künstlerischen Schmuck der Gebäude wurde besonderer Wert gelegt.⁴⁸⁾ Bildhauer Sepp Jakob, Freiburg, gestaltete in der Eingangshalle ein Denkmal für den Bildhauer J. B. Sellinger, in das der Torso eines vom Barockmeister stammenden Kruzifixes miteinbezogen werden konnte. Anlaß für die Schaffung des Erinnerungsmals bot die Feier des 250. Geburtstages Sellingers im Sommer 1964⁴⁹⁾. Schlußstein und Namenssteine der einzel-

nen Schulsäle (jeder Schulsaal wurde nach einer Persönlichkeit aus der Ortsgeschichte benannt) stammen ebenfalls von Sepp Jakob. — Kunstmaler Benedikt Schaufelberger, Kappel i. T., schmückte die Stirnseite der Turnhalle in wandgerechter Gestaltung mit einem Glasfluß-Mosaik. Die Motive nahm er aus der Geschichte der Gemeinde. Einen Blickfang bildet im Treppenaufgang des Schulhauses das Buntglasfenster Schaufelbergers mit den in einem Zeitband auf- und abschwingenden Wappen der ehemaligen Ortsherren. — Im Schulhof zeigen die Schauseiten eines wuchtigen Gemarkungssteines aus der Zeit von 1521 bis 1541 die gevierten Wappen der Herren von Blumen- eck / von Hattstatt und des Johanniterordens mit Schildbild des Großpriors Johann von Hattstein. Außerdem steht eine hübsche Barockarbeit im Rasen am Rand des Schulhofes. Es ist ein von Bildhauer Dominik Scherer (1738—1810) für seinen Vater errichteter Grabstein⁵⁰).

Auf dem Tuniberg-Höhenweg erreicht man im Gewann Hohrain den über vier Meter hohen Bildstock mit der Statue des oberrheinischen Weinpatrons St. Morandus⁵¹). Als Ersatz für ein bei der Flurbereinigung zerstörtes Wegkreuz von Bildhauer Sepp Jakob geschaffen, will dieses am 31. Juli 1965 errichtete Bildwerk, ähnlich wie das aufwendigere Denkmal Munzingers, an die grundlegende Neugestaltung der Merdinger Rebberge (1951—1965) und des Tuniberges erinnern.

Gottenheim

An das abflachende Nordende des Tuniberges schmiegt sich Gottenheim, 1778 Einwohner zählend⁵²), die einzige Gemeinde mit Eisenbahnanschluß. Das Dorf strebt die Entwicklung zur Wohngemeinde an. Eine große Walsiedlung ist geplant.

Gottenheim, bis 1816 Filiale der Pfarrei Umkirch gewesen⁵³), bietet dem Kunstwanderer verhältnismäßig wenig Betrachtens-



*Gasthaus zum Adler mit Heimatstube in Walters-
hofen*

Foto: H. Brommer

wertes. Der Chorturm der ehemaligen Filialkirche mit den 1893 aufgedeckten Wandmalereien aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde ein Opfer des Zweiten Weltkrieges. In dem 1727 angebauten Kirchenraum stehen dürftig wirkende Altäre aus dem 18. Jahrhundert, die — bei genauem Zusehen — nicht für den jetzigen Standort angefertigt wurden. — Eine spätgotische Madonna und barocke Figuren unterschiedlicher Qualität werden im Pfarrhaus aufbewahrt. — Besonders kostbar ist das Vortragekreuz aus dem Jahre 1519, das von Metallbildhauer Alfred Erhart, Eschbach bei St. Peter, hervorragend restauriert wurde und nun als Altarkreuz Verwendung findet. Gravierte Silberplatten umgeben den hölzernen Kern; gegossene Medaillons mit den Evangelistensymbolen sitzen auf den Vierpaßenden. Die Rückseite trägt die Datierung und Reliquienfassungen. Aus der künstlerischen Gestaltung des spätgotischen Kreuzes hebt sich der silberne Christus-Corpus (teils gegossen, teils getrieben und ziseliiert) als erstklassige Arbeit heraus⁵⁴), stilistisch deutlich beeinflusst vom Typus des Christus am Kreuz, wie ihn Niclaus Gerhaert in Baden-Baden (1467) geschaffen hatte⁵⁵).

Dem Treppenaufgang des 1966 erweiterten alten Schulhauses verleihen Majolika-Arbeiten — Tiere und Pflanzen der Hei-



Kirche und Ortsmittelpunkt der Gemeinde Opfingen

Foto: H. Brommer

mat —, ausgeführt von den Freiburger Künstlerinnen Liselotte Pragher und Hedwig Rittershausen, eine freundliche Note.

Waltershofen

An der aus der Freiburger Bucht sanfter aufsteigenden Ostseite des Tuniberges erreichen wir zuerst Waltershofen, ein Dorf mit 1129 Einwohnern⁵⁶). Durch Jahrhunderte als Filialgemeinde mit der Tunibergpfarrei Wippertskirch eng verbunden, erhielt Waltershofen erst 1816 eigene Pfarrechte.

Professor Joseph Sauer berichtete 1931 von den mit der Pfarreiübertragung verbundenen Baumaßnahmen zur Erweiterung der vorhandenen Margarethenkapelle⁵⁷). Die Pläne arbeitete 1815/16 Friedrich Arnold, Prof. der Baukunst⁵⁸) und Schwiegersohn Friedrich Weinbrenners, aus, dessen Kirchenbau in Kiechlinsbergen 1813 vorausgegangen war⁵⁹). Die

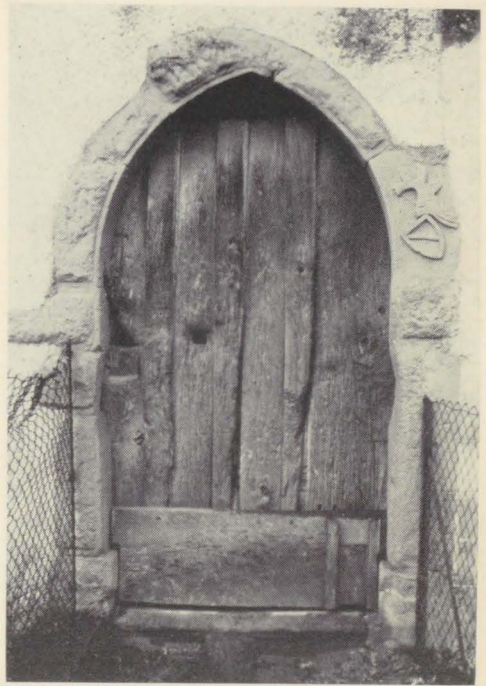
Materialien des Wippertskircher Gotteshauses sollten zum Erweiterungsbau verwendet werden. — 1821 gelang es, für die neue Kirche um 30 Gulden die beiden aus dem Freiburger Münster stammenden Seitenaltäre anzukaufen⁶⁰). St. Sebastians- und Dreikönigsaltar stammten aus der Reihe der Barockaltäre, die der Freiburger Münsterpfleger Johann Christoph Rieher 1711 hatte herstellen lassen. Als Schreiner des Sebastiansaltars ist Zunftmeister Andreas Baumholder in den Münsterfabrikrechnungen nachzuweisen⁶¹). Die Baumholder-Werkstatt konnte ich auch in anderen Unterlagen als Altarschreinerei für das Kloster St. Peter und die Kirche in Hochdorf feststellen. Die Gemälde waren eine Stiftung des Barons von Greuth und wurden von Elzach nach Freiburg überbracht. Den Dreikönigsaltar baute der Freiburger Schreinermeister Chri-

stoph Schaal (Schall), dessen eindrucksvoller Hochaltar für die Kirche des Adelhauser Klosters⁶²⁾ bis heute erhalten geblieben ist. Als Altarblatt wurde das aus der Zeit um 1600 überkommene Dreikönigsbild eingebaut. Die Schnitzereien und die Marmorfassung der Altäre hatte die Münsterfabrik samt und sonders dem Freiburger Bildhauer Andreas Hochsing⁶³⁾ in Auftrag gegeben. — Nicht mehr in der Kirche vorhanden sind die beiden von F. X. Kraus abgebildeten und ausführlich gewürdigten Altarflügel aus dem Jahre 1590⁶⁴⁾. Noch vor dem Zweiten Weltkrieg gelangten beide Kunstwerke durch Verkauf nach Freiburg; dort werden sie im Depot des Augustinermuseums aufbewahrt. — Unter der neueren Ausstattung fällt das 1965 von Bildhauer Josef Schäfer, Opfingen-St. Nikolaus, geschnitzte Leseputz auf. — Ein kleines, aus Stein gearbeitetes schutterisches Abtwappen (mit dem Datum 1590) an der Außenwand des Chores will abschließend nicht übersehen werden.

C. A. Meckel beschrieb das Gasthaus zum Adler an der Hauptdurchgangsstraße als „schmucken, zweigeschossigen Bau, die Traufe der Straße zugekehrt, mit stattlichen Holzgiebeln auf den Schmalseiten“⁶⁵⁾. Das 1799 entstandene, 1963 restaurierte Gebäude birgt eine von dem Heimatdichter August Vetter und Emil Baader eingerichtete Heimatstube⁶⁶⁾. An über 30 Wappen der ehemaligen Ortsherren spiegelt sich die Geschichte des Dorfes Waltershofen. Die Wappendekoration führte Maler Theodor Schlegel, Waltershofen, aus. Am Schulhaus („Guter Hirte“) und verschiedenen Privathäusern sind weitere Dekorationsmalereien Schlegels zu bemerken.

Opfingen

Durch die Anlage von 22 Aussiedlerhöfen in der freien Flur (seit 1956) und die Dorfsanierung (seit 1962) verbesserte Opfingen in mustergültiger Weise seine landwirtschaftlichen Verhältnisse. Die Gemarkung



Schmale Eingangstüre der aus dem 15. Jahrhundert stammenden Wasserburg in Opfingen-St. Nikolaus (Badhof)

Foto: H. Brommer

der 1278 Personen⁶⁷⁾ zählenden Gemeinde umfaßt auch den in Richtung Waltershofen gelegenen Weiler St. Nikolaus sowie den größten Teil der ehemaligen Gemarkung Wippertskirch im Tuniberg.

Beherrschend erhebt sich die evangelische Pfarrkirche über den Ortsmittelpunkt. Der alte Turm aus der Zeit des Bauernkrieges⁶⁸⁾ gehörte schon zu der vor der Reformation errichteten Kirche. Er wird von dem riesigen Dach des 1778 durchgeführten Kirchenneubaues etwas verschluckt. Dem markgräflichen Landbaumeister Meerwein, Emmendingen, hatte man 1774/75 die Aufgabe übertragen, die (noch erhaltenen) Pläne für den Neubau zu entwerfen⁶⁹⁾. Der Prospekt der um 1780 von dem Durlacher Orgelmacher Georg Markus Stein gefertigten Barockorgel verleiht dem Kircheninneren eine festliche Note. Hohe Kanzel aus Stuckmar-



Sandsteinrelief (1733) mit dem Wappen des Abtes Franciscus I. Müntzer von Schuttern, eine Erinnerung an die ehemalige Propstei Wippertskirch
Foto: H. Brommer

mor, barocke Kartusche mit Inschrift und der mit einer alten Grabplatte abgedeckte Altartisch vervollständigen die Einrichtung der 1967 von Restaurator Michael Bauernfeind, Freiburg, glücklich wiederhergestellten Kirche. Als Werk des Freiburger Bildhauers und Münsterwerkmeisters Sepp Jakob fügt sich der neue Taufstein⁷⁰⁾ harmonisch in das Gesamtbild ein.

Nachdem die alten Schulräume im 1788 bis 1791 erstellten Rat- und Gemeindehaus zu klein geworden waren, beauftragte die Gemeinde den Bad Krozinger Architekten Alfred Ruch, vor dem Dorf ein neues Schulhaus mit Turnhalle zu bauen. Im Hauptgebäude schmückt eine 1963 von den Glasmalern L. und S. Burkhardt, Freiburg (jetzt Umkirch), geschaffene Glaswand das Treppenhaus. Als Motive dienten die Jahreszeiten: Frühling = Sämann, Sommer = Weizenernte, Herbst = Traubenlese, Winter = Waldarbeit im Opfinger Mooswald.

Von der einzigen, am Tuniberg noch erhaltenen Wasserburg ist der Hauptbau einwandfrei zu erkennen. Die beiden gleichlaufenden, durch kurze Verbindungsflügel

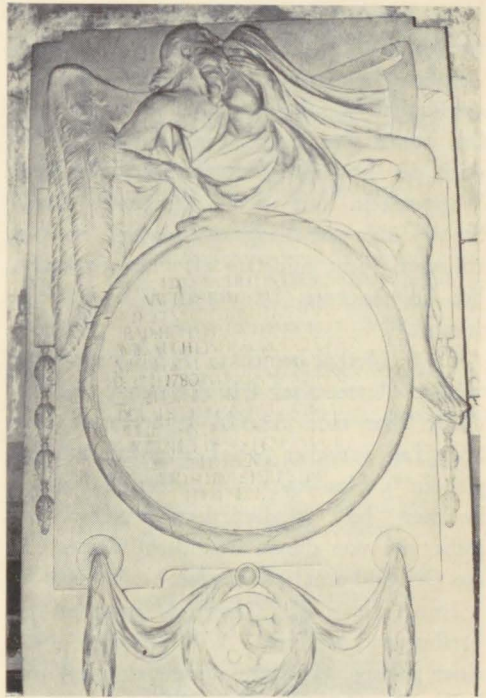
zusammengekoppelten Schloßgebäude stecken im „Badhof“ bei St. Nikolaus⁷¹⁾. Was Arnold Tschira 1929 darüber schrieb, gilt auch heute: „Der Bau erhält durch seine geschlossene Anlage, durch die zwei Giebel und durch seine Lage in der Landschaft ein außerordentlich wuchtiges Aussehen. Das Innere des alten Schlosses betritt man durch eine spitzbogige Türe an dem südlichen Flügel. An den Quadern des Türgewändes ist auf der rechten Seite das Wappen der Freiburger Patrizierfamilie Geben ausgehauen. Wenn man die alte Eichtüre, die den Eingang verschließt, glücklich mit Mühe und Not aufgebracht hat, so kommt man in einen drei Meter langen, schmalen Gang, der zu dem Innenhof führt. Der Innenhof zeigt sehr schönes Fachwerk mit dem Ziermotiv des schiefgestellten Kreuzes. Die östliche Seite öffnet sich zu einer Laube, die von schweren, behauenen Ständern getragen wird.“

An die ehemalige Propstei Wippertskirch des Benediktinerklosters Schuttern und damit an die Mutterkirche der Pfarreien Opfingen und Waltershofen erinnern nur noch ein einfaches Gedenkkreuz (1842) im Wiesengelände neben der Landstraße nach Meringingen und zwei aus den 1832 abgebrochenen Klosterbauten gerettete Gedenksteine, die in die Straßenfront des letzten Wippertskircher Hauses eingemauert wurden. Nur mit Schmerz vermag man den schönen, 1733 datierten Wappenstein zu betrachten, weil er davon kündigt, daß Abt Franziskus I. Müntzer (1727—1751) dem berühmten Voralberger Klosterbaumeister Peter Thumb (1681—1766) die Propsteigebäude in Wippertskirch⁷²⁾ in Auftrag gegeben hatte. Angesichts der leeren Grasflächen auf dem Platz des ehemaligen Kirchen- und Klosterbereichs ist die Aufhebung der Klöster und das Niederreißen zahlreicher Klosterbauten als Folge der Säkularisation allein als Barbarei zu begreifen, die durch nichts entschuldigt werden kann.

Tiengen

Über den Autobahn-Zubringer Freiburg-Süd direkt mit der benachbarten Großstadt verbunden, wandelt sich Tiengen zusehends in eine moderne Wohngemeinde um. Zahlreiche Neubauten bestimmen immer mehr das Ortsbild des 1150 Einwohner⁷³⁾ großen Dorfes.

Von einer mauerbefestigten Anhöhe schaut die evangelische Pfarrkirche auf die Häuser der Gemeinde hinab. Der dreigeschossige Turm (mit Jahreszahl 1576 und Kielbogenfenstern im 2. Obergeschoß) erfuhr in der Mitte des 18. Jahrhunderts einen Umbau. Allerdings ging die barocke Turmzwiebel inzwischen wieder verloren; der Turm zeigt sich heute mit einem hohen Helm. Kirchen- und Chorraum, 1751 erweitert und barockisiert, erhielten um 1900 eine neue Ausstattung. Der Tiroler Baumeister Johannes Feistenauer (gestorben 1758 in Emmendingen) leitete im Auftrag des badischen Markgrafen die Umbauarbeiten des 18. Jahrhunderts an der Tiengener Kirche⁷⁴⁾. — Beim Einbau einer Kirchenheizung kamen zwei alte Grabsteine ans Tageslicht: Eine mit Antoniuskruz und Kelch gezeichnete Grabplatte eines Antoniters und ein Grabstein derer von Wangen⁷⁵⁾. — An der südlichen Innenwand des Kirchenraums sitzt ein pfarreigeschichtlich und künstlerisch gleich bedeutender Gedenkstein, das wertvollste Kunstwerk der Tiengener Kirche. Im Auftrag der Pfarrerstochter Justine Theresie Franz meißelte der Freiburger Bildhauer Joseph Hör im Jahre 1783 die rechteckige, grau angestrichene Sandsteinplatte, die den Charakter einer kühlen, nüchternen Louis-XVI-Arbeit trägt, gepaart mit geschickter Komposition und ruhiger, sicherer Flächengestaltung⁷⁶⁾. Die Figur des geflügelten Kronos mit Sense, der ein von einem Teil seines Mantels umwickeltes Kind frißt, ist sehr edel ausgearbeitet. Dem Andenken des einstigen Hofpredigers beim Markgrafen von Baden-Durlach und



Grabmal des badischen Hofpredigers Franz in der Pfarrkirche Tiengen, eine Arbeit des Bildhauers Joseph Hör (1783)

Foto: H. Brommer

Tiengener Pfarrers E. Ph. W. Franz (gestorben 1756), dessen Frau (gestorben 1780) und Sohn (gestorben 1778 als Zeuginspektor zu Batavia = Djakarta/Indonesien) gilt der Text der kreisrunden Inschrifttafel. — Auf das Epitaphium des 1685 verstorbenen Leutnants Pankratz Schütz, das in die Außenwand neben dem Hauptportal eingelassen ist, wäre ebenfalls hinzuweisen.

Unter den noch vorhandenen älteren Häusern des Dorfes möchte ich zuerst das stattliche Pfarrhaus nennen. Es erhielt durch einen im Jahre 1749 erfolgten Umbau sein Gepräge. Baumeister war der aus Thannheim/Tirol in den Breisgau zugewanderte Anton Schrotz⁷⁷⁾, den Friedrich Hefele unter die Allgäuer Bauleute rechnete⁷⁸⁾. Bevor sich Anton Schrotz 1754 in Freiburg einbürgerte und einzünftete, hatte er schon

viele Jahre in Emmendingen und anderen markgräflichen Orten, auch in Frankreich, „große gebäu gefiert“. Pfarrhaus- und Kirchenumbau standen demnach in einem zeitlich nahen Zusammenhang. Rätsel gibt jedoch der in Renaissanceformen gearbeitete Wappenstein mit dem schwarzen Basel-Stab⁷⁹⁾ über der Eingangstüre auf, weil er stilistisch nicht mit der offenbar nachträglich eingehauenen Jahreszahl 1779 übereinstimmt.

C. A. Meckel bemerkte, daß Tiengen nur wenige Reste alter Holzbauweise besitze, dafür aber eine Anzahl bemerkenswerter, zum Teil gotischer Steinhäuser mit Staffeligeblen⁸⁰⁾. Man kann nur hoffen, daß deren Besitzer bei Modernisierungsmaßnahmen recht viel von diesen baulichen Werten für das Ortsbild erhalten werden.

Im Auftrag der Gemeinde erstellte der Freiburger Architekt Willi Steiger 1965 einen gelungenen Schulhausneubau mit Turnhalle. Den künstlerischen Schmuck steuerte Kunstmaler Armin Reißner, Freiburg, mit einer Mosaikarbeit „Der Mensch in seiner Umwelt“ bei.

Zeitliche Übersicht

11. Jahrh. (Ende)	Niederrimsingen, romanischer Kirchturm
15. Jahrh.	Opfingen-St. Nikolaus, Wasserburg (Badhof)
Um 1500	Oberrimsingen, „Madonna vom Tuniberg“
1519	Gottenheim, Spätgotisches Altarkreuz
1521—1541	Merdingen, Gemarkungsstein mit Ortsherrenwappen
1576	Tiengen, Kirchturm
1590	Waltershofen, Altarflügel, heute im Augustinermuseum Freiburg
Um 1600	Waltershofen, Altarblatt des Dreikönigsnebenaltars (aus Freiburg)
1619	Munzingen, Kirchturm
1632	Munzingen, Zerstörung des Wasserschlosses
1666	Merdingen, Erbauung des Fachwerkhäuses Saladin-Weis
1672	Munzingen, Erbauung des Schlosses der Grafen von Kageneck
18. Jahrh. (1. Drittel)	Munzingen, Hochaltar mit Statuen des Bildhauers Andreas Hochsing

18. Jahrh. (1. Drittel)	Niederrimsingen, zwei Seitenaltäre
1711	Waltershofen, zwei Nebenaltäre (aus dem Freiburger Münster stammend); Schreiner Schaal und Baumholder, Bildhauer Andreas Hochsing
1714	Merdingen, Barockbildhauer Johann Baptist Sellinger im Gasthaus zur Sonne geboren
1727	Gottenheim, Kirchenerweiterung. Restliche Bildhauerarbeiten im Pfarrhaus, darunter eine Statue des Bildhauers Andreas Hochsing
1731—1733	Opfingen-Wippertskirch, Neubau der Benediktinerpropstei: Baumeister Peter Thumb
1737	Munzingen, Barockbildhauer Frédéric Wiffel (tätig in Paris) geboren
1737	Oberrimsingen, Kirchenneubau
1738—1741	Merdingen, Kirchenneubau; D.O.Baudirektor Johann Kaspar Bagnato, Bildhauer Joseph Anton Feuchtmayer, Kunstmaler Franz Josef Spiegler, Bildhauer Johann Christian Wenzinger
1739	Merdingen, Stockbrunnen: Steinhauer Andreas Natterer
1744	Munzingen, Kageneckschloß: Hauptquartier des französischen Königs Ludwig XV.
Nach 1745	Munzingen, Kageneckschloß: Barockisierung
1749	Tiengen, Pfarrhaus-Umbau: Baumeister Anton Schrotz
1751	Tiengen, Erweiterung und Barockisierung der Pfarrkirche: Baumeister Johannes Feistenauer
1753	Niederrimsingen, Kirchen-erweiterung
1754	Merdingen, Pfarrhausneubau: D.O.Baudirektor Johann Kaspar Bagnato
1756	Merdingen, Stockbrunnen: Wendelinusstatue von Bildhauer Johann Baptist Sellinger
1759	Oberrimsingen, Neubau der Eremitage Grüningen: Baumeister Johannes Willam, Bildhauer Matthias Faller
1762	Merdingen, Grabstein des Wundarztes Anton Scherer und des Bildhauers Dominik Scherer
1765	Munzingen, Kageneckschloß: Weihe der Hauskapelle
1765	Munzingen, Pfarrkirche, Nebenaltäre mit Bildern des Malers Simon Göser
1767	Munzingen, Kageneckschloß: Ausmalung des Speisesaals durch Maler Simon Göser

- | | | | |
|-----------|--|-----------|---|
| 1773 | Oberrimsingen, Schloßbau:
D.O.Baudirektor Franz Anton
Bagnato, V.Ö.Kameralbaumeister
Kaspar Zengerle, Bildhauer Joseph
Hör | 1965 | Niederrimsingen, Gefallenengedenkstätte: Bildhauer Sepp Jakob |
| 1778 | Opfingen, Kirchenneubau: Nach
Plänen des Landbaumeisters
Meerwein | 1965 | Tiengen, Schulhausneubau:
Architekt Willi Steiger,
Kunstmaler Armin Reißner |
| 1780 | Merdingen, Pfarrkirche: Kreuzweg
des Malers Simon Göser und
Immaculatastatuette des Bildhauers
Joseph Hör | 1965 | Merdingen, St. Morandus-Bildstock: Bildhauer Sepp Jakob |
| Um 1780 | Opfingen, Pfarrkirche: Barockorgel
von Orgelmacher Georg Markus
Stein | 1965 | Waltershofen, Pfarrkirche:
Leseputz von Bildhauer Josef
Schäfer |
| 1783 | Tiengen, Pfarrkirche: Denkmal für
den Pfarrer und Hofprediger
Franz von Bildhauer Joseph Hör | 1966 | Opfingen, Pfarrkirche: Taufstein
von Bildhauer Sepp Jakob |
| 1787 | Merdingen, Schulhausneubau:
Baumeister Joseph Meisburger | 1966 | Gottenheim, Schulhausweiterung:
Architekt E. Thober, Künstlerinnen
Liselotte Pragher und Hedwig
Rittershausen |
| 1799 | Waltershofen, Erbauung des Gasthauses
zum Adler | 1967 | Opfingen, Pfarrkirche: Restaurierung
durch Restaurator Michael
Bauernfeind und Orgelbaumeister
Mühlleisen |
| 1815—1816 | Waltershofen, Kirchenerweiterung:
Professor Friedrich Arnold | 1968 | Merdingen, Gasthaus zum Pfauen:
Bagnato-Heimatstube |
| 1821 | Waltershofen, Pfarrkirche: Ankauf
von zwei Nebenaltären aus dem
Freiburger Münster (1711) | 1969 | Munzingen, Flurbereinigungsdenkmal: Bildhauer Hubert
Bernhard |
| 1832 | Opfingen-Wippertskirch, Abbruch
der Benediktinerpropstei und der
Pfarrkirche | 1969—1970 | Merdingen, Pfarrkirche: Außenrenovation
und Sicherung des Kirchendaches
und der Kirchendecke |
| 1898 | Waltershofen, Neugotische Wallfahrtskapelle
an der Landstraße nach Umkirch
(mit gotischem Vesperbild) | 1970 | Niederrimsingen, Kindergartenneubau:
Architekt Berthold Rinderle,
Kunstmaler Benedikt Schaufelberger |
| 1911 | Merdingen, Schulhausneubau:
Architekt Julius Nerbel | 1971 | Merdingen, Pfarrkirche: Beginn
der Restaurierung des Kircheninneren
(Wiederherstellung des ursprünglichen
Zustandes) |
| 1929 | Merdingen, Gefallenengedenkstätte:
Bildhauer Wilhelm Merten | | |
| 1953 | Oberrimsingen, Pfarrkirche:
Inbesitznahme der spätgotischen
„Madonna vom Tuniberg“ | | |
| 1961 | Munzingen, Schulhausneubau:
Architekt Alfred Ruch, Kunstmaler
Julius Kibiger | | |
| 1961 | Oberrimsingen, Schulhausneubau:
Architekt Alfred Ruch, Bildhauer
Sepp Jakob | | |
| 1961 | Niederrimsingen, Schulhausweiterung:
Architekt Alfred Ruch, Kunstmaler
Benedikt Schaufelberger | | |
| 1963 | Waltershofen, Gasthaus zum Adler:
Wappen-Heimatstube,
Dekorationsmaler Theodor Schlegel | | |
| 1963 | Opfingen, Schulhausneubau:
Architekt Alfred Ruch, Glasmaler
L. und S. Burkhardt | | |
| 1964 | Merdingen, Schulhausneubau:
Architekt Alfred Ruch, Kunstmaler
Benedikt Schaufelberger, Bildhauer
Sepp Jakob | | |
| 1964 | Oberrimsingen, Gefallenengedenkstätte:
Bildhauer Sepp Jakob | | |

Künstler-Verzeichnis

- Arnold*, Friedrich, Professor der Baukunst
1815—1816 Waltershofen, Kirchenerweiterung
- Bagnato*, Franz Anton, Baudirektor, Altshausen
1773 Oberrimsingen, Schloß
1778 Merdingen, Renovation der Pfarrkirche
- Bagnato*, Johann Kaspar, Baudirektor,
Altshausen
1738—1741 Merdingen, Pfarrkirche
1754 Merdingen, Pfarrhaus
- Baumholder*, Andreas, Schreiner, Freiburg
1711 Waltershofen, Nebenaltar
- Burkhardt*, L. und S., Glasmaler, Freiburg/
Umkirch
1963 Opfingen, Schulhaus
- Faller*, Matthias, Bildhauer, St. Peter/Schwarz-
wald
1759 Oberrimsingen-Grüningen, Kirchlein der
Eremitage: Altar
- Feistenauer*, Johannes, Baumeister, Emmendingen
1751 Tiengen, Pfarrkirche: Erweiterung und
Barockisierung
- Feuchtmayer*, Joseph Anton, Bildhauer, Mimmen-
hausen
1740 Merdingen, Pfarrkirche: Altäre und
Kanzel

- Göser, Simon, Kunstmaler, ab 1774 in Freiburg
 1765 Munzingen, Pfarrkirche: Altarblätter der Nebenaltäre
 1767 Munzingen, Kageneckschloß: Ausmalung des Speisesaals
 1780 Merdingen, Pfarrkirche: 14 Kreuzwegstationen
- Hochsieg, Andreas, Bildhauer, Freiburg
 1711 Waltershofen, Nebenaltäre: Schnitzereien
 O.D. Munzingen, Hochaltar: Statuen
 O.D. Gottenheim, Statue
- Hör, Joseph, Bildhauer, Freiburg
 1773 Oberrimsingen, Schloß: Wappendekoration im Giebelfeld der Gartenseite
 Um 1780 Merdingen, Pfarrhaus: Immaculatastatuette
 1783 Tiengen, Pfarrkirche: Denkmal für Hofprediger Franz
- Jakob, Sepp, Bildhauer und Münsterwerkmeister, Freiburg
 1961 Oberrimsingen, Schulhaus
 1964 Merdingen, Schulhaus
 1964 Oberrimsingen, Gefallenendenkmal
 1965 Niederrimsingen, Gefallenengedenkstätte
 1965 Merdingen, St. Morandus-Bildstock
 1966 Opfingen, Pfarrkirche: Taufstein
- Kibiger, Julius, Kunstmaler, Auggen
 1961 Munzingen, Schulhaus
- Meerwein, Landbaumeister, Emmendingen
 1778 Opfingen, Pfarrkirche: Pläne für Neubau
- Meisburger, Josef, Baumeister, Freiburg
 1787 Merdingen, Schulhausneubau
- Merten, Wilhelm, Bildhauer, Freiburg
 1929 Merdingen, Gefallenengedenkstätte
- Natterer, Andreas, Steinhauer, Bombach
 1739 Merdingen, Stockbrunnen
- Nerbel, Julius, Architekt, Freiburg
 1911 Merdingen, Schulhausneubau
- Pragber, Liselotte, Keramikerin, Freiburg
 1966 Gottenheim, Schulhaus
- Reißner, Armin, Kunstmaler, Freiburg
 1965 Tiengen, Schulhaus
- Rinderle, Berthold, Architekt, Oberrimsingen
 1970 Niederrimsingen, Kindergartenneubau
- Rittershausen, Hedwig, Keramikerin, Freiburg
 1966 Gottenheim, Schulhaus
- Ruch, Alfred, Architekt, Bad Krozingen
 1961 Munzingen, Schulhausneubau
 1961 Oberrimsingen, Schulhausneubau
 1961 Niederrimsingen, Schulhausweiterung
 1963 Opfingen, Schulhausneubau
 1964 Merdingen, Schulhausneubau
- Schaal (Schall), Christoph, Schreiner, Freiburg
 1711 Waltershofen, Pfarrkirche: Nebenaltar
- Schäfer, Josef, Bildhauer, Opfingen-St. Nikolaus
 1965 Waltershofen, Pfarrkirche: Leseputt
- Schaußberger, Benedikt, Kunstmaler, Kappel i. T.
 1961 Niederrimsingen, Schulhaus
 1964 Merdingen, Schulhaus
 1970 Niederrimsingen, Kindergarten
- Scherer, Dominik, Bildhauer, Merdingen
 1762 Merdingen, Grabstein des Wundarztes Anton Scherer
- Schlegel, Theodor, Dekorationsmaler, Waltershofen
 1963 Waltershofen, Gasthaus zum Adler: Dekoration der Wappen-Heimatstube
- Schrotz, Anton, Baumeister, Emmendingen-Freiburg
 1749 Tiengen, Pfarrhaus, Umbau
- Sellinger, Johann Baptist, Bildhauer, Freiburg
 1714 geboren in Merdingen (Gasthaus zur Sonne)
 1753 Merdingen, Pfarrkirche: St. Remigius-Statue
 1754 Merdingen, Pfarrhaus: Wappendekoration
 1756 Merdingen, Stockbrunnen: St. Wendelin
 O.D. Merdingen, Pfarrkirche: Tumbakruzifix
 O.D. Merdingen, Gasthaus zur Sonne: Wirtshausschild
 O.D. Merdingen, Schulhaus: Torso eines Steinkruzifixes im Sellinger-Denkmal
 O.D. Oberrimsingen, Steinkruzifix vor der Kirche
- Spiegler, Franz Josef, Kunstmaler, Riedlingen
 1739 Merdingen, Pfarrkirche: Deckenfresken
 1740 Merdingen, Pfarrkirche: Altarblätter
- Steiger, Willi, Architekt, Freiburg
 1965 Tiengen, Schulhausneubau
- Stein, Georg Markus, Orgelmacher, Karlsruhe-Durlach
 Um 1780 Opfingen, Pfarrkirche: Orgel
- Thober, E., Architekt, Eichstetten
 1966 Gottenheim, Schulhauserweiterung
- Thumb, Peter, Architekt, Konstanz
 1731—1733 Opfingen-Wippertskirch, Neubau der Benediktinerpropstei
- Wenzinger, Johann Christian, Bildhauer, ab 1755 Bürger in Freiburg
 1741 Merdingen, Pfarrkirche: Immaculata-Statue über dem Portal
- Wiffel, Frédéric, Bildhauer, Paris
 1737 geboren in Munzingen
- Willam, Johannes, Baumeister, St. Peter/Schwarzwald
 1759 Oberrimsingen-Grüningen, Neubau der Eremitage
- Zengerle, Kaspar, Baumeister, Freiburg
 1773 Oberrimsingen, Schloß: Bauleitung
 1778 Merdingen, Pfarrkirche: Leitung der Renovation

Anmerkungen

¹⁾ Tuniberg-Festschrift 1970 „Ein Berg verändert sein Antlitz“, Verlag der Gemeindeverwaltung Tiengen bei Freiburg. Darin: „Der Tuniberg — Landschaft und Siedlung“ von Hans Witte, „Beiträge zur Volkskultur“ von R. W. Brednich, „Der Weinbau am Tuniberg“ von Bruno Götz und Einzelbeiträge über sämtliche Tuniberg-Gemeinden.

²⁾ Die in diesem Aufsatz genannten Einwohnerzahlen wurden im Sommer 1970 vom Organisationskomitee des Tuniberg-Richtfestes (Bürgermeisteramt Tiengen) ermittelt.

3) „aus unserem schaffen“ — heft 7/1970 — Gemeinschaft christlicher Künstler der Erzdiözese Freiburg, Seite 34.

4) a) Martin Hesselbacher, Das Schloß der Grafen von Kageneck in Munzingen — Nachrichtenblatt der öffentlichen Kultur- und Heimatpflege im Regierungsbezirk Südbaden, 8. Jg./1957, Heft IV, Seiten 69—80 mit zahlreichen Abbildungen.

b) R. v. Freyhold, Breisgauer Herrenhäuser, I. Kapitel Munzingen, Verlag Konrad Tritsch, Würzburg-Aumühle/1939, Seiten 4—11 mit Grund- und Aufrissen.

c) Heinrich Graf von Kageneck, Geschichte der Gräflichen Familie von Kageneck, Freiburg/1870.

5) Wilhelm Arnold Tschira, Wasserburgen im Breisgau — Badische Heimat 16/1929 — Heft Freiburg und der Breisgau, Seiten 168/169 und Abbildung 4.

6) Hermann Ginter, Südwestdeutsche Kirchenmalerei des Barock — Die Konstanzer und Freiburger Meister des 18. Jahrhunderts — Benno Filser Verlag, Augsburg/1930, Seite 121 mit Anmerkungen 293 und 294.

7) Hermann Brommer, Die Altäre der Adelhäuser Klosterkirche in Freiburg — Schau-ins-Land-Jahresheft 88/1970 des Breisgau-Geschichtsvereins Freiburg (über Andreas Hochsing).

8) Pfarrarchiv Munzingen, Taufbuch Jahrgang 1737, Seite 210 — Nr. 10. Herrn Pfarrer Theodor Heiberger danke ich für freundliche Hilfe.

9) Archives de la Ville de Strasbourg, Corporation de l'Echasse — Protokoll der Zunft zur Steltz 1746—1764, fol. 101 — Herrn Pfarrer Manfred Hermann, Neufra/Hohenzollern, danke ich besonders für Mitarbeit an den Straßburger Archivalien.

10) Thieme-Becker, Lexikon der bildenden Künstler, Band 35, Seiten 548 und 549.

11) Vergleiche Anmerkung 2.

12) Wie Anmerkung 4 b, Seiten 29—32.

13) a) Joseph L. Wohleb, Das Lebenswerk der Deutschordensbaumeister Johann Kaspar Bagnato und Franz Anton Bagnato, Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte, XI. Jahrgang 1952, W. Kohlhammer Verlag Stuttgart, Seite 219.

b) Werner Korn, Freiburg, „Das Deutschordenspalais zu Freiburg i. Br., ein Werk von Franz Anton Bagnato“ — Manuskript für das Alemannische Institut Freiburg.

14) N. Lieb und F. Dieth, Die Vorarlberger Barockbaumeister — Verlag Schnell & Steiner, München, 2. Auflage/1967, Seite 116.

15) Kunstepochen der Stadt Freiburg — Ausstellungskatalog des Augustinermuseums Freiburg/1970, Seite 341 (Josef Hör).

16) Friedrich Hefele, Vorarlberger und Allgäuer Bauleute zu Freiburg i. Br. im 18. Jahrhundert — Alemania IV/3, Leogesellschaft Brezgen/1930, Seite 140.

17) Badische Zeitung, Ausgabe FL, Nr. 126/ Pfingst-Ausgabe 1968, Seite 27.

18) Hermann Ginter, St. Ulrich und Grünlingen — Freiburger Katholisches Kirchenblatt, Jahrgang 1951, Seite 424.

19) Franz Kern, Philipp Jakob Steyrer, Abt des Benediktinerklosters St. Peter i. Schw. — Freiburger Diözesan-Archiv, 79. Jahrgang/1959, Seite 90.

20) Wie Anmerkung 19, Seite 97, und wie Anmerkung 14, Seiten 113/114 (Willam Hans VI).

21) Klaus Weber, Aus der Geschichte von Neukirch — Höfchronik einer Schwarzwaldgemeinde, Band 29 der Schriftenreihe des Landkreises Donaueschingen — Herausgegeben von der Gemeinde Neukirch/Schwarzwald, 1968 — Kap. Die Bildhauer vom Oberfallengrund (Matthias Faller), Seiten 53/54 (unter Verwendung der Forschungen von Pfarrer Manfred Hermann, Neufra/Hohenzollern).

22) Vergleiche Anmerkung 2.

23) Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Freiburg/1962, Jahrgang 5, Heft 2, Seiten 56—58.

24) Vergleiche Anmerkung 2.

25) Martin Wellmer, Leonard Leopold Maldoner (1694—1765), ein Geschichtsschreiber des Breisgaus — Schau-ins-Land-Jahrbuch des Breisgau-Geschichtsvereins 84/85 — 1966/67, Seite 227, Handschriftenprobe Abbildung 2.

26) Hermann Brommer, Kleine Ortschronik der Gemeinde Merdingen — Enthalten in der Festschrift zur Einweihung des neuen Volksschulgebäudes der Gemeinde Merdingen/1964, Seiten 18 und 19.

27) Franz Acker, Basel — Johann Kaspar Bagnato, ein Deutschordensbaumeister des 18. Jahrhunderts — Dissertation der Technischen Hochschule Stuttgart 1919 (Preußische Staatsbibliothek Berlin MS 24/9784), Seiten 64—67.

28) H. R. Weihrauch, Ein unbekanntes Werk von Joseph Anton Feichtmayer — Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst, N. F. XIII (1939), Seite 154.

29) Wilhelm Boeck, Joseph Anton Feichtmayer — Deutscher Verein für Kunstwissenschaft — Verlag Ernst Wasmuth, Tübingen/1948, vergleiche Register Seite 367.

30) Alois Siegel, Die Kirche in Merdingen 1738—1741 — Freiburger Tagespost vom 25. Januar 1931, H 10.

31) Eva Pohl, Leben und Werk des „Historien- und Freskomalers“ Franz Josef Spiegler. Ein Beitrag zur Geschichte der süddeutschen Barockmalerei — Dissertation der Universität Bonn/1952, Seite 72.

32) Hermann Ginter hat in seinem grundlegenden Werk, vergleiche Anmerkung 6, die Merdinger Arbeiten F. J. Spieglers nicht besprochen.

33) Hermann Brommer, Die Verwandten Johann Christian Wenzingers — Ein Beitrag zur Biographie des Freiburger Barockbildhauers — Schau-ins-Land-Jahresheft des Breisgau-Geschichtsvereins 83/1965, Seiten 162—166.

³⁴⁾ Hermann Brommer, Ein Breisgauer Herrenhaus — Das Pfarrhaus in Merdingen — Badische Zeitung, FL, Nr. 170 vom 27. Juli 1966, Seite 11.

³⁵⁾ Friedrich Ziegler, Wappenzeichen des Deutschritterordens im Breisgau — Schau-ins-Land-Heft 61. Jahrlauf/1934, Seiten 98—100.

³⁶⁾ Abbildung im Schau-ins-Land-Jahresheft 81/1963, Seite 95.

³⁷⁾ Hans Stärk, Freiburg - St. Georgen/1964, Seite 23 und Abbildungen 10 und 11.

³⁸⁾ Kunstepochen der Stadt Freiburg/1970, wie Anmerkung 15, Seite 343, Nr. 443 und Abbildung 71.

³⁹⁾ Hermann Brommer, Ein Kreuzweg des Malers Simon Göser in der St. Remigius-Kirche zu Merdingen — Mitteilungsblatt der Gemeinde Merdingen, 2. Jahrgang, Nr. 24—27 vom 15. Juni bis 7. Juli 1960.

⁴⁰⁾ Walter Vetter, Wilhelm Merten, ein Freiburger Bildhauer — Badische Zeitung, Beilage Gestern und Heute vom 3. Januar 1970.

⁴¹⁾ Hermann Brommer, Ihringens schöner Dorfbrunnen — Ein Werk des Steinhauers Andreas Natterer — Badische Zeitung, FL, Nr. 103 vom 6. Mai 1965, Seite 15.

⁴²⁾ Hermann Brommer, Zeugen alter Handwerkskunst — Fachwerkbauten im Ortsbild der Gemeinde Merdingen — Badische Zeitung, FL, Nr. 11 vom 15. Januar 1966, Seite 21.

⁴³⁾ Hermann Brommer, Der „Pfauen“ in Merdingen — Ein Landgasthof mit Tradition — Bagnato-Heimatsstube — Badische Zeitung, FL, Nr. 292 vom 19. Dezember 1967, Seite 13.

⁴⁴⁾ Hermann Brommer, Johann Baptist Sellinger, ein Breisgauer Barockbildhauer (1714—1779) — Lebensgeschichte, verwandtschaftliche Beziehungen, Werke und kunstgeschichtliche Bedeutung — Schau-ins-Land-Jahresheft des Breisgau-Geschichtsvereins 80/1962, Seite 51 ff., und 81/1963, Seite 66 ff.

⁴⁵⁾ C. A. Meckel, Holzbauten am Tuniberg — Vom Bodensee zum Main, Heimatflugblätter des Landesvereins Badische Heimat, Nr. 7/1920, Seiten 14 und 15.

⁴⁶⁾ Wie Anmerkung 14, Seite 94.

⁴⁷⁾ Otto Warth, Ländliche Schulhausbauten und verwandte Anlagen im Großherzogtum Baden, Verlag G. Braun, Karlsruhe/1911, Seiten 30—34.

⁴⁸⁾ Hermann Brommer, Der künstlerische Schmuck des neuen Schulhauses — Festschrift/1964, wie Anmerkung 26, Seiten 37—44.

⁴⁹⁾ Reportage: Ein Künstler und sein Dorf — Merdingen gedachte des 250. Geburtstages von Johann Baptist Sellinger — Badische Zeitung, FL, Nr. 204 vom 4. September 1964. Siehe auch Hermann Brommer, Barockbildhauer Johann Baptist Sellinger — Zum 250. Geburtstag des Breisgauer Meisters — Badische Zeitung, Beilage Gestern und Heute, Nr. 35 vom 29./30. August 1964.

⁵⁰⁾ Hermann Brommer, Die Stiftung des Scherer-Grabsteines — Badische Zeitung, FL, Nr. 146 vom 29. Juni 1964, Seite 9, und Nr. 151 vom 4. Juli 1964, Seite 21. Siehe auch Schau-ins-Land-Jahresheft 80/1962, Seite 67, Abschnitt 10. Außerdem Schau-ins-Land-Jahresheft 83/1965, Seite 164.

⁵¹⁾ Zur Errichtung des St. Morandus-Bildstockes — Mitteilungsblatt der Gemeinde Merdingen, 7. Jahrgang, Nr. 31 vom 5. August 1965.

⁵²⁾ Vergleiche Anmerkung 2.

⁵³⁾ Hermann Franz, Die Kirchenbücher in Baden — Verlag G. Braun, Karlsruhe, 2. Auflage/1938, Seiten 87 und 193.

⁵⁴⁾ Die Meinung von F. X. Kraus, daß der Silber-Corpus „mittelmäßig modelliert“ sei, kann nicht geteilt werden (Die Kunstdenkmäler der Amtsbezirke Breisach, Freiburg-Land, . . . , Seite 83).

⁵⁵⁾ Vergleiche dazu das Altarkreuz aus Karlsruhe — Spätgotik am Oberrhein — Meisterwerke der Plastik und des Kunsthandwerks 1450 bis 1530 — Ausstellungskatalog des Badischen Landesmuseums Karlsruhe/1970, Seiten 248/249, Nr. 209.

⁵⁶⁾ Vergleiche Anmerkung 2.

⁵⁷⁾ Josef Sauer, Die kirchliche Kunst der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden — Freiburger Diözesan-Archiv, N. F. 32. Band/1931, Seite 97 ff.

⁵⁸⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 201 Universität Freiburg, Nr. 80 — Dienstakten Friedrich Arnolds.

⁵⁹⁾ Georg Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Band Baden-Württemberg, bearbeitet von Friedrich Piehl, Deutscher Kunstverlag/1964, Seiten 20 und 244.

⁶⁰⁾ Renate Breinlinger, Freiburger Altäre am Tuniberg — Zeugnisse der barocken Münsterausstattung in der Pfarrkirche von Waltershofen — Badische Zeitung, FL, Nr. 297 — Weihnachtsausgabe 1968, Seite 15.

⁶¹⁾ Die Mitteilungen aus den Freiburger Münsterfabrikrechnungen verdanke ich Herrn Bildhauer Alfred Erhart, Eschbach bei St. Peter.

⁶²⁾ Hermann Brommer, Die Altäre der Adelschlosskirche in Freiburg — Schau-ins-Land 88/1970, Seite 186 mit Anmerkung 10 und Abbildung auf Seite 185.

⁶³⁾ Über Hochsing wie Anmerkung 62, Seiten 198 und 199.

⁶⁴⁾ F. X. Kraus, Die Kunstdenkmäler der Amtsbezirke Breisach, Freiburg-Land . . . , 6. Band der Reihe Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Seite 361 und Abbildungen 145 und 146.

⁶⁵⁾ C. A. Meckel, wie Anmerkung 45, Seiten 3 und 4.

⁶⁶⁾ Emil Baader, Heimatstuben im Breisgau — Alemannischer Heimatfreund im Breisgau 1967/1968, herausgegeben von Paul Kowollik, Waldkirch — Breisacher Verlagsdruckerei, Seite 21.

⁶⁷⁾ Vergleiche Anmerkung 2.

⁶⁸⁾ Jakob Bossert, Geschichte des zur Markgrafschaft Baden-Durlach ehemals Hochberg-Badenweiler'schen Herrschaft „niedere Vogtei“ gehörigen Ortes Opfingen/1904, Seiten 33—36.

⁶⁹⁾ Enthalten im Archiv des Staatlichen Hochbauamtes Freiburg. Herrn Architekt Werner Korn, Freiburg, verdanke ich den freundlichen Hinweis.

⁷⁰⁾ K. H. Türk, Mensch und Stein — Sepp Jakob, ein Bildhauer der mittleren Generation — „Der Naturstein“ — Fachzeitschrift für Steinmetzen, Steinbildhauer, Architekten und Baubehörden — Verlag M. und C. Ebner, Ulm — Heft 10 / Oktober 1969, Seite 512 ff. mit Abbildung des Opfinger Taufsteins (1966) auf Seite 515.

⁷¹⁾ W. A. Tschira, wie Anmerkung 5, Seiten 167 und 168 mit Abbildung 2 auf Seite 166.

⁷²⁾ N. Lieb und F. Dieth, wie Anmerkung 14, Seiten 111 und 112.

⁷³⁾ Vergleiche Anmerkung 2.

⁷⁴⁾ Herrn Pfarrer D. Waetzel, Tiengen, danke ich für die freundliche Mitteilung.

⁷⁵⁾ Freundliche Mitteilung von Frau Dr. Mane Hering-Mitgau, Leutersberg, aus den Unterlagen des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege, Freiburg. Vergleiche dazu Helmut Söllner, Das ehemalige Wasserschloß und Hofgut Wangen bei Tiengen im Breisgau — Schau-ins-Land 88/1970, Seite 203 ff.

⁷⁶⁾ Lore Noack-Heuck, Neues über Leben und Werk des Freiburger Bildhauers Joseph Hör — Oberrheinische Kunst, Band 6/1934, Seite 264, Abbildung 7.

⁷⁷⁾ Wie Anmerkung 74.

⁷⁸⁾ Friedrich Hefele, Vorarlberger und Allgäuer Bauleute zu Freiburg i. Br. im 18. Jahrhundert — Alemania (Leogesellschaft Bregenz), 4. Jahrgang, Heft 3/Juni 1930, Seite 124—126.

⁷⁹⁾ Vergleiche J. B. Trenkle, Geschichte des Domstift Basel'schen Fronhofes zu Tiengen i. Br. — Außerdem: Bader, Der Basel'sche Dompropsteihof zu Tiengen.

⁸⁰⁾ C. A. Meckel, wie Anmerkung 45, Seite 8.

Weinblüte am Kaiserstuhl

*Wie tot das Dorf. Des Mittags Hitze rast,
die Fenster bersten schier, ein Fohlen grast
matt hinterm Zaun. Die Luft ist schwer. Ein Weib
horcht schwebend auf des Fasans schrillen Schrei.*

*Still steht das Meer der Äcker ohne Strand;
vom Hohlweg her, ob dem sie Reben band,
kommt eine Frau — wie schreitet sie so müd —
Sie schlägts nicht an — der Wein, wenn er nur blüht.*

Hedwig Salm



Breisach im 16. Jahrhundert

nach einem alten Stich

Das 1600jährige Breisach*

Von Günther Haselier, Karlsruhe

Die gleichen vulkanischen Kräfte, denen das Kaiserstuhlgebirge sein Dasein verdankt, hat im Alttertiär in der Rheinniederung bei Breisach die zwei Zwillingsberge emporgetrieben, die heute unter dem Namen „Eckartsberg“ und „Münsterberg“ bekannt sind. Während auf dem ersteren keine Spuren prähistorischer Besiedlung bekannt geworden sind, wissen wir heute, daß der Südostteil des Münsterbergs schon vor dem Jahr 1000 v. Chr. eine befestigte urnenfelderzeitliche Siedlungsstätte trug, in der das Töpferhandwerk ausgeübt wurde. Auf diese früheste nachgewiesene Besiedlung folgten Siedlungen der späteren Hallstattzeit und der frühen Latènezeit. Eine Verbindung zu der

Rauriker-Siedlung im benachbarten Breisach-Hochstetten ist indessen nicht nachweisbar.

Die Römer auf dem Mons Brisiacus

Wenn man den archäologischen Zeugnissen folgt, haben sich die Römer erst spät, nämlich erst im 3. oder 4. Jahrhundert nach Chr., für den Breisacher Münsterberg als einen wichtigen strategischen Punkt interessiert. Als sie um 260 n. Chr. von den Alemannen auf die Rheinlinie zurückgedrängt waren, errichteten sie im Zug der Befestigung dieser Linie auf dem südlichen Teil des Münsterbergs ein Kastell, dessen Reste in den Jahren 1938/39 und 1970 ergraben wurden. Eine am 30. August des Jahres 369 von dem römischen Kaiser Valentinian I. auf dem Mons Brisiacus ausgestellte Urkunde beweist, daß dieser bedeutende Herrscher auf einer Frontbesichtigung wie 14 Tage zuvor das Kastell Alta ripa südlich des heutigen Ludwigshafen so auch das von Breisach besucht hat. 30—40

* Die Quellennachweise für alle nachstehenden Ausführungen finden sich in dem auf 3 Bände berechneten Werk des Verfassers „Geschichte der Stadt Breisach am Rhein“, dessen 1. Band 1969 im Selbstverlag der Stadt Breisach erschienen ist.

Jahre später gaben die Römer die Rheinlinie und ihre Besitzungen nördlich der Alpen auf und verließen auch das Kastell auf dem Mons Brisiacus. Im Gegensatz zu Alta ripa sind im Falle Breisachs keine Spuren einer gewaltsamen Eroberung des Kastells ermittelt worden.

Die dunklen Jahrhunderte

Bis zum Jahre 938 schweigen die Geschichtsquellen über diesen so bedeutsamen und markanten Platz der oberrheinischen Ebene. Es scheint indessen, daß Breisach nach dem Jahr 744 zusammen mit dem Nachbarort Ihringen aus herzoglich-alemannischem Besitz in den des fränkischen Königs übergegangen ist und von diesem als Annex zu Ihringen der Bischofskirche von Metz geschenkt wurde. Dem Bistum Metz, das den heiligen Stephanus als seinen Patron verehrte, wäre sodann die Errichtung der ersten Stephanskirche auf dem Breisacher Münsterberg zuzuschreiben, etwa in der 2. Hälfte oder gegen den Ausgang des 8. Jahrhunderts hin. Möglicherweise verliehen die Metzzer Bischöfe ihren Besitz an der Südwestecke des Kaiserstuhls an die Inhaber der Grafengewalt im Breisgau.

Belagerung durch König Otto I.

Die Berichte über die Aufstände einiger Herzöge gegen den jungen König Otto I. im Jahr 938 werfen ein helles Licht auf den Breisacher Berg. Das dortige Kastell war in der Gewalt der Feinde König Ottos und wurde von ihm mit einem Heer belagert. Nach der Niederwerfung des Aufstandes schenkte König Otto das Bergkastell Breisach seinem treuen Gefolgsmann Herzog Hermann I. von Schwaben. Münzen aus den Jahren 938—955 erweisen Breisach als herzoglich schwäbische Münzstätte, als die es auch unter Herzog Hermanns nächsten Nachfolgern nachzuweisen ist. Vom Ende des 1. Jahrtausends sind wieder königliche Münzprägungen aus Breisach bekannt.

Breisach als Besitz des Bistums Basel

Während der Rebellion Herzog Hermanns II. von Schwaben gegen Kaiser Heinrich II. im Jahr 1002 vertraute der letztere Breisach dem Schutz der Bischöfe von Straßburg und Basel an. Den Truppen des schwäbischen Herzogs gelang indessen durch eine Kriegslist die Einnahme des Berges. Bei seiner Unterwerfung mußte Herzog Hermann Breisach wieder an Kaiser Heinrich herausgeben, der das Bistum Basel mit dem strategisch wichtigen Platz belehnte. In einer päpstlichen Besitzbestätigung für das Bistum Basel aus dem Jahre 1146 sind Breisach und seine Kirche mit dem Filialort Hochstetten ausdrücklich als Besitz der Baseler Domkirche genannt. Auch der Üsenberg unterhalb Breisachs, nach dem sich ein edelfreies Geschlecht benannte, stand unter bischöflich-baselischer Lehenshoheit.

Die Staufer fassen in Breisach Fuß

Im Juni 1185 schlossen der damalige römische König Heinrich VI. und der Bischof von Basel einen Vertrag, nach dem Breisach künftig beiden Herren gemeinsam gehören und beiden als militärischer Stützpunkt dienen sollte. Nach zeitgenössischen Quellen begann damals König Heinrich mit der Gründung der Stadt Breisach, jedoch war nachgewiesenermaßen der Münsterberg bei Abschluß des Vertrags bereits von Kaufleuten bewohnt. Der Vertrag zwischen dem staufischen König und dem Bischof von Basel war eindeutig gegen die Herzöge von Zähringen gerichtet. Ein staufisches Breisach in nächster Nähe der zähringischen Kernlande war für die Zähringer schwer zu ertragen. Sie erreichten auch im Zusammenhang mit der Doppelwahl des Jahres 1198, daß die Staufer ihnen Breisach pfandweise überließen. Auf den Zähringer-Herzog Berthold V. geht nicht nur der Bau der Breisacher Burg zurück, sondern auch die Anlage des Radbrunnens mit seinem über 40 m tiefen, bis zur Rheinsohle reichenden Schacht. Was

der Zähringer sonst noch für die städtische Entwicklung Breisachs getan hat, insbesondere durch Verleihung eines leider nicht überlieferten Stadtrechts, können wir heute nur noch vermuten.

Das Aussterben der Zähringer Breisach als Reichsstadt

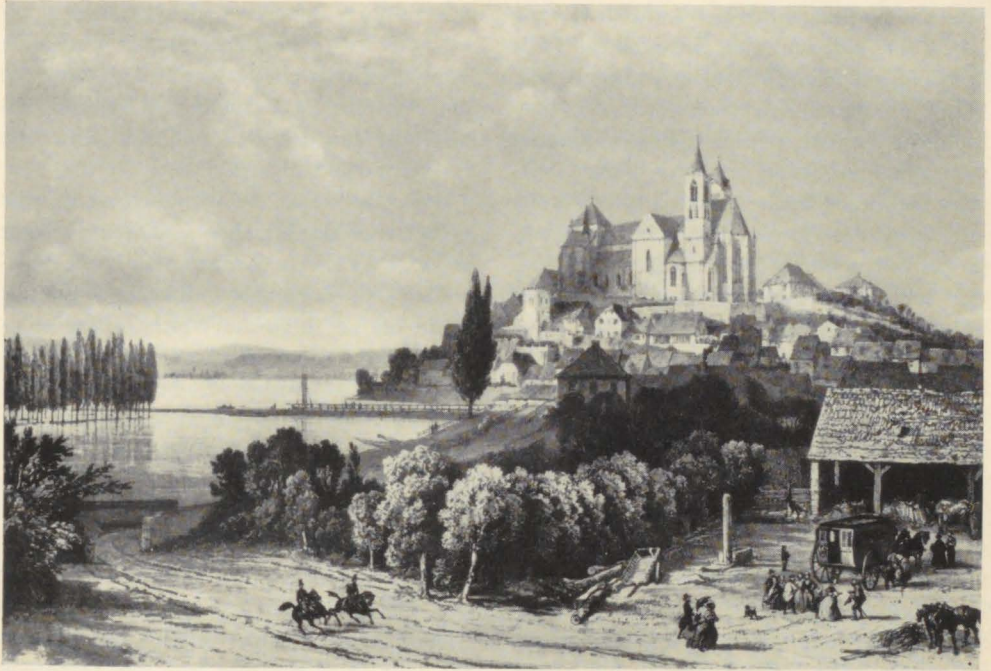
Das Aussterben der Zähringer im Jahr 1218 brachte Breisach wieder in den Besitz der Staufer. König Heinrich (VII.) hielt 1230 in Breisach einen Gerichtstag. Nach der endgültigen staufischen Niederlage im Jahr 1254 kehrte Breisach wieder unter die unmittelbare Herrschaft der Bischöfe von Basel zurück, die der von einem Schultheiß und 12 Ratsherren geleiteten Stadt 1255 und 1264 ein Freiheitsprivileg ausstellten und hier auch eine Münzstätte unterhielten. Aufgrund eines Versprechens des letzten Stauferkönigs Konrads IV. erhob Graf Rudolf von Habsburg Ansprüche auf Breisach, die er mit Gewalt durchzusetzen versuchte. Nach der Wahl Rudolfs zum deutschen König wurde Breisach Reichsstadt, erhielt ein königliches Rechtsprivileg und wahrte seine Reichsfreiheit bis zum Jahre 1331. In dem gleichen Jahre, in dem die patrizische Stadtverfassung abgeändert und ein zünftig-patrizisches Stadregiment errichtet wurde, kam Breisach durch Verpfändung des Kaisers Ludwig des Bayern als Pfandstadt unter die Herrschaft der Herzöge von Österreich. In den Jahren 1228—1300 spielte die dann auf die neu-erbaute Burg Sponeck ziehende Familie Spenlin die erste Rolle in der Stadt. Nach dem Wegzug dieser Ritterfamilie erlangten von den zahlreichen Patriziergeschlechtern der Stadt die v. Bolsenheim, v. Pforre und Veschelin die größte Bedeutung. Auch sie kamen zu kleinen Herrschaften auf dem flachen Land, die Bolsenheim im Norden des Kaiserstuhls und in Hausen an der Möhlin, die Pforre in Munzingen am Tuniberg und die Veschelin in Oberschaffhausen am Kaiserstuhl. Wie die übrigen Breisacher Ge-

schlechter traten auch sie als Wohltäter der drei in Breisach bestehenden Klöster hervor. Die Pforre begünstigten besonders das nach 1255 am Fuße des Eckartsberges entstandene Zisterzienserinnenkloster Marienau, aber auch das seit 1270 im Nordwesten des Münsterbergs bestehende Kloster der Augustiner-Eremiten, während die mit den v. Bolsenheim verschwägerten Veschelin sogar als Stifter des 1302 entstandenen Breisacher Franziskanerklosters angesehen werden dürfen.

Der Rechtsstand der österreichischen Pfandstadt

Durch die Verpfändung an Österreich traten die Privilegien, die das Reich und die Nachfolger König Rudolfs von Habsburg der Stadt verliehen hatten, nicht außer Kraft. Ihre weitere Gültigkeit wurde bei der Verpfändung der Stadt ausdrücklich vorbehalten. Die österreichischen Herzöge erkannten sogar an, daß ihre Breisacher Untertanen für sie nicht gepfändet werden durften. Das dem Breisacher Stadtschultheißen unterstehende Gericht sollte nach wie vor der Gerichtsstand der Breisacher Bürger sein. Diese sollten auch auf dem Rhein von Rheinfelden bis Straßburg ihre Waren zollfrei befördern dürfen. An der Breisacher Rheinbrücke dagegen, die seit dem Jahre 1283 nachgewiesen ist, durften die Breisacher von allen Schiffen Zölle erheben.

Der Herrschaftswechsel vom Reich zu Österreich wirkte sich also vor allem darin aus, daß die Stadt Breisach nicht mehr an das Reich, sondern an die Herzöge von Österreich Steuern entrichtete und den Herzögen anstatt den deutschen Königen militärpflichtig war. Die Selbständigkeit, die der Stadt während ihrer Zugehörigkeit zum habsburgischen Staatsverband verblieb, ist erstaunlich groß. Insbesondere wahrte sie sich das Recht, Bündnisse mit anderen Städten und sogar mit Fürsten eingehen zu können. Allerdings durften diese Bündnisse nicht



Breisach nach einem alten Stich (mit Postkutsche)

gegen das Haus Österreich gerichtet sein. Im 14. Jahrhundert gehörte die Stadt jahrzehntlang einem Bündnis an, das die Städte Straßburg, Basel und Freiburg miteinander geschlossen hatten. Später trat an die Stelle dieses Bündnisses ein solches mit den Städten Basel und Freiburg. Diesem Bündnis zufolge mußte sie der Nachbarstadt Freiburg Waffenhilfe gegen die Grafen von Freiburg leisten, bevor die Stadt Freiburg im Jahr 1368 sich der österreichischen Schirmherrschaft unterstellte.

Die österreichischen Herzöge gestatteten Breisach auch, Herrschaftsrechte über benachbarte Dörfer zu erwerben. So kam die Stadt und Herrschaft Burkheim in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vorübergehend in den Besitz der Stadt Breisach. Später erlangte diese die Herrschaft über die Dörfer Hochstetten, Achkarren und Niederrimsingen als Pfandbesitz. Desgleichen wurde die Stadt von den Freiherren von Staufen mit dem Dorf Hartheim belehnt, und schließlich er-

warb sie von Kaiser Maximilian I. auch das elsässische Dorf Biesheim.

Die Selbständigkeit der Stadt gegenüber ihren österreichischen Herren erreichte um das Jahr 1455 den Höhepunkt mit dem Erwerb des Schultheißenamts. Damit gelangte nämlich das gesamte Gerichtswesen in Breisach in die Hände des Rats, der den rechtsprechenden Schultheißen fortan nach eigenem Gutdünken ernannte. Ebenso flossen die Einnahmen aus der Gerichtshoheit, die sogar das Blutgericht umfaßte, in die städtische Kasse.

Die burgundische Pfandherrschaft

Entgegen den gegebenen Zusicherungen, daß Breisach von Österreich nicht weiter verpfändet werden dürfe, trat Herzog Sigmund von Österreich im Jahr 1469 mit den linksrheinischen vorderösterreichischen Besitzungen sowie der Grafschaft Hauenstein und den vier Waldstädten am Hochrhein

auch die Stadt Breisach als Pfand an Herzog Karl den Kühnen von Burgund ab. Die burgundische Pfandschaft dauerte etwa fünf Jahre. In dieser Zeit machte sich der burgundische Landvogt Peter v. Hagenbach, der häufig in der Stadt residierte, durch Auflegung neuer Steuern und Einschränkung der Rechte der Pfanduntertanen äußerst verhaßt. Insbesondere wurde die Stadt auch gezwungen, das Schultheißenamt der neuen Landesherrschaft zu verkaufen. Einen Eingriff in die Stadtverwaltung stellte die Absetzung des zünftigen Breisacher Bürgermeisters Gervasius Stehelin dar. Nachdem sich Herzog Sigmund mit den Schweizern über den Rückerwerb der an Burgund verpfändeten Lande geeinigt hatte, wurde der Landvogt Ostern 1474 von den rebellierenden Bürgern der Stadt Breisach gefangengesetzt, durch ein Gericht der „Niederer Vereinigung“ zum Tode verurteilt und in Breisach enthauptet. Die Stadt kehrte damit wieder in den vorderösterreichischen Staatsverband zurück.

Die Herrschaft der habsburgischen Hauptlinie

Der heillos verschuldete Herzog Sigmund sah sich im Jahre 1490 allerdings genötigt, seine vorderösterreichischen Besitzungen an die auf dem Kaiserthron sitzende habsburgische Hauptlinie zu verkaufen. Damit kam Breisach unter die unmittelbare Herrschaft Kaiser Friedrichs III. und Kaiser Maximilians. Fortan waren bis zum Jahre 1806, mit geringen Unterbrechungen, die deutschen Kaiser gleichzeitig Landesfürsten von Breisach. Von Kaiser Maximilian konnte die Stadt im Jahr 1507 das Schultheißenamt zurückkaufen. Die militärischen Befugnisse, die mit diesem Amt verbunden gewesen waren, behielt sich der Kaiser jedoch vor und rief für ihre Ausübung eine neue landesfürstliche Behörde, das Burgvogteiamt, ins Leben. Der bedeutendste der Breisacher Burgvogte war der bekannte kaiserliche Diplomat

und Feldherr Lazarus v. Schwendi, der dieses Amt im Jahre 1552 für sich und seine Familie pfandweise erwarb. Als Burgvogt von Breisach war Lazarus v. Schwendi auch zuständig für den Bau und den Unterhalt des Breisacher Schlosses.

Das erste Viertel des 16. Jahrhunderts war die Blütezeit der Handels- und Gewerbestadt Breisach. In diesen Zeitraum fällt die Vollendung des Breisacher Münsters durch die Stadt, die um 1490 die Westhalle des Münsters durch den Colmarer Maler Martin Schongauer (gestorben 2. Februar 1491 in Breisach) mit den wundervollen, das jüngste Gericht darstellenden Fresken ausmalen ließ. Sie errichtete ferner den heute noch vorhandenen Lettner und besorgte für den hohen gotischen Chor der Kirche einen monumentalen Hochaltar, den der Bildhauer und Graphiker H. L., der auch noch den Niederrotweiler Altar schuf, fertigte. Um das Jahr 1500 erreichte auch die Verehrung der Heiligen Gervasius und Protasius ihren Höhepunkt. Für die im Münster ruhenden Gebeine dieser beiden frühchristlichen Märtyrer aus Mailand ließ die Stadt einen kostbaren silbernen Schrein, ein Meisterwerk oberrheinischer Goldschmiedekunst, herstellen. Es entwickelte sich eine Wallfahrt zu den Gebeinen der Heiligen, die erst im 19. Jahrhundert ein Ende fand. Schließlich entstand im Jahre 1536 an dem „unteren Radbrunnenplatz“ im Renaissancestil ein Rathaus, dessen Schönheit — selbst noch im ruinösen Zustand — eine im Jahre 1828 entstandene Zeichnung des Architekten Jean-Baptiste Schacre aus Mülhausen erkennen läßt.

Der Breisacher Kirchenpatronat

Im Jahr 1273 ist die Stephanskirche in Breisach erstmals urkundlich erwähnt, aber sowohl die Kirche selbst wie auch das Patrozinium des heiligen Stephan sind rund 500 Jahre älter als diese früheste urkundliche Erwähnung. Die Papsturkunde des Jahres 1146 für das Bistum Basel weist den Bischof

als Inhaber des Patronats über die Breisacher Pfarrkirche aus. Das bedeutet, daß der Baseler Bischof, damals Grund- und Landesherr der Breisacher Bürger, dem zuständigen Diözesanbischof in Konstanz, den Pfarrer von Breisach präsentieren durfte. Gleichzeitig war er auch Besitzer des Zehnten in dem Breisacher Pfarrbezirk. Mit dem Übergang Breisachs an das Reich im Jahre 1273 scheint der Kirchenpatronat mit dem Zehntrecht an den deutschen König übergegangen zu sein. Jedenfalls bezog im Jahre 1275 der damals in Breisach amtierende Geistliche nur den halben Teil der Ertragnisse der Münsterkirche, „den anderen Teil bezieht der König“.

Als Breisach österreichisch wurde, ging der Kirchenpatronat möglicherweise auf die Herzöge von Österreich als die neuen Stadt- und Landesherren von Breisach über, denn im Jahre 1346 verlieh die Herzogin Johanna von Österreich, eine geborene Gräfin v. Pfirt, den Kirchenpatronat und das Zehntrecht zu Breisach den Freiherren von Rappoltstein. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß ein deutscher König vor dem Jahre 1324 Patronats- und Zehntrechte lehensweise den Grafen von Pfirt übergeben hat, denn die Herzogin Johanna war die Erbtöchter des letzten Pfirter Grafen und hat die beiden Rechte vielleicht in die Ehe mit Herzog Albrecht II. von Österreich eingebracht. Ausgeübt haben Kirchenpatronats- und Zehntrecht bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1673 die Herren von Rappoltstein. Kurz vor 1400 bestritten die Grafen von Habsburg-Laufenburg den Herren von Rappoltstein den Breisacher Kirchenpatronat. Beide Geschlechter setzten je einen Pfarrer ein, die sich dann beide wegen des Besitzes der Breisacher Pfarrpfründe sogar gewaltsam befehdeten. Der Streit wurde zuletzt zugunsten der Freiherren von Rappoltstein entschieden, bei deren Aussterben im Jahre 1673 der französische König Ludwig XIV. als damaliger Landesherr von Breisach das Kirchenpatronats- und Zehnt-

recht als erledigte Lehen auf den Schwiegersohn des letzten Rappoltsteiners, den Pfalzgrafen Christian II. v. Birkenfeld, übertrug.

Da die Rappoltsteiner um die Mitte des 16. Jahrhunderts evangelisch geworden waren und auch die Pfalz-Birkenfelder dieser Konfession angehörten, ist die interessante Tatsache zu vermerken, daß der Kirchenpatronat mit dem Zehntrecht der katholischen Stadt Breisach in den Händen einer evangelischen Familie lag. Das Schicksal ließ einen Nachfolger des Pfalzgrafen von Birkenfeld auf den bayerischen Königsthron gelangen, so daß zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Krone Bayern Patronats- und Zehntherrin von Breisach war. Im Jahre 1811 wurden beide Rechte „allodisiert“. Das Patronatsrecht kam an die Großherzöge von Baden, die bis 1918 in seinem Besitz verblieben. Das Zehntrecht verkaufte Bayern an den israelitischen Oberrat Elkan Reutlinger in Karlsruhe. Nach seinem Tode und dem Bankrott seiner Frau war „die Elkan-Reutlingersche Gantmasse“ die Besitzerin des Zehntrechts bis zu dessen um die Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgten Ablösung.

Nachdem wir die Geschicke des Breisacher Kirchenpatronats bis in das 20. Jahrhundert verfolgt haben, kehren wir mit dem Blick auf die Gesamtentwicklung der Stadt zurück in das 16. Jahrhundert.

Breisach wird Festung

Schon unter Kaiser Maximilian setzte der Ausbau Breisachs zu einer starken Festung ein. Hatten bis dahin die Stadtmauern die Stadt geschützt, so wurden nun der Eckartsberg und andere Außenbezirke zunehmend mit Festungsanlagen versehen. Angesichts des habsburgisch-französischen Gegensatzes legten die deutschen Kaiser besonderes Gewicht auf die Verstärkung des Festungscharakters der Stadt, so daß sie sich immer stärker von einer Handels- und Gewerbestadt zu einer Festung veränderte. Im Bauernkrieg hatte sie bereits einer Belage-

rung durch verschiedene Bauernhaufen erfolgreich widerstanden. Der Hinneigung der Bevölkerung zu der Reformation Martin Luthers machte die österreichische Landesherrschaft durch eine starke Einwirkung auf den Rat der Stadt ein rasches Ende. Immerhin bewirkten Bauernkrieg und Begleitumstände der Reformation um das Jahr 1526 die Aufhebung des Klosters Marienau, dessen Gebäude die Stadt in den darauf folgenden 20 Jahren abbrechen ließ. Ihre schwerste Bewährungsprobe als Festung mußte die Stadt jedoch im Dreißigjährigen Krieg bestehen.

Im Dreißigjährigen Krieg

Schon bald nach Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges kam es zu Kampfhandlungen in der Nähe von Breisach. Als sich die für das böhmische Königtum des Kurfürsten Friedrichs V. von der Pfalz entscheidende Schlacht am Weißen Berg vorbereitete (1620), zog der Kaiser aus den Niederlanden zahlreiche Truppen heran, die durch Lothringen an den Rhein, über die Breisacher Brücke durch Süddeutschland nach Böhmen marschierten. Die protestantische Union beauftragte ihr Mitglied, Markgraf Georg-Friedrich von Baden-Durlach, in der Nähe seines Dorfes Ihringen ein Militärlager zu errichten, um diese kaiserlichen Truppentransporte bei Breisach zu unterbinden. Nach einigen Monaten hob der Markgraf das Lager wieder auf, und die Festung Breisach wurde anschließend fortgesetzt militärisch verstärkt und verproviantiert. Dank dieser Maßnahmen konnte der Generalfeldmarschall Hannibal v. Schauenburg im Jahr 1633 einer schwedischen Belagerung, trotz in der Stadt herrschenden Pest, so lange widerstehen, bis die Festung durch spanisch-ligistische Truppen entsetzt wurde. Bald nach der Aufhebung der Belagerung erlag der tapfere Verteidiger der in der Stadt grassierenden Seuche.

Die zweite Belagerung begannen die Schweden im Jahre 1639 unter dem Kommando des Herzogs Bernhard von Weimar. Diesmal war der Generalfeldzeugmeister Hans Heinrich v. Reinach Kommandant der Festung, die durch die Belagerer völlig von der Außenwelt abgeschnitten wurde. Erst als alle Entsatzversuche gescheitert waren und die Knappheit an Lebensmitteln die Besatzung und die Bürgerschaft zum Verzehr von Ratten, ja sogar in einzelnen Fällen zum Kannibalismus trieb, übergab Reinach am 19. Dezember 1639, gegen die Zusicherung ehrenvollen Abzugs, die Stadt dem siegreichen Weimarer Herzog. Dieser erlag allerdings bereits im folgenden Jahr in Neuenburg einer Krankheit und wurde im Breisacher Münster beigesetzt. Im Jahre 1654 wurde seine Leiche in die Heimat überführt. Der militärische Stellvertreter des Herzogs, General Ludwig v. Erlach, wurde jetzt vom französischen König zum Gouverneur der Festung ernannt, die eine gemischte französisch-Weimarer Besatzung erhielt. Im Frieden von Münster (1648) wurde Breisach samt den ihm gehörigen Dörfern an die Krone Frankreichs abgetreten.

Das französische Breisach

Für den französischen König und den französischen Staat hatte Breisach einen außerordentlichen Wert als Grenzfestung gegen den Erbfeind Österreich. Ihre Lage auf dem rechten Rheinufer verstärkte die strategische Bedeutung der Stadt noch zusätzlich. Als französischer Brückenkopf konnte Breisach als Ausgangspunkt eines Angriffs in Richtung Osten dienen. Allerdings war dazu notwendig, daß die Blickrichtung der Festung um 180 Grad herumgedreht wurde. Die österreichische Festung hatte nach Westen geblickt. Ihre großen Verteidigungsanlagen befanden sich auf der Rheinseite und jenseits des Rheins. Nun legten die Franzosen im Osten der Stadt eine ganze Reihe von Bastionen und Lünets



Breisach um 1860

gez. R. Höfle, gest. L. Rohbock

ten an. Sie waren untereinander durch Laufgräben verbunden und zum Teil unterirdisch angelegt. Zwei große Wälle, deren Überreste heute noch vorhanden sind, schützten die Stadt noch zusätzlich. Seit dem Breisacher Lokalhistoriker Protas Gsell (gest. 1810) wird die Legende nacherzählt, daß der berühmte französische Festungsbaumeister Vauban die französische Festung Breisach erbaut habe. Es läßt sich indessen nachweisen, daß Vauban nur etwa 1½ Jahre den Breisacher Festungsbau geleitet hat und daß vor und nach ihm viele andere französische Festungsbaumeister daran tätig gewesen sind. Die Hauptbauzeit fällt in die siebziger Jahre. Ein französischer Besucher Breisachs schilderte diese Bautätigkeit und bemerkte dabei, daß ihm die Unzahl in Breisach tätiger Bauarbeiter eine Vorstellung von dem Gewimmel gegeben habe, das bei dem Bau der Pyramiden geherrscht haben muß.

Die Anstrengungen dieses Festungsbaus machten Breisach zu einer der stärksten französischen Festungen und damit zu einer der stärksten Festungen Europas überhaupt. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde sie von einem Gouverneur, dem ein „Lieutenant du roi“ zur Seite stand, befehligt. Anfänglich hatte die Festung zur Hälfte deutsche und zur Hälfte französische Besatzung. Im Verlauf des holländischen Rachekriegs wurde die Festung im Jahre 1675 durch den Großen Kurfürsten von Biesheim aus beschossen. Sie erwies sich aber als uneinnehmbar. Zur Verhinderung einer nochmaligen Beschießung der Festung von Westen her legten die Franzosen auf der linken Rheinseite das „Fort Mortier“ an. Die französische Festung Breisach war auch Sitz einer der neun französischen Kadettenanstalten, die Ludwig XIV. an der Ostgrenze seines Reiches errichtete. Sie lag auf einer Rheininsel, der Ile des

Cadets. Zweimal hat der König die Oberreinstadt persönlich besucht.

Durch die im Dreißigjährigen Krieg erlittenen Entbehrungen war die Einwohnerschaft der Stadt auf 200 Familien zurückgegangen. Ludwig XIV. beschloß, die Einwohnerzahl der Stadt zu vergrößern, und er verlegte deswegen den Sitz des höchsten elsässischen Gerichtshofs, den Conseil souverain et supérieur d'Alsace, nach Breisach, das auch bis zur Eroberung Straßburgs im Jahre 1681 der Sitz des französischen Intendanten für das Elsaß war. Auch eine Kanonenfabrik wurde in Breisach errichtet. Der Zustrom an französischer Bevölkerung war so groß, daß die Einwohnerschaft gegen Ende des 17. Jahrhunderts zur Hälfte aus Franzosen bestand, die Besatzung nicht eingerechnet. Auf einer Rheininsel entstand eine ganz regelmäßig gebaute Neustadt (ville neuve) mit einer Kirche, einem Kloster und dem Gebäude für den Conseil souverain d'Alsace, dem 1681 eine Reunionskammer angegliedert wurde und der bis 1697 hier verblieb. Von den vier Bürgermeistern, die nach der mittelalterlichen Stadtverfassung alternativ die Stadt regierten, optierten zwei für Frankreich, als Breisach im Frieden von Rijswijk wieder an Österreich gelangte. Selbst der Stadtpfarrer und die Hälfte der Kapläne des Münsters waren Franzosen. Auch der 1697 amtierende Stadtpfarrer verließ die Stadt, bevor sie wieder an die Österreicher übergeben wurde.

Von der schweren wirtschaftlichen Katastrophe, welche die lange Belagerung von 1639 und das sich daran anschließende Kriegsjahrzehnt in der Stadt verursachten, erholte sich Breisach in seiner französischen Zeit nicht mehr. Wohl freute sich der in der Stadt zurückbleibende Teil der Einwohnerschaft, als sie im Jahre 1697 wieder unter österreichische Herrschaft zurückkehren sollte. Die Franzosen zögerten die Übergabe der Stadt allerdings noch bis zum Jahre

1700 hinaus und nützten diese Zeit, indem sie als Ersatz für die verlorene Festung eine andere, nämlich Neubreisach, anlegten. Der Plan der Festung Neubreisach stammt von Vauban, der auch als damaliger Chef des gesamten französischen Ingenieurwesens ihre Erbauung überwachte.

Die Neubildung der Judengemeinde

Fast genau vom Jahre 1300 ab sind in Breisach Juden nachzuweisen. Wahrscheinlich waren sie aber schon sehr viel früher in der Stadt ansässig. Der erste urkundlich bezugte Breisacher Jude hieß Smeriand und war ein reicher Finanzmann, der nicht nur den Markgrafen von Hachberg in einer Höhe Darlehen gewährte, daß die markgräflichen Einnahmen aus der Stadt Burkheim als Sicherheit gegeben werden mußten, sondern er hat sich auch an finanziellen Transaktionen beteiligt, welche den Breisacher Reichschultheißen Hildebrand Spenlin und die Stadt Konstanz betrafen. Smeriand und seine Glaubensgenossen wohnten in den besten Vierteln der Stadt. Man dachte damals noch keineswegs daran, die Juden in ein Ghetto einzuweisen. In dem berühmten Verfolgungsjahr 1348, als überall in West- und Mitteleuropa die Juden verfolgt wurden, hat man auch in Breisach wohnende Juden wegen angeblich versuchter Vergiftung der Brunnen in Untersuchungsverfahren verwickelt. Es ist aber nicht bekannt, daß Breisacher Juden gefoltert oder getötet worden sind. Im Jahre 1427 sind wohl auch hier die Juden aus der Stadt vertrieben worden, denn bei der Rückkehr unter die Herrschaft des Herzogs Friedrich IV. von Österreich im Jahre 1427 machte die Stadt zur Bedingung: der Herzog solle sie nicht nötigen, Juden zu haben. Etwa 100 Jahre früher (1324) hatte ein anderer österreichischer Herzog namens Otto, der Stadt vertraglich zusichern müssen, daß er ihr die Juden lassen werde. So hatte sich also im Laufe von 100 Jahren auch



Der Eckartsberg und das Münster von Breisach um 1860

gez. R. Höfle, gest. J. Richter

in Breisach der mittelalterliche Antisemitismus durchgesetzt.

Erst im Jahre 1640, als die Stadt unter französische Herrschaft gekommen war, finden wir wieder einzelne Juden in Breisach, als Händler und auch als Hausbesitzer. In den nächsten Jahrzehnten entstand in Breisach eine Judengemeinde, die im Jahre 1675 sogar schon einen eigenen kleinen Tempel und einen Friedhof hatte. Die einzelnen Mitglieder mußten jedoch dem Rat Schirmgeld bezahlen. Auch wurden die Juden in einem besonderen Viertel, der späteren Judengasse, angesiedelt und durften in den anderen Teilen der Stadt keine Häuser erwerben. Nach der Zerstörung Breisachs im Jahre 1793, von der wir noch hören werden, zogen viele Juden neu zu und wurden von dem Magistrat gerne aufgenommen, weil sie Kapital

in die verarmte Stadt einbrachten und Häuser bauten. Vollberechtigte Bürger wurden die Juden allerdings erst im Jahre 1861 durch ein badisches Gesetz.

Wieder unter österreichischer Herrschaft

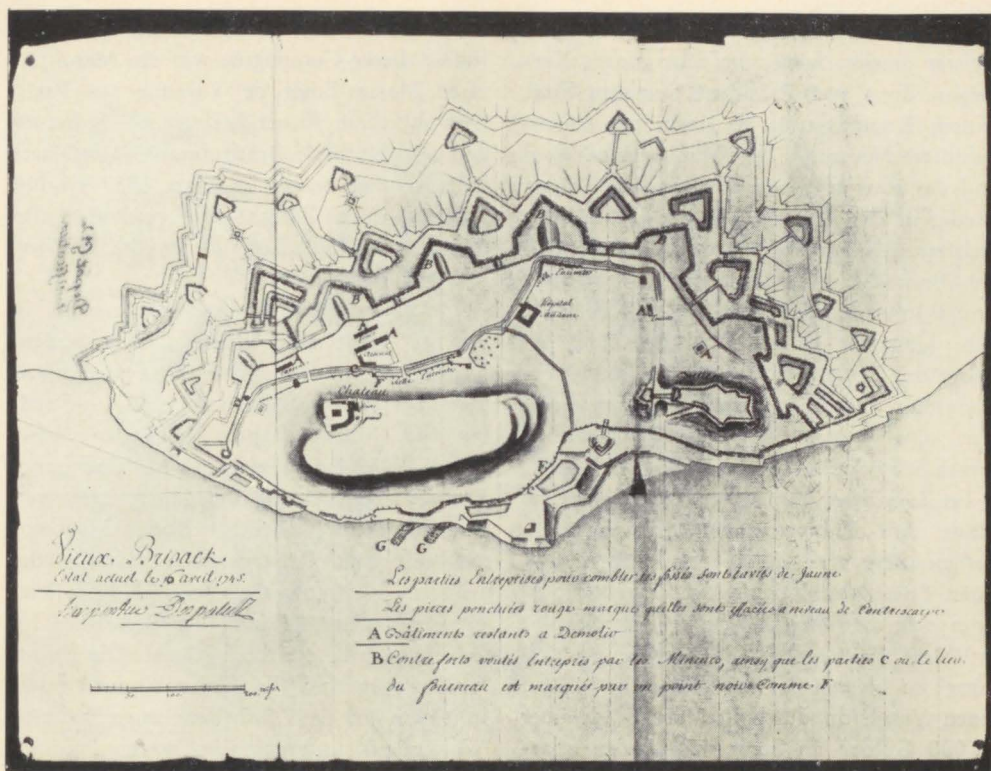
Im Jahre 1700 übernahmen die österreichischen Behörden wieder die Autorität über die im Frieden zu Rijswijk an Österreich zurückgefallene Stadt. Bald nach der Übergabe im Jahre 1700 brach jedoch der Spanische Erbfolgekrieg aus, und Breisach wurde 1703 wieder von den Franzosen erobert und bis zum Jahre 1715 besetzt gehalten. Danach kehrte es erneut an das Haus Österreich zurück. Die wirtschaftlichen Kräfte Breisachs wie auch die der Stadt Freiburg, die ein ähnliches Kriegsschicksal wie Breisach erlitten hatte, waren indessen so ge-

schwächt, daß der österreichische Staat und die vorderösterreichischen Stände beiden Städten auf viele Jahre hinaus den Matrikularbeitrag zur Hälfte erlassen mußten. Besonders folgenreich war, daß Österreich im Drängen auf völlige Neutralisierung des Rheinstroms nicht nur auf Entfernung aller Insel- und Uferbefestigungen hinwirkte — das Fort des Cadets und die ville neue verschwanden infolgedessen, während das in einiger Entfernung vom linken Rheinufer etwa 1 km landeinwärts gelegene Fort Mortier als Außenwerk der Festung Neubreisach bestehen blieb — sondern auch auf die Beseitigung der Rheinbrücken. Breisach war in der Folge — von gelegentlichen Kriegsbrücken abgesehen — für die nächsten 140 Jahre kein Rheinübergang mehr. Wohl wurde es wieder österreichische Festung mit einer starken Besatzung, aber der Wohlstand, der in der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege geherrscht hatte, kehrte nie mehr zurück. Im Gegenteil, die öffentliche wie auch die Verschuldung der einzelnen Bürger war bereits besorgniserregend hoch, als im Jahre 1740 erneut Krieg zwischen Österreich und Frankreich ausbrach, in dessen Anfangsstadium das berühmte Pandurenkorps des Freiherrn Franz von der Trenck von Breisach aus mehrmals Streifzüge in das benachbarte Elsaß unternahm. In diesem Krieg beschloß die Kaiserin Maria Theresia, die Festungswerke zu sprengen, weil sie glaubte, daß Breisach doch nicht gegen Frankreich verteidigt werden könne. Dies geschah 1741 und 1743, den Rest besorgten die Franzosen, als sie im Jahre 1745 das eroberte Breisach wieder verlassen mußten. Nunmehr war die Stadt aller Erwerbsquellen beraubt. Das Gewerbe war vernichtet, die Landwirtschaft ruiniert, die Garnison abgezogen. Armut und Verdienstlosigkeit zwangen viele Breisacher, die Stadt zu verlassen. Verzweiflung bemächtigte sich der Bürgerschaft.

Bürgerunruhen

In der Zeit der Zugehörigkeit zur Krone Frankreich war die alte Breisacher Stadtverfassung allmählich umgestaltet worden. Der Rat wurde nicht mehr alljährlich gewählt, sondern die Ratsherren verblieben auf Lebenszeit in ihren Ämtern. Desgleichen wählte der Rat nicht mehr alljährlich vier Bürgermeister, die sich vierteljährlich in der Regierung der Stadt ablösten, sondern die vier Bürgermeister blieben gleichfalls solange im Amt, wie sie dem Rat angehörten. Seit der Rückkehr Breisachs an Österreich (1700), als zwei der vier Bürgermeister für Frankreich optiert hatten und fortgezogen waren, befanden sich nur noch zwei Bürgermeister im Amt. Auf kalten Weg war also die Bürgerschaft ihrer verfassungsmäßigen Rechte der Ratswahl etc. beraubt worden. Außerdem waren die Mitglieder des Rats auch noch miteinander versippt und verschwägert. Sie bildeten eine Oligarchie und sahen mit Verachtung auf die Gewerbetreibenden und Kleinbauern in der Stadt, die kaum mehr ihre Existenz fristen konnten. Kein Wunder, daß die arme, unter der wirtschaftlichen Not besonders leidende Bevölkerung einen wachsenden Groll gegenüber den leitenden Persönlichkeiten der Stadt hegte. Nicht zuletzt legte man deren zunehmende Verschuldung und die fortgesetzten Erhöhungen der Umlagen den Mitgliedern des Rats zur Last.

Im Jahr 1742 strengten Zünfte und Einwohnerschaft der Stadt mit Hilfe des Advokaten, Lizentiat Johann Kaspar Berger aus Freiburg, bei der vorderösterreichischen Regierung einen großen Prozeß gegen ihren Magistrat und Rat an. In seinem Verlauf entsandte die Regierung mehrfach Untersuchungskommissionen nach Breisach, und dies führte zusammen mit den Kriegereignissen zu einer fortschreitenden Radikalisierung der Bürgerschaft, die sich besonders gegen den ersten Bürgermeister Franz Josef Manz rich-



Festungsplan von Breisach 1745

tete. Als sich schließlich der Ratsherr Dr. med. Dietrich auf die Seite der Gegner von Manz stellte, kam es am 31. Oktober 1754 im Zusammenhang mit der Entlassung des Stadtschreibers Zienast zu Zusammenrottungen und Demonstrationen vor dem Rathaus. Im Jahr 1756 übernahm Graf Christoph Anton v. Schauenburg als Kreishauptmann des Breisgaues die Untersuchung dieser Vorfälle. Er veranlaßte Magistrat und Rat, das Dorf Biesheim an den elsässischen Grafen Waldner v. Freundstein zu verkaufen, um mit dem erzielten Kaufpreis die städtischen Schulden zu liquidieren.

Der Verkauf dieser wertvollen Besitzung der Stadt erregte den politisch einflußlosen Teil der Breisacher Bevölkerung, die Handwerker und Bauern, aufs höchste. Diese Kreise befürchteten nämlich, daß die Aus-

fälle der Biesheimer Herrschaftseinnahmen die Erhöhung der städtischen Umlage zur Folge haben werde. Auch scheint es bei dem Verkauf dieses Herrschaftsbesitzes tatsächlich nicht in allem reell zugegangen zu sein. Die von dem Grafen Waldner entrichtete Kaufsumme konnte später jedenfalls nirgends mehr festgestellt werden. Nunmehr nahm der Präsident der vorderösterreichischen Regierung, v. Sumerau, die Angelegenheit selbst in die Hand. Er ließ den Grafen v. Schauenburg und den Breisacher Kanzleiverwalter Maier, der mit jenem eng zusammengearbeitet hatte, verhaften. Der durch Graf v. Schauenburg eingesetzte Magistrat wurde nicht nur wieder abgesetzt, sondern seine Mitglieder für wahlunfähig und für schadensersatzpflichtig erklärt. Auf diese Weise kam Dr. Dietrich, der eine Zeit lang

an Stelle von Manz als regierender Bürgermeister amtiert hatte, um sein ganzes Vermögen. Eine von Präsident Sumerau bzw. seinem Kommissarius v. Kornritter durchgeführte Neuwahl der Magistratsbeamten und des Rats brachten Bürgermeister Manz wieder in das Amt des regierenden Bürgermeisters. Als zweiten Bürgermeister wählten die Breisacher den Sekretär Kornritters, Franz Josef Winterhalder, der sich über ein Jahr lang mit seinem Chef zur Untersuchung der Breisacher Vorfälle in der Oberreinstadt aufgehalten und während dieser Zeit eine Angehörige der einflußreichen Breisacher Familie Violand geheiratet hatte.

Im Zug dieser ganzen Vorfälle mußte die Stadt ihre Zahlungsunfähigkeit erklären. Insbesondere war sie mit der Entrichtung ihrer Steuerschuldigkeiten an den vorderösterreichischen dritten Stand hoffnungslos in Rückstand geraten. Die Regierung vermittelte zwischen der Stadt und dem Stand einen Vergleich, durch den der Stadt über 50 000 Gulden an Steuerrückständen erlassen wurden.

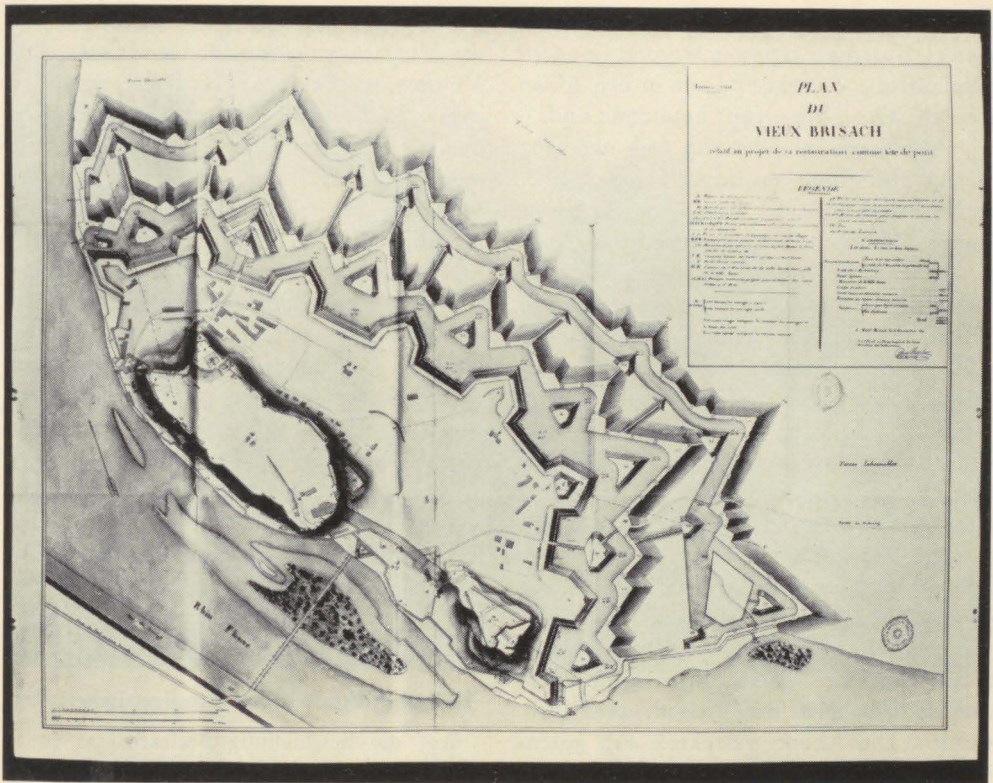
Beginnende Industrialisierung

Am frühesten erkannte Kaiserin Maria Theresia, auf welche Weise die finanziell zerrüttete und an mangelnden Verdienstmöglichkeiten leidende Stadt wieder emporgebracht werden könnte. Sie überließ der Stadt geschenkweise das ehemalige Festungsgelände, auf dem die Breisacher alsdann Reben anbauten. Auch verließ die Stadt dieses Terrain als „Rempart- und Glacisstücke“ den einzelnen Bürgern gegen einen geringen Pachtzins. Insbesondere aber wies die Kaiserin die vorderösterreichische Regierung an, in Breisach Industrie anzusiedeln.

Den ersten Versuch dazu unternahm man, indem man einer Finanzgesellschaft, der „Bosquischen Compagnie“, das Monopol für die Herstellung von Tabakwaren für den Tabakhandel in ganz Vorderösterreich verlieh und sie dabei verpflichtete, in Breisach

eine Tabakfabrik zu eröffnen. Geschäftsführer dieser Compagnie war ein Mann namens Marin Binet de Varenne aus Paris. Obwohl diese Firma bedeutende Sicherungen geleistet hatte, brach das 1754 gestartete Unternehmen bereits im Jahre 1757 kläglich zusammen. Die Tabakfabrik vermochte also nicht, die daniederliegende Breisacher Wirtschaft zu beleben.

Im Jahre 1764 finden wir dagegen in unserer Stadt eine kleine „Floret-Seidenfabrik“, die nacheinander von zwei Schweizern, zuerst von Cajetan Brentano und später von Johann Baptist Fornaro, geleitet wurde. Die Firma stellte auch eine ganze Reihe von Seidenwaren her und wurde von dem vorderösterreichischen Kommerzienkonzeß gefördert. Untergebracht war der Betrieb im Breisacher Zuchthaus, das im Jahre 1765 zur Unterstützung der Breisacher Industrieversuche errichtet wurde. Die Zuchthausinsassen und die Waisenkinder, welche in einem an das Zuchthaus angegliederten Waisenhaus untergebracht waren, standen der Floret-Seiden-Manufaktur als billige Arbeitskräfte zur Verfügung. Die Unternehmer der Seidenfabrik bekamen jedoch bald Streit mit dem Zuchthausverwalter, und diese Gegensätze führten schließlich zur Stilllegung des Betriebs. Da erschien als Retter in der Not der Jude Josua Uffenheimer, der bereits mehrere Fabrikunternehmen im vorderösterreichischen Breisgau ins Leben gerufen hatte. Er übernahm den bankrotten Betrieb des Fornaro und stellte in seiner Breisacher „Cottonfabrik“ alle möglichen Textilien, z. B. „Bettbarchent“ und „Kölsch“ her, die er dank eines ihm von der Regierung verliehenen „Stempels“ in ganz Vorderösterreich sowie in der Markgrafschaft Hochberg zollfrei vertreiben durfte. Um die Konkurrenz zwischen dem Wirtschaftsunternehmen und der Zuchthausdirektion auszuschalten, übertrug man auf Uffenheimer von einer gewissen Zeit ab auch die Befugnisse des Zuchthausdirektors. Indessen erschienen



Festungsplan von Breisach (Anfang 19. Jh.)

den Beamten in der Wiener Zentralverwaltung die Betriebskosten des Breisacher Zuchthaus als zu hoch, und sie fanden den Grund schließlich darin, daß ein Breisacher Zuchthausinsasse besser gepflegt werde als ein unverschuldet arm gewordener Wiener im Altersheim der Kaiserstadt. Uffenheimer hatte natürlich kein Interesse daran, als Zuchthausdirektor große Überschüsse für den Staat aus seinem Industriebetrieb, der Cottonfabrik, herauszuwirtschaften.

Im Laufe vieler Jahre waren die Mittel für den Bau des Zuchthaus zusammengekommen, dessen Insassen nach der Beschießung im Jahr 1793 und auch schon kurz vorher in österreichische und steiermärkische Gefängnisse, zum Teil auch in das berühmte Staatsgefängnis auf dem Spielberg

bei Brünn in Mähren überführt wurden. Der Beschießung der Stadt im Jahr 1793 fiel nicht nur dieses Zuchthausgebäude zum Opfer, sie bewirkte vielmehr auch das Ende der blühenden Uffenheimerschen Cottonfabrik.

Die Zerstörung im Jahre 1793

Beim Ausbruch der französischen Revolution im Jahre 1789 leitete für den verstorbenen Manz Bürgermeister Franz Josef Winterhalder die Stadt. In ihrem Bereich gab es keinerlei Festungswerke mehr, zumal der von Herzog Bertold V. von Zähringen um 1200 erbaute Schloßsturm im Jahre 1782 abgetragen worden war und seine Quadersteine bei Rheinbauarbeiten Verwendung gefunden hatten. Wohl befand sich seit 1770 wieder eine kleine österreichische Garnison

in der Stadt. Für sie waren jedoch nicht einmal Kasernen errichtet worden, sondern provisorische Unterkünfte, die in den Akten stets als „Quasi-Kasernen“ bezeichnet sind.

In der Stadt befanden sich auch nur ganz wenige Flüchtlinge aus dem Oberelsaß, z. B. einige Angehörige der Familie v. Rathsamhausen. Militante Emigrantengruppen, wie sie sich z. B. in Koblenz versammelt hatten, sucht man dagegen in Breisach vergebens. Trotzdem kam ein fürchterliches Kriegsglück über die Stadt. Im Jahr 1792 hatten Preußen und Österreich der französischen Republik den Krieg erklärt. Am Oberrhein und an der Mosel sicherte je eine französische Armee die Grenzen der jungen Republik. Beide Armeen wollten am 12. September 1793 auf der Front von Hüningen bis Saarlouis den Feind angreifen. Im Zuge dieser Operation war auch ein Rheinübergang bei Niffer (in der Gegend von Neuenburg) vorgesehen. Diese Aktion sollte durch einen Scheinangriff auf Breisach unterstützt werden. Die Aktion verspätete sich gegenüber der allgemeinen Offensive und begann erst am 16. September. Am 15. September abends 6 Uhr wurde der Scheinangriff auf Breisach eingeleitet, der in eine 3 $\frac{1}{2}$ tägige Beschießung der Stadt ausartete, weil der französische Angriff bei Niffer alsbald ins Stocken kam und sich dort die Gefahr eines österreichischen Gegenangriffs abzeichnete. In dieser 3 $\frac{1}{2}$ tägigen Kanonade, die für die Breisacher Bevölkerung fast völlig überraschend kam, wurde die ganze Stadt bis auf einige Dutzend Häuser zerstört. Einige Einwohner und Einwohnerinnen wurden durch Granaten tödlich verwundet oder erstickten in den Kellern ihrer eingestürzten Häuser. Nur ganz wenige Bürger vermochten Teile ihrer fahrenden Habe zu retten. Naturgemäß wurden die hohen Gebäude, vor allem die drei Klöster (Augustiner-, Franziskaner- und das 1624 gegründete Kapuzinerkloster), das Rathaus, das Radbrunnengebäude und das Zuchthaus am frühesten getroffen. Der

ganze mittelalterliche Baubestand, bis auf das Münster, ging vollständig verloren. Das Münster wurde zwar ebenfalls getroffen, jedoch löschten der Münsterschaffner Berle und der Schneider Gervas Kaspar den darin ausgebrochenen Brand. Auch das in der französischen Zeit erbaute Rheintor mit seiner prächtigen Fassade blieb erhalten.

Die Einwohner mußten in den Dörfern der Umgebung Zuflucht suchen. Die Juden fanden überwiegend bei ihren Glaubensgenossen in Ihringen Unterkunft. Magistrat und Stadtrat schlugen in dem der Stadt Breisach gehörigen Dorf Niederrimsingen ihren Dienstsitz auf. Wer von den Bürgern in Breisach verblieb oder dorthin zurückkehrte, war zumeist gezwungen, in den Kellern zusammengeschossener Häuser Unterkunft zu nehmen. Noch nach 30 Jahren gab es Einwohner, die in solchen „Gewölbchen“ hausten.

Kriegsschicksale in der napoleonischen Ära

Auf die Beschießung Breisachs im Jahre 1793 folgte Ende Juni 1796 die Besetzung der Stadt durch die Franzosen. Die verarmten Bürger, für die die österreichische Regierung alsbald nach dem Unglück eine Sammlung in dem gesamten Kaiserstaat veranstaltet hatte und denen ein Zahlungsmoratorium bewilligt worden war, mußten an die Besatzungsarmee Kontributionen entrichten. Am 12. Oktober 1796 eroberten österreichische Husaren und Landmilizen die Stadt zurück. Dabei geriet auch der französische Ingenieur Hauteville vorübergehend in österreichische Gefangenschaft. Er hatte von den französischen Kommandierenden den Auftrag erhalten, die Umgebung Breisachs zu vermessen. Anschließend erstattete er ein Gutachten über die Möglichkeit, den Rhein ostwärts an dem Breisacher Berg vorbeizuleiten und Breisach damit zu einer linksrheinischen Stadt zu machen. Der Plan fand die Billigung des Generals der französischen Oberrheinararmee Moreau und des



Das Rheintor von Breisach

Foto: H. Schwarzweber, Freiburg

aus dem Elsaß stammenden Mitglieds des Direktoriums Jean-François Reubell in Paris. Nachdem aber das „Comité Central des Fortifications“ das Gutachten Hautevilles eingehend geprüft und die Ausführung des Projekts als unmöglich bezeichnet hatte, lehnte das Kriegsministerium endgültig ab. Die Annahme, daß Napoleon das Projekt wieder aufgegriffen hätte, ist absolut unzutreffend.

Nach dem Frieden von Campoformio (1797) reiste Bürgermeister Winterhalder nach Wien, verhandelte dort mit höchsten Staatsstellen über die Auszahlung der für den Wiederaufbau Breisachs bewilligten Brandentschädigung und erzielte dabei einen Teilerfolg. Als er jedoch von seinem monatelangen Wiener Aufenthalt nach Breisach zurückkehrte, war erneut der Krieg zwischen Österreich und Frankreich ausgebrochen. Wiederum stießen französische Heere, diesmal unter dem Befehl des Generals Jour-

dan, weit nach Süddeutschland vor, mußten sich aber bald wieder über den Rhein zurückziehen; Breisach hielten die Franzosen diesmal als Brückenkopf besetzt bis zum Frieden von Lunéville. Durch diesen Friedensvertrag kam Breisach mit dem ganzen Breisgau in den Besitz des Herzogs von Modena, dessen Schwiegersohn und Erbe ein österreichischer Erzherzog war. Als im August 1805 Österreich sich wiederum an einer Allianz gegen Frankreich beteiligte, kam es erneut zur Besetzung Breisachs durch die Franzosen, die es im Frieden von Preßburg im Dezember 1805 an das Großherzogtum Baden abtraten. Da Baden bis 1814 mit Napoleon verbündet war, mußten Breisacher Bürgersöhne im Verband der badischen Armee an den Kämpfen gegen Österreich, Spanien und Rußland teilnehmen. Erst Napoleons Sturz im Jahre 1814 führte das Ende der Kriegsverhältnisse herauf, unter denen die verarmte Bevölkerung der zu diesem

Zeitpunkt immer noch weitgehend zerstörten Stadt gelitten hatte.

Breisach wird badische Amtsstadt

Der Breisacher Magistrat gab sich überaus erfreut darüber, daß die Stadt badisch geworden war. Man illuminierte am Tag der Huldigungsleistung das Münster und errichtete auf dem Eckartsberg ein an den Übergang der Stadt an das Land Baden erinnerndes Denkmal. Viele Bürger bewahrten jedoch, wenigstens zunächst noch, im Herzen die Anhänglichkeit an Österreich, dessen Verwaltung allerdings nicht so modern und tatkräftig gewesen war wie die neue badische. Bei der Verwaltungseinteilung des Breisgaus sollte Breisach erst nicht Amtssitz werden. Nachdem aber eine Deputation der Stadt beim Großherzog Audienz gehabt hatte und die Stadt ihre Gerichtshoheit über die Einwohner und die der Breisacher Orte Achkarren, Niederrimsingen und Hartheim an den Staat abgetreten hatte, wurde im Jahr 1807 ein Oberamt nach Breisach gelegt, das die Funktionen eines Bezirksamts wie auch die eines Amtsgerichts ausübte und demzufolge mit mehreren akademischen Beamten besetzt war. Aus Mangel an Gebäuden konnte es zunächst nur provisorisch untergebracht werden.

Wiederaufbau der Stadt

Erst zwei Jahre nach Beendigung der napoleonischen Kriege, also im Jahr 1817, setzte in Breisach ein Wiederaufbau in nennenswertem Ausmaß ein. Ein Schulgebäude wurde errichtet, 1819/20 das Pfarrhaus wieder erstellt, 1823—1825 ein Amtshaus. Über die Erbauung des jetzigen Rathauses haben sich keine Akten erhalten, sie muß aber ebenfalls in die Zeit um 1820 fallen. Die Gelder für die Errichtung dieser Gebäude entstammten größtenteils den Fonds, die aus dem Vermögen der früheren Klöster gebildet worden waren, und aus den Ortsstiftungen, die der Staat nach langen Kämpfen

der Stadt wieder zurückgab. Im Jahre 1819 wurde der bereits seit 1807 als Pfarrverweser tätige spätere Dekan und Geistliche Rat Pantaleon Rosmann auf die Pfarrei Breisach investiert. Ihm dankt die Stadt besonders die Stiftung eines Krankenhauses und eine 1851 erschienene Stadtgeschichte. Während seiner bis zum Jahre 1852 reichenden Tätigkeit als Stadtpfarrer hat er auch in Verbindung mit dem Bürgermeister Mietinger das städtische Schulwesen neu geordnet, eine Lateinschule ins Leben gerufen und insbesondere die Ursulinen nach Breisach gebracht, die seitdem den Volksschulunterricht für Mädchen erteilen. Damit übernahmen sie die Aufgaben der Klosterfrauen von Sacré-Coeur, die 1731—1793 mit Unterstützung zweier Kaiserinnen in Breisach ein Kloster mit Mädchenschule und Internat unterhalten hatten. Als Ortsschulinspektor beaufsichtigte Dekan Rosmann auch die 1829 errichtete israelitische Volksschule. Das gleichzeitig eingerichtete Bezirksrabbinat, dessen Sitz 1886 nach Freiburg verlegt wurde, hatte keine Schulaufsichtsbefugnisse.

In den Jahren 1827—1829 besuchte der Mülhauser Architekt Jean-Baptist Schacre mehrfach die Stadt Breisach. Er hat uns Skizzen hinterlassen, auf denen noch zahlreiche, inzwischen verschwundene Breisacher Gebäude im Ruinenzustand zu sehen sind, z. B. das „Freiburger Tor“, genannt Neutor, sowie das alte Rathaus vom Jahr 1536. Zwischen 1820 und 1840 verschwanden diese Ruinen. An ihre Stelle traten vielfach Gebäude, die zumeist bis in den Zweiten Weltkrieg hinein bestanden. Der Münsterberg, der bis zum Jahre 1793 den größten und wichtigsten Teil der Stadt Breisach getragen hatte, blieb bei dem Wiederaufbau der Stadt allerdings nahezu unbesiedelt. Aus Furcht vor einer neuen Beschießung und aus Bequemlichkeitsgründen zogen es die meisten Bürger vor, ihre Wohnhäuser in der Unterstadt zu erstellen. Das Breisach des 19. und 20. Jahrhunderts unterschied sich dadurch



Beschießung Breisachs 1945

Foto: Mühlbauer, Breisach

weitgehend von dem mittelalterlichen Stadtwesen. Insbesondere hatten sich große Teile der Einwohnerschaft auf die Ausübung der Landwirtschaft verlegt, da die gewerblichen Einrichtungen zum großen Teil der Katastrophe von 1793 zum Opfer gefallen waren.

Wirtschaftlicher Wiederaufbau

Die Jahre 1817—1840 kann man als die Zeit der baulichen Wiederherstellung Breisachs kennzeichnen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse, auf denen der Lebensstandard der Einwohner beruhte, konnten in dieser Zeit noch nicht entscheidend gefördert werden. Von Rufach im Elsaß war im Jahre 1807 ein junger Mann namens *Benedikt Herbst* nach Breisach entsandt worden, um hier eine Tabakfabrik zu übernehmen. Der aus einem Vorort von Baden-Baden stammende

Herbst hatte seine Jugendzeit als Klosternovize in der Benediktinerabtei Schwarzach verbracht, also eine sehr gute Schulausbildung genossen. Von ihm sind in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die meisten wirtschaftlichen und politischen Initiativen für Breisach ausgegangen. Er verheiratete sich mit einer Breisacherin und führte die Tabakfabrik, die allerdings nach dem Ende der napoleonischen Kriege unrentabel wurde und ihren Betrieb einstellen mußte. Herbst begründete dann die Wirtschaft „Zum Schweizer“ am Abhang des Eckartsberges, und schließlich erbaute er in den Jahren 1838—1840 am Fuße des Eckartsberges ein Badhotel.

Zu jener Zeit unternahm man die ersten Versuche, auch den Oberrhein zwischen Straßburg und Basel mit Dampfbooten zu befahren, und Herbst erwartete für die



Das wiederaufgebaute Breisach

Stadt von dieser Entwicklung der Rheinschiffahrt einen großen Aufschwung, namentlich auch ihres Fremdenverkehrs. Aber vor der Korrektur des Oberrheinabschnitts Basel—Straßburg waren die Flußverhältnisse für die Rheinschiffahrt so ungünstig, daß der Linienverkehr mit Dampfschiffen auf dieser Strecke bald wieder eingestellt werden mußte. Damit war dann dem Herbstschen Badhotel die wirtschaftliche Grundlage entzogen, und es mußte seine Pforten schließen.

Durch die Rheinschiffahrtskonventionen, insbesondere die Rheinschiffahrtsakte von 1831 war indessen die juristische Voraussetzung für eine ungehinderte Befahrung des Rheins mit Schiffen von der Schweizer Grenze bis in das offene Meer gelegt worden. Die vielen alten Zollstellen, die früher auf dieser Strecke den Schiffsverkehr aufgehalten hatten, wurden durch einige wenige „Octroi-Stationen“ ersetzt, an denen die

Schiffe Gebühren entrichten mußten. Eine dieser Octroi-Stationen und außerdem ein Zollamt wurden 1827 in Breisach errichtet. Aber nur ein einziger Schiffer aus Breisach, Protas Rudinger, bekam das Patent, den Rhein auf seiner ganzen Länge mit Schiffen zu befahren, und es ist dazu noch fraglich, ob er es voll ausgenützt hat. Die Masse der Breisacher Schiffer stellte sich für den Lokalverkehr zur Verfügung, einige bedienten die städtische Rheinfähre. Die Zahl der Rheinfischer war dagegen so unverhältnismäßig groß, daß kaum anzunehmen ist, daß sie sich alle mit diesem Gewerbe ausreichend ernähren konnten.

Um die Handelsbeziehungen in das Ausland zu beleben, kamen das Königreich Frankreich und das Großherzogtum Baden im Jahre 1826 überein, in Kleinhüningen und Breisach den Fährbetrieb über den Rhein durch feste Brücken zu ersetzen. Von der Erbauung einer Rheinbrücke erhoffte sich

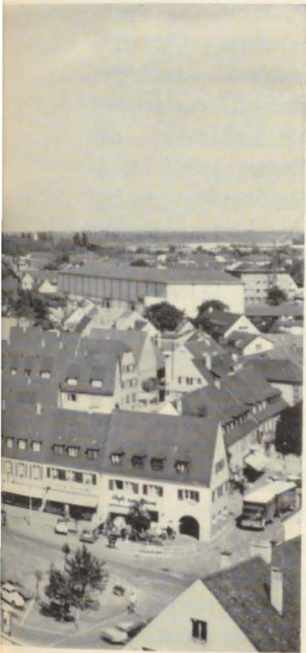


Foto: Mühlbauer, Breisach

die Stadt Breisach eine starke Belebung des daniederliegenden Handelsverkehrs. Österreich und Preußen widersprachen indessen als Hauptmächte des Deutschen Bundes den badisch-französischen Rheinbrückenbestrebungen. Ein ungeschicktes diplomatisches Verhalten versetzte Baden in die Zwangslage, entweder auf den Bau der beiden Brücken, die ein zum Deutschen Bund gehöriges Gebiet mit bundesausländischem Gebiet verbinden sollten, zu verzichten oder als bundesunfreundlich zu gelten. Nachdem die im Jahre 1840 aufgetauchte Gefahr eines Krieges zwischen dem Deutschen Bund und Frankreich abgeklungen war, vermochte Baden wenigstens den Bau einer „Fliegenden Brücke“ durchzusetzen. Darunter verstand man eine Brücke, deren Mittelteil nicht fest erstellt, sondern als Fähre betrieben wurde. Die Stromverhältnisse bei Breisach bereiteten indessen für den Betrieb einer fliegenden Brücke große Schwierigkeiten. Trotzdem

konnte sie erst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch eine feste Brücke ersetzt werden.

Sehr viel für Breisachs wirtschaftliche Entwicklung hat auch *Johann Baptist Hau* getan. Als Kaufmann mit Auslandserfahrung zeigte er einen ausgesprochen erwerbswirtschaftlichen Sinn und bewährte sich auch als Gemeinderat so sehr, daß er im Jahre 1822 zum Bürgermeister gewählt wurde. Diese Amtstätigkeit bereitete ihm indessen in mancherlei Hinsicht starken Verdruß, so daß er schon im Jahre 1828 von dem Bürgermeisterposten zurücktrat. Große Anerkennung fanden seine Bemühungen um den Rebbau, sowohl auf dem Breisacher Eckartsberg als auch am Kaiserstuhl. Der Großherzog verlieh ihm dafür die landwirtschaftliche Verdienstmedaille. Insbesondere rettete aber Johann Baptist Hau die von den aus Rixheim bei Mülhausen stammenden Rudolf Erisman und Leo Gnädinger im Jahre 1838 errichtete Tapetenfabrik Erisman u. Co. Er zahlte die beiden Begründer dieser Firma aus und betrieb diese unter dem alten Namen mit seinem Schwiegersohn Franz Joseph Müller und anderen Verwandten. Die Tapetenfabrik wurde und blieb bis zum Zweiten Weltkrieg das bedeutendste Industrieunternehmen der Oberrheinstadt. Politisch trat Hau nach seinem Ausscheiden aus dem Bürgermeisteramt kaum mehr hervor.

Die „Biersiederei“ war ein in Breisach schon vor dem Jahre 1600 heimisches Gewerbe. Nach 1815 waren in Breisach mehrere Bierbrauer am Werk, mit deren Ausbildung, Verhalten und Produktion der Breisacher Oberamtmann nicht durchweg zufrieden war. Kurz vor 1850 gründete der aus Burkheim stammende Franz Josef Bercher eine Bierbrauerei, die sich in den nächsten Jahrzehnten zu einer Bierbrauerei mittlerer Größe entwickelte, die ihre Produkte bis nach Thann und Schlettstadt und auch bis in der Gegend von Lörrach absetzte. Nach Berchers Ausscheiden aus der Firma im Jahre

1890 wurde sie in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Die Tapetenfabrik und die Bercherbrauerei waren bis fast zum Ersten Weltkrieg die einzigen Industriebetriebe Breisachs.

Politische Verhältnisse

Im Unterschied zu Johann Baptist Hau war Benedikt Herbst ein ausgesprochener *homo politicus*. Seiner liberalen und antiklerikalischen Einstellung gab er besonders in einer Urkunde Ausdruck, die er 1838 in das Fundament des von ihm gegründeten Badhotels einmauerte. Er drang insbesondere auf die Ablösung der Zehntberechtigungen in Breisach und verübelte es dem Dekan Pantaleon Rosmann, daß dieser pflichtgemäß auf einer dem Wert des Zehntrechts entsprechenden Ablösungssumme für den Breisacher Pfarrzehnten bestand. Rosmann mußte dies jedoch tun, denn er war ja nicht Eigentümer, sondern nur Nutznießer des Breisacher Pfarrzehnten. Dessen ungeachtet kamen in den Jahren um 1848 sowohl mit dem Katholischen Oberkirchenrat in Karlsruhe wie auch mit der Elkan Reutlingerschen Gantmasse Zehntablösungsverträge zustande. Von ihrem Abschluß an wurde in Breisach der Zehnte nicht mehr erhoben, vielmehr zahlten die ehemaligen Zehntpflichtigen noch einige Jahre hindurch Beträge in die Zehntablösungskasse, bis das von der Stadt aufgenommene Zehntablösungskapital vollständig getilgt war.

Mit Bürgermeister Franz Anton Jörger war im Jahre 1838 ein Mann an die Spitze der Breisacher Stadtverwaltung gelangt, der es in gouvernementaler Gesinnung als seine Pflicht ansah, zu verhindern, daß bei den jeweiligen Landtagswahlen in Breisach liberale Kandidaten, die der badischen Regierung unangenehm waren, gewählt wurden. Es ist verständlich, daß der inzwischen altgewordene Benedikt Herbst einen solchen Bürgermeister bis aufs Messer bekämpfte. Nach Ablauf seiner regulären Amtszeit stellt

er seinen Sohn Theodor Herbst als Jörgers Gegenkandidat für die Bürgermeisterwahl auf. Bevor die Wahl indessen stattfinden konnte, erhob sich in Breisach ein leidenschaftlicher Streit um den Wahlmodus, der schließlich auch im badischen Landtag, ja sogar im Staatsrat des Großherzogtums behandelt und zuletzt im Sinne Benedikt Herbsts entschieden wurde. Theodor Herbst wurde 1848 zum Bürgermeister gewählt und sorgte mit großem Eifer dafür, daß in Breisach eine Bürgerwehr aufgestellt und mit von der Regierung gelieferten Gewehren bewaffnet wurde.

Die Revolution 1848/49

Von den verschiedenen Aufständen des Jahres 1848 blieb die Stadt Breisach zwar nicht ganz unberührt, aber ihre Beteiligung daran erreichte kein besonderes Ausmaß. Jedenfalls war bei der Wahl zu dem deutschen Parlament in der Frankfurter Paulskirche kein Breisacher wegen Teilnahme an Heckers und Struves Aufständen vom Wahlrecht ausgeschlossen. Anders war es dagegen im Jahre 1849. Hier bildete sich in der Stadt ein „Volksverein“, der sich als Vorort der Volksvereine des Amtsbezirks Breisach gerierte. Er hatte etwa 220 Mitglieder, der Hauptausschank der Bercherbrauerei war das Vereinslokal. Vorstand des Volksvereins wurde Roman Herbst, ein Bruder des Bürgermeisters Theodor Herbst, die Kassengeschäfte besorgte Emil Hau, und Schriftführer war der Arzt Dr. Erhardt. Roman Herbst war zuletzt auch der Kommandeur der Breisacher Bürgerwehr und führte sie nach Rastatt und Mittelbaden, als die provisorische Volksregierung über ihren Freiburger Repräsentanten Heunisch dies angeordnet hatte. Zuvor hatte der unter der Leitung von Theodor Herbst stehende Gemeinderat über die Weiterleitung dieses Auftrages an die Bürgerwehr beraten.

Das Breisacher Revolutionsaufgebot wurde in der Gegend von Rastatt zerstreut. Elf

Mitglieder retteten sich in die Festung Rastatt und gerieten bei deren Kapitulation in preußische Gefangenschaft, durften aber nach einer Zeit der Internierung in den Kasematten nach Breisach zurückkehren. Die große Mehrzahl der Breisacher Bürgerwehnmänner kehrte jedoch einzeln in ihre Heimatstadt zurück, als die revolutionäre badische Armee von den Preußen besiegt worden war. In Breisach selber hatte sich der revolutionäre Elan der Demokraten in einigen wenigen Exzessen Luft gemacht. So hatte man dem humanitär gesinnten Stadtpfarrer Rosmann die Fensterscheiben eingeworfen, und der jüdische Hauptlehrer Heinrich Halle begründete noch im Jahre 1852 ein Gesuch um Pensionierung unter anderem damit, daß seine Gesundheit unter den Verfolgungen gelitten habe, denen er als bekannt großherzogtreuer Untertan im Jahr 1849 seitens der Breisacher Revolutionäre ausgesetzt gewesen sei.

Nach der Niederwerfung des Aufstandes wurden einige Breisacher wegen ihrer Beteiligung an der Revolution schwer bestraft, in erster Linie Bürgermeister Theodor Herbst und sein Bruder, der Bürgerwehrkommandant Roman Herbst. Gegen den ganzen Gemeinderat wurde ein gerichtliches Untersuchungsverfahren geführt, weil er den Aufbietungsbefehl für die Bürgerwehr an deren Kommandant weitergeleitet habe. Da aber nicht nachgewiesen werden konnte, daß er deswegen einen förmlichen Beschluß gefaßt hatte, blieb das Delikt allein an dem Bürgermeister hängen, in der Annahme, daß er diese Weiterleitung ohne Gemeinderatsauftrag besorgt habe. Von den bestraften Breisacher Revolutionären ist besonders tragisch das Geschick des in Sölden im Hexental als Unterlehrer tätig gewesen Ignaz Jörgler. Er hatte die Bürgerwehr von Sölden in die Gegend von Rastatt geführt und war dort nach seiner Gefangennahme von einem preußischen Standgericht zu einer Strafe von 10 Jahren Zuchthaus verurteilt worden; das

war etwa das fünffache der Strafe, welche die ordentlichen badischen Gerichte für das gleiche Delikt verhängten. Außerdem kam er als von einem preußischen Standgericht Verurteilter nicht in den Genuß der Amnestie, die der Großherzog den von den badischen Gerichten Verurteilten schon nach relativ kurzer Zeit gewährte.

Im Zuge der militärischen Operationen wurde Breisach mehrfach von württembergischen und preußischen Truppen besetzt; namentlich die letzteren waren keineswegs kleinlich in ihren Forderungen nach Kontributionen. Als ein badisch-preußischer Vertrag schließlich den dauernden Verbleib preußischer Garnisonen in Baden vorsah und auch Breisach als Garnison preußischer Truppen bestimmt wurde, mietete die badische Kasernenverwaltung das leerstehende Badhotel Herbst und brachte darin die zwei Kompanien des 24. preußischen Linieninfanterieregiments unter. Die Stadt mußte auch zwei Schießstände zur Verfügung stellen. Dafür wurde in den ehemaligen Festungsgräben gelegenes Gelände beschlagnahmt. Der preußische Ortskommandant Major v. Selasinsky warnte die Zivilbevölkerung davor, „auf dem Militärschießplatz Blei aufzusuchen“.

Der Vertrag von Ölmütz vom 29. November 1850 zwang die Preußen schließlich zur Zurücknahme ihrer Garnisonen aus Baden. In die Unterkünfte der Preußen rückten zunächst zwei aus Preußen zurückgekehrte badische Kompanien ein, die später nach Mannheim verlegt wurden. Damit war das kurze Zwischenspiel einer preußischen Garnisonstadt Breisach beendet.

Die Jahre 1850—1870

Die wirtschaftliche Notlage Breisachs zeigte sich bald wieder an allen Ecken und Enden, sobald in der Stadt normale Verhältnisse zurückgekehrt waren. Die Einwohnerzahl stagnierte bei etwa 3200, weil eine starke Auswanderung sowohl in die größeren

Städte Badens und Deutschlands, als auch in die Vereinigten Staaten von Amerika im Gange war. Sehr viele Breisacher ließen sich in zahlreichen Gemeinden sowohl des Elsasses als auch Innerfrankreichs für dauernd nieder. Keiner der Breisacher Oberamtänner fand das richtige Mittel zur Förderung des Wohlstandes der Stadt. Schließlich erhoffte man sich eine Belebung der Breisacher Wirtschaft durch den Anschluß der Stadt an das Eisenbahnnetz. Elsässische Initiative bewirkte schließlich, daß die Städte Freiburg und Breisach gemeinsam als Privatunternehmen die Eisenbahnlinie Freiburg—Breisach erbauten. Sie wurde jedoch erst betriebsfertig, als der Krieg von 1870/71 bereits ausgebrochen war. Die Elsässer hatten die Verwirklichung des Projekts einer Bahn von Colmar nach Breisach noch nicht einmal in Angriff genommen. Erst die preußische Verwaltung des „Reichslandes“ Elsaß-Lothringen brachte das Projekt zur Ausführung, nicht zuletzt, um das Oberelsaß und insbesondere die Stadt Colmar verkehrstechnisch nach Osten hin zu orientieren. Die Eisenbahnbrücke bei Breisach wurde von Baden und dem Reichsland gemeinsam erbaut und im Jahre 1876 fertiggestellt. Danach ging dann die Bahnlinie Freiburg—Breisach durch Kauf in den Besitz des Landes Baden über.

Neue Kriegsereignisse

Bekanntlich hat das Großherzogtum Baden im Jahre 1866 an der Seite Österreichs gegen Preußen gekämpft. An den Gefechten von Werbach und Hundheim an der badisch-bayerischen Grenze waren auch Breisacher beteiligt, einige wenige von ihnen wurden sogar verwundet. Auch an den Kämpfen der badischen Division im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 nahmen Breisacher teil. Unter den Verwundeten dieses Krieges war auch der Leutnant Hermann Müller, der Mitinhaber der Firma Erisman u. Co. Bedeutsamer war, daß Breisach im Zuge der Belagerung Neubreisachs durch die preußi-

schen Truppen einigemal beschossen wurde, wobei das Artilleriefeuer das Münster sowie einige Privathäuser beschädigte und das Leben eines in Breisach stationierten Kanoniers forderte. Fort Mortier und die Festung Neubreisach erlitten dagegen allerschwerste Schäden durch die von dem preußischen General v. Schmeling von Breisach geleitete Beschießung. Der Friede von Frankfurt gliederte das Elsaß und Lothringen zwar in das in Versailles gegründete Deutsche Reich ein; auf lange Zeit hinaus war aber infolge der bitteren Kriegserlebnisse das Verhältnis zwischen den Bewohnern rechts und links des Oberrheins nicht mehr so herzlich wie in der Zeit, als die Bevölkerungen noch zu verschiedenen Staaten, dem Kaiserreich Frankreich und dem Großherzogtum Baden, gehört hatten.

Im Kaiserreich

Die Angliederung des Elsaß an das Deutsche Reich beseitigte die nun schon jahrhundertalte Grenzlage der Stadt Breisach. Die erhoffte wirtschaftliche Besserstellung ließ aber noch etwa 20 Jahre auf sich warten. Wohl war in den sechziger Jahren die von Johann Gottfried Tulla begonnene Korrektions des Rheins mit ihren gewaltigen Dammbauten schon weit über den Abschnitt Breisach hinaus nach Süden vorgetrieben worden, ein wesentlich stärkerer Schiffsverkehr setzte trotzdem nicht ein. Immerhin wurde dem badischen Flußbaupionier im Jahre 1876 auf dem Breisacher Schloßberg ein Denkmal gesetzt — aber nicht auf Breisacher Initiative hin — sondern dank des Eifers des Offenburger Rheinschiffahrtsinspektors August Sprenger. Der Verkehr über die Breisacher Schiffsbrücke wirkte sich bei der Zurückhaltung der Elsässer auch nicht allzu belebend auf die Breisacher Wirtschaft aus. Die Fischer klagten über die durch das badische Fischereigesetz gegebenen Beeinträchtigungen des Fischfangs. Immerhin war zu dieser Zeit der Lachsfang noch von Bedeutung, während die

Zahl der die Schiffsbrücke passierenden Flöße von Jahr zu Jahr geringer wurde. Die Industrietätigkeit in der Stadt blieb auf die Tapetenfabrik und die Bercherbrauerei beschränkt. Die Oberamtsmänner und der Bezirksarzt klagten in ihren Jahresberichten über die Zurückhaltung der Breisacher Bevölkerung lohnabhängiger Arbeit gegenüber, darin liege der Hauptgrund für die stagnierende industrielle Tätigkeit in der Stadt.

Lebhaft waren dagegen die parteipolitischen Auseinandersetzungen. Die Beamtenschaft sowie die einheimischen Honoratioren waren im allgemeinen liberal eingestellt, der große Teil der ärmeren Bürgerschaft dagegen scharte sich auch in politischer Hinsicht um die Geistlichkeit des Ortes. Durch die Ereignisse des Kulturkampfes erregt, soll sich zu Anfang der siebziger Jahre in Breisach ein über 200 Mitglieder starker „Katholischer Verein“ (Vorgänger der Zentrumspartei) gebildet haben. Die Anregung des Oberamtmanns Müller, einen „Liberalen Verein“ als Gegen gründung ins Leben zu rufen, trug zum Ärger dieses politisch engagierten Leiters des Bezirksamts lange Zeit keine Frucht. Die Pfarrei leitete damals der von Bistumsverweser Lothar v. Kübel unter Mißachtung des großherzoglichen Patronatsrechts als Stadtpfarrer nach Breisach versetzte Geistliche Rat Franz Xaver Lender, ein Onkel des gleichnamigen Prälaten, Politikers und Pädagogen aus Sasbach bei Bühl. Er hinterließ bei seinem Tode (1876) der Pfarrgemeinde eine große Summe Geldes, mit deren Hilfe man die von ihm begonnene bauliche Renovierung des Münsters weiterführte. Die Lendersche Schenkung ist deswegen so bemerkenswert, weil ihm die staatliche Kirchenvermögensverwaltung wegen der rechtlichen Mängel seiner Investierung auf die Breisacher Patronatspfarre lange Jahre hindurch einen großen Teil der ihm zustehenden Besoldung verweigerte. Die Schärfe des politischen Kampfes zwischen Katholiken und Liberalen strahlte bis in die

„Karlsruher Zeitung“ hinein, die einen Artikel des Breisacher Bezirksarzts über angebliche Versuche der Breisacher Geistlichkeit, bei einem Breisacher Mädchen Merkmale einer Stigmatisierten hervorzubringen, veröffentlichte. Die ultraliberale „Breisacher Zeitung“ mußte im Jahre 1883 aus Beziehermangel ihr Erscheinen einstellen und wurde dann von Karl Späth als politisch neutrales Organ wiederbegründet. Unter diesen politischen Kämpfen, der Verdienstlosigkeit der Bevölkerung und der Leere des Stadtsäckels verlor der Gedanke der städtischen Selbstverwaltung immer mehr an Kraft. Als Ende 1889 drei der acht Gemeinderäte wegen betrügerischer Ausnützung ihres politischen Amtes zu kürzeren Gefängnis- und Geldstrafen verurteilt wurden, bezeichnete dieses Vorkommnis den Tiefstand der öffentlichen Verhältnisse in der Oberrheinstadt.

Breisach wird Garnisonstadt

Besonders fehlten im Jahre 1890 alle modernen technischen Errungenschaften, die damals städtisches Leben von ländlichen Verhältnissen unterschieden: Wasserleitung, Gas, elektrisches Licht und Kanalisation. Als die Gemeinde Achkarren in diesem Jahre in einem großen „Wasserfest“ ihre Wasserleitung in Betrieb nahm, sah man in Breisach die Gefahr, von den Kaiserstuhlgemeinden überholt zu werden. Energisch bemühte man sich jetzt um eine Garnison, weil man das Aufblühen der Garnisonstädte in der Umgebung und besonders auch im Elsaß bemerkte. Das preußische Kriegsministerium verlegte auch ein Bataillon Fußartillerie nach Breisach und ließ dort kurz nach der Jahrhundertwende Kasernen bauen. An den Lieferungen für das Militär und am Kasernenbau verdienten weite Kreise der Bevölkerung sehr gut. Aber man mußte jetzt die üblich gewordenen technischen Neuerungen in der Stadt einführen, um die mit ihren Familien in Breisach wohnenden Offiziere und Unteroffiziere hinsichtlich des Wohn-

komforts zufriedenstellen zu können. Breisach erhielt im Jahre 1900 Telefon, 1902 nahm man die Wasserleitung in Betrieb. Eine Bremer Aktiengesellschaft vollendete 1904 ein Gaswerk. Kanalisation und Elektrizität ließen allerdings noch bis zum Jahre 1914 auf sich warten, aber sie kamen. Seit Ende der achtziger Jahre tummelten sich in Breisach Fahrräder, 1892 beschaffte sich der Breisacher Arzt Dr. Eberle von Karl Benz in Mannheim ein Automobil, der Kaufmann Adolf Weingart-Herbst war sein Chauffeur. Hatten bisher neben den Israeliten allein die Katholiken Pfarrechte in der Stadt gehabt, so bildete sich um das Jahr 1870 eine evangelische Diasporapfarrei, die — durch Offiziere und Soldaten der Breisacher Garnison verstärkt — im Jahre 1904 ein eigenes Gotteshaus errichten konnte und im Jahre 1911 zu einer selbständigen Kirchengemeinde wurde. Das Zusammenleben von Angehörigen dreier gleichberechtigter Religionsgemeinschaften trug erheblich zur Modernisierung des Lebens in der kleinen Oberreinstadt bei.

Der Erste Weltkrieg

Als bald nach der Mobilmachung im August 1914 ergab sich für die Stadt Breisach eine besondere Lage daraus, daß sie zum „Bereich der Festung Neubreisach“ zählte. Da der Zugang zu dem Festungsbereich und sein Verlassen erschwert waren, trat dadurch eine gewisse Isolierung der Breisacher Bevölkerung ein. Andererseits war den Bewohnern des Festungsbereichs, zu dem übrigens alle Dörfer des Amtsbezirks zählten, der Zugang in die Festung Neubreisach selbst verwehrt. In die Breisacher Kasernen zog an Stelle der ins Feld gerückten Fußartilleristen ein Infanterieersatzbataillon ein. Im Ortsteil Hochstetten einquartierte Pioniere errichteten dort Befestigungsanlagen. Außerdem waren in Breisach eine Scheinwerferformation sowie Flugabwehrartilleristen unter-

gebracht, desgleichen eine Armeenachrichtenschule. Alle Schulgebäude waren für das Festungshilfslazarett beschlagnahmt. Frühzeitig ordnete der Festungskommandant, Generalmajor v. Beck, für Breisach die totale Verdunkelung an. Die wirtschaftlichen Verhältnisse erzwangen bald, daß kriegsgefangene Russen im Rheintorgebäude einquartiert und in der Land- und Forstwirtschaft und zuletzt auch in Gewerbebetrieben eingesetzt wurden. Obwohl die Stadtverwaltung zu Kriegsbeginn eine vorausschauende Vorratswirtschaft betrieben hatte, kehrten ab 1916 zunehmend Hunger, Jammer und Elend in die Stadt ein. Der Waffenstillstand 1918 beendete zwar diesen Schrecken, brachte aber auch den Verlust der Garnison, von der die Breisacher Wirtschaft in starkem Maße gelebt hatte, und die wirtschaftlichen Beziehungen ins Elsaß hinüber, die etwa von der Jahrhundertwende an allmählich doch zustandegekommen waren, rissen abrupt ab. Die Zukunft hielt für die Stadt wenig Gutes bereit.

Zwischen den zwei Weltkriegen

Die Not und das Elend, die der verlorene Erste Weltkrieg über ganz Deutschland brachte, waren auch in Breisach spürbar. Die Franzosen sperrten den Verkehr über die Rheinbrücke zunächst fast vollständig, nachdem die deutschen Fronttruppen diese auf dem Rückmarsch nach Deutschland passiert hatten. Mit diesen Truppen oder auch nach ihnen kamen zahlreiche Familien und Personen, die aus dem Elsaß „ausgewiesen“ worden waren. Wohnungsnot machte sich indessen in Breisach kaum fühlbar, weil in den Kasernen zahlreiche Notwohnungen eingerichtet werden konnten. Später wurden für in Breisach verbliebene „Ausgewiesene“ in der verlängerten Zeppelinstraße die sogenannten „Elsässer Häuser“ gebaut. Es waren Eigenheimwohnungen, wie sie in den zwanziger Jahren auch an anderen Orten entstanden.

Die leere Staatskasse zwang die badische Regierung, auf Ende 1924 das Bezirksamt aufzuheben. Dies wirkte sich auch in wirtschaftlicher Hinsicht nachteilig auf die Stadt aus, die damit zum Teil ihre zentrale Funktion für das Kaiserstuhl- und Tuniberggebiet einbüßte. Erhalten blieb der Stadt aber das Amtsgericht. Die Schülerzahl der im Jahre 1874 als „Höhere Bürgerschule“ gegründeten sechsstufigen Realschule ging allmählich so weit zurück, daß ihre Aufhebung zu befürchten war.

Zum Ausgleich versuchte die Stadt nach Kräften, den Fremdenverkehr zu beleben. Im Jahr 1924 eröffnete sie mit der Auführung des Festspiels „Peter von Hagenbach“ des Freiburger Dichters Wilhelm Flad auf dem Münsterplatz die Freilichtspiele. Jahrelang hatten sie großen Zulauf, auch aus weit entfernten Orten, ihre künstlerische Qualität wurde stark beachtet. In manchen Jahren wirkten über 700 einheimische Spieler und Spielerinnen mit, die sich freiwillig und unentgeltlich für das kulturell bedeutsame Werk zur Verfügung stellten. Nach einem weiteren Schauspiel von Flad „Der Bauernkrieg“, in dem wie in dem ersten eine Episode der Breisacher Geschichte dichterisch gestaltet war, führten die Breisacher mehrere Jahre hindurch Schillers „Wilhelm Tell“ auf. Damit traten die Breisacher Freilichtspiele allerdings in eine gewisse Konkurrenz zu denen von Ötigheim bei Rastatt.

Großes Interesse sogar im Elsaß fand das Rheinstrandbad. An manchen Sommer-Sonntagen kamen über 5000 Badegäste an den Rhein. Die meisten schwammen im offenen Vollrhein, andere bevorzugten das von der Stadt eingerichtete Rheinschwimmbad. Leider forderte der Badebetrieb alljährlich einige Menschenleben. Die Rettungsmannschaften der Ortsgruppe Breisach der DLRG bewahrten allerdings alljährlich auch Dutzende dieser Badegäste vor dem Ertrinkungstod. Einem ihrer jungen Retter verlieh die

badische Staatsregierung bereits im Alter von 16 Jahren die Lebensrettungsmedaille.

Die von der Stadt großzügig geförderte „Wassersportzunft Freiburg-Breisach“ verfügte nicht nur über ein für Übernachtungen eingerichtetes Bootshaus, sondern besaß auch eine größere Anzahl Ruder- und hölzerner Paddelboote aus der Werkstatt des letzten Breisacher Schiffsbaumeisters Robert Schanno. Mit den letzteren, „Rutscherle“ genannt, befuhr die Breisacher Jugend die geheimnisvollen Altwasser des Rheins, während Freiburger Studenten als Zunftmitglieder auf Wildwasserfahrten, z. B. die Etsch hinunter, gingen.

Der im Jahre 1923 die Nachfolge des Breisacher Münsterpfarrers Prof. Dr. Franz Sales Trenkle antretende Dekan Richard Weber renovierte in den schwierigen und notvollen zwanziger Jahren das Äußere und Innere des Münsters vollständig. Dabei wurden die schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wiederaufgefundenen Wandmalereien in der Westhalle des Münsters als Werke Martin Schongauers identifiziert und für die Besichtigung freigelegt. Zur Finanzierung der Baumaßnahmen durfte der Münsterbauverein mehrere Geldlotterien durchführen.

Das renovierte Münster war ein neuer Anziehungspunkt der Stadt für den Fremdenverkehr. Ganz in dessen Dienst standen dann die fastnachtlichen „Gauklertage“, die der Regisseur der Breisacher Freilichtbühne, Harri Schäfer, 1927 ins Leben rief. Eine „Gauklerzunft“ übernahm die Vorbereitung und Durchführung dieser Fastnachtsveranstaltungen.

Als in Deutschland die Nationalsozialisten die Macht an sich gerissen hatten, wirkte sich dies auch auf die Entwicklung Breisachs aus. Der verdienstvolle Bürgermeister Adolf Meyer wurde nach 23jähriger Tätigkeit abgesetzt, der demokratische Stadtrat durch einen von der Partei ernannten ersetzt. Die

jüdischen Mitbürger waren schweren Verfolgungen ausgesetzt. Die Jahre 1938 bis 1940 brachten der jüdischen Kultusgemeinde den Untergang. In Fortführung älterer Bestrebungen gründete die nationalsozialistische Stadtverwaltung im Jahre 1934 die Rheimumschlags-GmbH, die der Ausgangspunkt für die spätere bedeutsame Entwicklung Breisachs zu einem Hafenplatz wurde. Im Zusammenhang stand dies mit der Rheinregulierung, welche den Rhein zu einer ganzjährig befahrbaren Großschiffahrtsstraße machte. Etwa von 1928 bis 1932 führte man die für die Rheinregulierung erforderlichen Rheinbauarbeiten im Bereich Breisach durch. Der Bau des Westwalls im Bereich Breisach belebte vom Jahre 1938 ab stark die Breisacher Wirtschaft. Zahlreiche Bunker entstanden, die bei jeder außenpolitischen Krise vom Militär bezogen wurden. Der Westwall gab Breisach gewissermaßen noch einmal Festungscharakter, und dies geriet der Stadt im Frühjahr 1945 zum Verderben. Zu Ende des Jahre 1944, als ein Luftangriff die Freiburger Kliniken mit einem großen Teil dieser Stadt vernichtet hatte, konnte die kleine Schwester am Rhein ihrer Nachbarstadt helfend beispringen. Sie stellte aus ihrem Krankenhaus den Universitätskliniken ein Röntgengerät zur Verfügung, das bis lange nach der Währungsreform das einzige in Freiburg vorhandene blieb. Beim Rheinübergang der französischen Armee im Frühjahr 1945 wurde ein großer Teil Breisachs durch Artilleriebeschuß und Fliegerangriffe vernichtet, auch nach der Besetzung fielen noch zahlreiche Gebäude den Unternehmungen nordafrikanischer Pyromanen zum Opfer.

Die Nachkriegszeit

Die Stunde des Waffenstillstandes im Mai 1945 wurde auch für Breisach zur Stunde Null. Die schon während des Krieges mehrfach evakuiert gewesene Bevölkerung kehrte nur allmählich zurück und mußte in den wenigen erhalten gebliebenen Wohnungen

eng zusammenrücken. Zum Wiederaufbau fehlte lange Zeit nicht nur das Geld, sondern mehr noch die erforderlichen Baumaterialien. Trotzdem haben die Männer der ersten Stunde, der von den Franzosen als Bürgermeister eingesetzte Albert Ziehler, besonders aber der erste von der Bevölkerung gewählte Bürgermeister August Ehrlicher und sein Nachfolger Josef Bueb, Entscheidendes für die tödlich getroffene Stadt geleistet; Ehrlicher mehr im Hinblick auf die Wiederingangbringung des normalen Lebens und der Überwindung der zahllosen Schwierigkeiten der Vorwährungszeit, während Buebs Amtszeit den eigentlichen Wiederaufbau Breisachs beinhaltete. Unvergessen aber bleibt, daß mit Hilfe der oberrheinischen Nachbarstadt Basel das schwer zerstörte Breisacher Münster alsbald wieder instandgesetzt und damit auch seine Kunstwerke gerettet werden konnten. Der bis in das Jahr 1005 zurückgehende Kontakt zwischen Basel und Breisach wirkte sich damit noch einmal segensreich aus.

Auf den Wiederaufbau der Stadt folgte die Ansiedlung neuer Industrien. Die in freundschaftlichen Beziehungen zur Stadtverwaltung und zur Bevölkerung stehende französische Garnison eingerechnet, beträgt heute die Einwohnerzahl der Oberrheinstadt etwa das Dreifache der vom Jahre 1939. Die Stadt wird seit 7 Jahren von dem Bürgermeister Fritz Schanno geleitet, der einer Familie entstammt, die schon gegen Ende des Dreißigjährigen Kriegs aus Frankreich in Breisach eingewandert ist. Wenige Jahrzehnte nach einer Katastrophe, in ihrem Ausmaß vergleichbar der des Jahres 1793, sind die Grundlagen für einen weiteren Aufstieg der Stadt gelegt. Allerdings müssen die Breisacher Bürger und die Stadt „mit dem Rheinseitenkanal leben“, den Frankreich, fußend auf Rechten aus dem Versailler Friedensvertrag vom Jahre 1919, in den letzten zehn Jahren bis auf die Höhe von Breisach ausgebaut hat, mit einem

Kraftwerk, das auf der linken Seite des Rheins gerade gegenüber der Stadt Breisach entstanden ist. Tröstlich dabei erscheint, daß der die Bedeutung des offenen Rheins stark beeinträchtigende Kanal Deutsche und Franzosen zu nachbarlicher Verständigung und einträchtigem Zusammenwirken im gemeinsamen Interesse zwingt.

Die Bevölkerung der schwer geprüften Oberrheinstadt, die im Verlauf der jahrhundertelangen Kämpfe — zuerst zwischen Österreich und Frankreich, dann zwischen Deutschland und Frankreich — unzählige Male belagert, besetzt, mit Kontributionen belegt, zweimal auch in ihrem Baubestand fast total vernichtet wurde, ist heute Trägerin eines europäischen Geistes, der die gegenseitige Annäherung des deutschen und des

französischen Volkes freudig begrüßt. In einer von der Europaunion initiierten Volksabstimmung sprachen sich am 9. Juli 1950 96 % der Bevölkerung für die Schaffung der Vereinigten Staaten von Europa aus. Diese Abstimmung gehört bereits der Breisacher Geschichte an. Die Europaflagge dagegen, welche die Beratende Versammlung des Europarats in Straßburg im Jahre 1964 der Stadt Breisach für ihre vorbildliche europäische Gesinnung und Haltung verliehen hat, weht heute und hoffentlich für alle Zeiten vom Eckartsberg herab über der Stadt und dem Rhein, sichtbar vom Elsaß her und vom Breisgau, als Symbol der Hoffnung auf eine gedeihliche Zukunft, nicht nur für Breisach selbst, sondern auch für Deutschland, Frankreich und Europa.

Frühsommer

*Das Laub ist voll. Die Wechselschatten schweigen
im grünen Blattwerk tief in sich hinein.
Und in den Gärten tönen helle Geigen
glühweißen Lichtes, singen Holz und Stein.*

*Der Himmel ist wie ein zum großen Feste
weithin getragenes feines Seidenkleid,
von Diamanten schön. Der Berge Geste
ist sanft wie amethystenes Geschmeid.*

*Das Glück ist reif. Pirole läuten dunkel.
Da öffnen sich die Rosen stumm und klar.
Die rote, die mit ihrem Samtgefunkel,
erhöht der Tage Fülle wunderbar.*

Friedrich Roth



Das Breisacher Münster

Das Münster zu Breisach und seine Kunstschätze

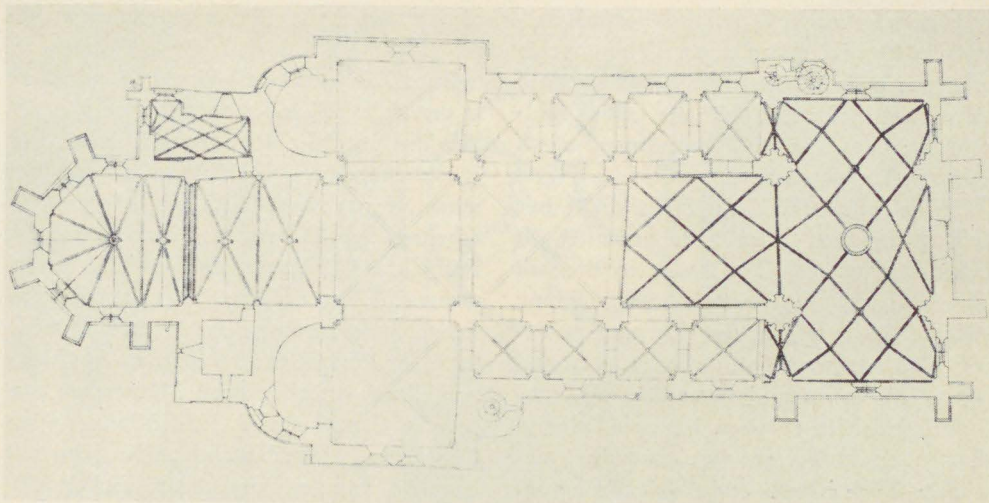
Von Peter Schmidt-Thomé, Freiburg

Als weithin sichtbares Wahrzeichen bekrönt das Münster das südliche Ende des Breisacher Berges. Einst bildete es den Abschluß einer langen Kulisse spätmittelalterlicher Bürgerhäuser und einiger Klöster. Als Gegenstück auf dem Nordende des Berges erhob sich der mächtige Turm der Breisacher Burg. Etwa auf halber Strecke zwischen beiden ragte der hohe gotische Helm des Radbrunnenturms aus den Dächern empor. In den Kriegsläufen des 18. Jahrhunderts ging der größte Teil dieser Bauwerke zugrunde, und heute bildet neben den Untergeschossen des Brunnenturms das Münster das letzte mittelalterliche Bauwerk auf der Höhe¹).

Der neuerdings gepflasterte Platz, der das Münster umgibt, diente bis ins 17. Jahrhundert als Friedhof, bis seine Nordhälfte im Dreißigjährigen Krieg zum Paradeplatz

wurde; die schmalere Südhälfte wurde erst Ende des 18. Jahrhunderts aufgegeben.

Breisachs Pfarrkirche zum Heiligen Stephanus ist eine dreischiffige Basilika mit ausladendem Querhaus und einem tiefen Chor. Dieser schließt im Osten in fünf Seiten eines Achtecks und besitzt ein nach außen offenes Untergeschoß. Auf die Querschiffarme öffnen sich zwei geräumige Nebenapsiden. Östlich an diese anschließend flankieren zwei Türme den Chor. Im Westen liegt ein mächtiger, in der Mitte turmartig überhöhter Querbau vor dem Langhaus. Vier Türen führen in das Innere: ein figurengeschmücktes Westportal, ein kleineres Portal auf der Nordseite des Westbaus, eines im Nordseitenschiff und eines in der Nordfassade des Querschiffs. Schon bei flüchtigem Betrachten erkennt man, daß die heutige Kirche das Er-



Stephansmünster zu Breisach, Grundriß, Maßstab 1:66 ²/₃

gebnis nicht eines einzigen Bauvorgangs, sondern einer langen geschichtlichen Entwicklung ist. Dies zeigt sich in den unterschiedlichen Bauformen ebenso, wie in den verschiedenen Dachhöhen und dem wechselnden Baumaterial.

Trotz Breisachs hohen Alters setzen die Nachrichten zu seinem Münster erst spät ein, und auch dann finden wir keinerlei Aussagen zum Bauwerk oder seinen Baumeistern²⁾. Man kann zwar aufgrund des Stephanuspatroziniums vermuten, daß die Gründung einer Kirche an diesem Ort bis in karolingische Zeit zurückgehen mag, doch lassen sich dafür weder Quellen, noch bauliche Funde als Beweis anführen.

Die erste Erwähnung einer Kirche auf dem Breisacher Berg finden wir für das Jahr 1143 in den „Annales Engelbergenses“ aus Sankt Blasien, wo von einem Meteorfall berichtet wird: „17 kal. Jul. hora diei quasi 9, cum esset dies serenissimus, ignitus lapis quasi massa cadentis ferri cecidit de celo super montem Brisach ante valvas ecclesie“³⁾.

Zu dieser Zeit war der Bischof von Basel Lehensherr des befestigten Ortes, wie eine Bestätigung seiner Privilegien durch Papst

Eugen III. vom Jahr 1146 beweist⁴⁾. Spätere Urkunden lassen annehmen, daß er auch damals schon die weltlichen Rechte über die Ortskirche wahrnahm: er ernannte den Pfarrer und erhielt den Pfarrzins, beides Rechte, die er später meist wieder lehensweise vergab. Kirchliches Oberhaupt jedoch war der Bischof von Konstanz, dessen westliche Bistumsgrenze der Rhein bildete.

Für das Jahr 1164 berichtet eine Legende, daß die Breisacher vom Kölner Erzbischof Rainald von Dassel die Reliquien der Heiligen Gervasius und Protasius auf göttliches Geheiß zum Geschenk erhielten. Dieser soll auf dem Rückweg von der Eroberung Mailands in Breisach Station gemacht haben und diese Reliquien neben jenen der Heiligen Drei Könige mit sich geführt haben. Im Verlauf des 15. Jahrhunderts genossen diese Märtyrerbrüder in Breisach zunehmende Verehrung und galten schließlich als Stadtpatrone. Die frühesten Belege für ihre Verehrung gehen in die Mitte des 14. Jahrhunderts zurück, die Legende der Reliquienübertragung ist erst im ausgehenden 15. Jahrhundert zu fassen. Die Frage nach der Echtheit der Reliquien kann hier nicht diskutiert wer-

den, im ausgehenden Mittelalter bestand daran kein Zweifel⁵). Aus dieser Zeit stammen auch wertvolle künstlerische Zeugnisse ihrer Verehrung in Breisach. Mit der frühen Baugeschichte des Münsters kann man jedoch keine Verbindung herstellen.

Als im Jahre 1185 König Heinrich VI. mit dem Bischof von Basel einen gegenseitigen Lehensvertrag über ihre Rechte in Breisach schloß, kam dies einer Stadtgründung gleich⁶). Sie verpflichteten sich unter anderem, den gesamten Ort zu befestigen, und legten fest, daß nur Handwerker und Handeltreibende sich auf dem Berg niederlassen durften. In der Folgezeit entstand die regelmäßige Stadtanlage, deren Grundriß auch heute noch erhalten ist.

Im Zusammenhang mit diesem Ereignis ist auch die Errichtung einer großen Stadtkirche zu sehen, die vielleicht ein älteres kleines Kirchlein ablöste. Wesentliche Teile dieses Neubaus sind im heutigen Münster noch erhalten. Es sind dies das Langhaus, das Querschiff mit den Nebenapsiden, die Osttürme und der dazwischenliegende Chorraum. Dieser wurde ursprünglich von einer flachen Wand in der Ostflucht der Türme geschlossen. Den westlichen Abschluß bildete am Ansatz des späteren Westbaus eine Fassade, die vermutlich den basilikalen Querschnitt des Langhauses widerspiegelte.


Der Grundriß dieser ältesten Teile weist zahlreiche Ungenauigkeiten auf: das Südseitenschiff ist breiter als das nördliche, der Südarml des Querschiffes dagegen erheblich schmaler als der Nordarm, zahlreiche Mauerzüge und Bogenläufe stehen nicht rechtwinklig oder parallel zueinander. Hieraus wollte die Forschung meist neben den Schwierigkeiten, die das abfallende Gelände bot, die Einwirkung älterer Bauteile erkennen. Sie sollten bis in die mutmaßliche Gründungszeit im 9. Jahrhundert zurückgehen, und manche der bestehenden Teile gehörten noch diesen Vorgängern an. Letztere Annahme ist mit Sicherheit zu verneinen, da alle bestehenden

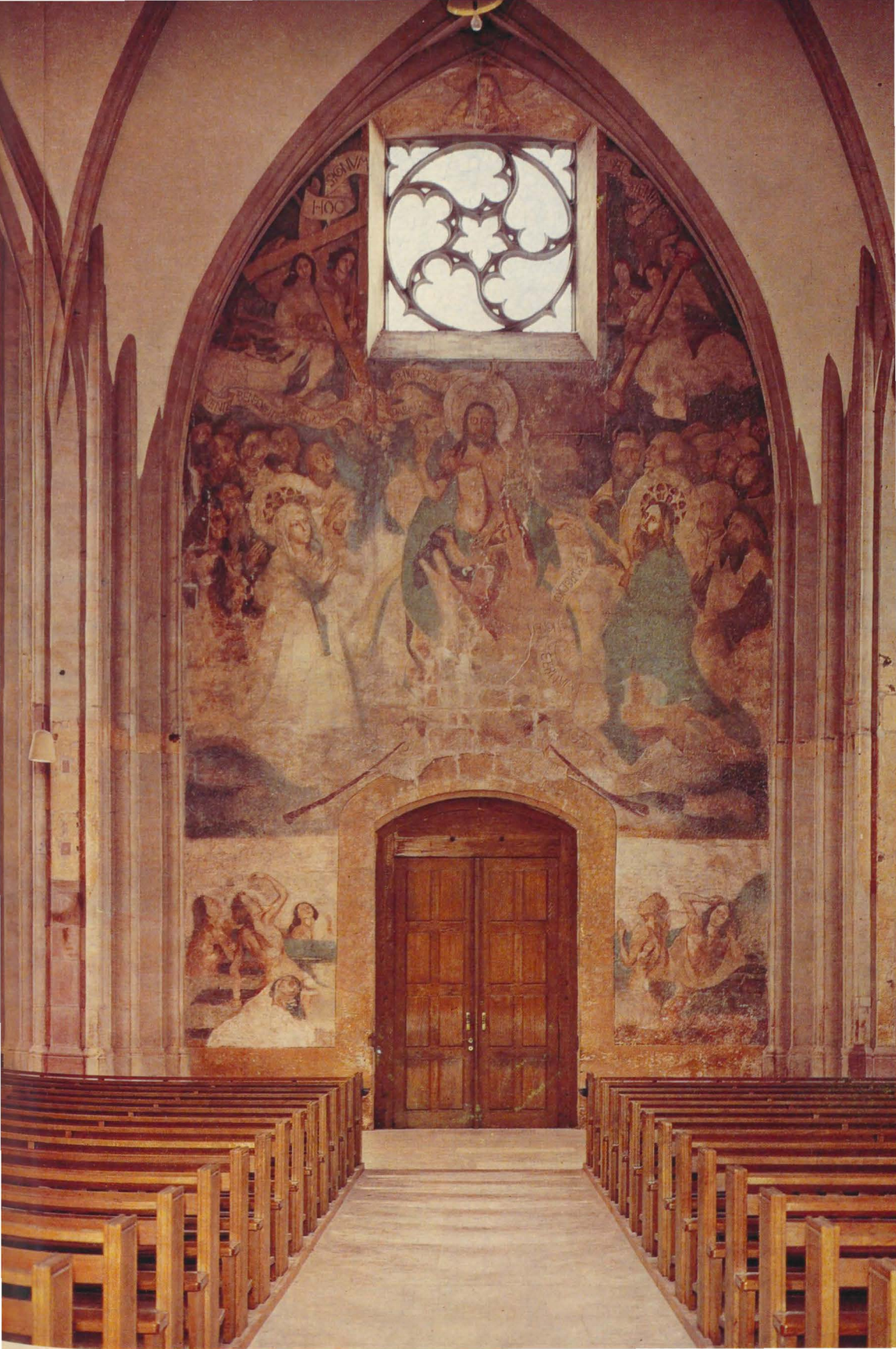
romanischen Teile sichtbar zusammen errichtet wurden.

Zum Teil werden die Ursachen tatsächlich in den Schwierigkeiten zu suchen sein, denen sich die unerfahrenen Bauleute eines eben erst entstandenen Gemeinwesens gegenüber sahen. Weiter aber stellte sich bei den Vorarbeiten zur Pflasterung des Platzes im Frühjahr 1970 heraus, daß sich die Fundamente eines neuentdeckten spätrömischen Kastellgebäudes bis unter das Münster erstreckten⁷). An einigen Stellen wurden Abschnitte von diesen offenbar beim Münsterbau entdeckt und nachträglich in die Planung mit einbezogen, als willkommene Erleichterung beim Anlegen der Fundamente. Dabei nahm man in Kauf, daß das römische Gemäuer schräg zur Achse der Kirche verlief und somit die über ihm errichteten Wände schiefwinklig zu den anderen zu stehen kamen.

Das Äußere dieses spätrömischen Baues war sehr schlicht und bescheiden gehalten⁸). Nur die Querschiffassaden — und wohl auch die verschwundene Westfassade — erhielten eine Rahmung aus gequadrerten Lisenen und Rundbogenfriesen. Ebenso wurden die Nebenapsiden und Türme etwas reicher gegliedert. Alle Wandflächen bestehen aus verputztem Bruchsteinmauerwerk, und nur die gliedernden Elemente sind aus Quadern gearbeitet. Von den Türmen wurde zunächst nur der nördliche, zur Aufnahme der Glocken bestimmt, fertiggestellt. Seine durch Rundbogenarkaden aufgelösten Obergeschosse bestehen als einzige Bauteile ganz aus Quadern.

Die Nordseite war offensichtlich besonders hervorgehoben, da sie der Stadt zugekehrt war und so die Aufgabe der Hauptfassade übernahm. Die Portale werden von giebelförmigen Mauerblöcken gerahmt, das Langhausportal auch noch mit Gewändesäu-

*Westwand aus dem Mittelschiff gesehen mit
Jüngstem Gericht* Foto: Mühlbauer, Breisach 



len bereichert. Das große Doppelfenster der Querhausfassade ist als einziges von einer reich profilierten Leibung eingefasst. Die übrigen Rundbogenfenster sind glatt in die Mauerflächen eingeschnitten⁹⁾.

Das Langhaus ist im Inneren im „gebundenen System“ errichtet: ein annähernd quadratisches Mittelschiffjoch wird von je zwei schmalen, wiederum etwa quadratischen Seitenschiffjochen begleitet. Niedrige Spitzbogenarkaden über mächtigen, im Grundriß kreuzförmigen Pfeilern verbinden die Schiffe. Auch alle Gurt- und Schildbögen der Gewölbe sind spitzbogig. Alle Raumteile werden — oder wurden — von schweren Kreuzrippengewölben überspannt. Über den breiten Vorlagen der Pfeiler ruhen die abgetreppten Gurtbögen. In den Winkeln zur Wand stehen dreiviertelrunde Dienste, die über kleinen Polsterkapitellen die Bandrippen aufnehmen. Schmale Kämpferstücke vermitteln zwischen Vorlagen und Bögen. Im Gewölbescheitel treffen die Rippen auf ringförmige Schlußsteine.

Gemäß dem quadratischen Grundschema bleiben die Zwischenpfeiler zum Mittelschiff hin ohne Vorlagen. Ihre breiten Formen wirken wie Wandflächen, die nur durch das durchlaufende Kämpfergesims gegliedert werden. Sonst sind die hohen Wandflächen völlig ungliedert, nur von je einem kleinen Rundbogenfenster durchbrochen. Nur im östlichen Mittelschiffjoch ist diese Anlage noch im ursprünglichen Zustand erhalten, das westliche wurde bei der Fertigstellung des Westbaus einschneidend verändert.

Jedes Seitenschiffjoch wiederholt in kleinerem Maßstab das System des Mittelschiffs. Hier sind jedoch die Rippen als schlanke Rundstäbe gebildet, deren Unterseite in einen Grat ausläuft. Die Schlußsteine sind kleine ornamentierte Scheiben. Einige der Kapitelle sind hier durch bescheidenen plastischen Schmuck ausgezeichnet. Darüber hinaus tragen die fünf östlichen Dienste an der Außenwand des Nordseitenschiffs anstelle

der Polsterkapitelle frühgotische Knospenkapitelle.

Abgesehen von den variierenden Grundmaßen sind Vierung und Querarme nach demselben Schema angelegt wie das Mittelschiff. Diesem folgte auch der ursprüngliche Chorraum. In gleicher Höhe wie die anderen Raumteile überspannte ihn ein Kreuzrippengewölbe, dessen westliche Dienste beim gotischen Umbau erhalten blieben.

Die Nebenapsiden der Querarme öffnen sich dicht neben den Vierungspfeilern. Ihre rundbogigen Eingangsbögen reichen hoch hinauf in die Schildwand. So wie die Querarme sind auch die Apsiden unterschiedlich breit. Demnach müßten sie auch verschieden tief sein. Doch wegen der östlich anschließenden Türme konnte der halbkreisförmige Grundriß nicht voll entwickelt werden, und sie wurden im Scheitel abgeplattet, was besonders bei der Nordapsis unschön auffällt. Aus demselben Grund sind ihre rundbogigen Fenster aus dem Scheitel nach außen verschoben. Zusätzlich zu den kleinen ursprünglichen Fenstern brach man in gotischer Zeit noch je ein größeres Spitzbogenfenster ein und versah es mit einfachem Maßwerk.

Am Außenbau bestimmen besonders die großen, kaum gegliederten Wandflächen und die beinahe ärmlichen Schmuckformen das Bild. Im Inneren herrschen die schweren massigen Formen der Pfeiler und Bögen vor. Mit Ausnahme der Gewölbedienste finden sich nur rechtwinklige, scharfkantige Glieder, die die großen Flächen begrenzen. Kämpfer und Kapitelle sind auf kleine Formen reduziert. Heute ist das Innere überraschend hell, doch kommt das Licht hauptsächlich aus den großen Fenstern des Westbaus und des Chores. Am ehesten entsprechen die Lichtverhältnisse im Querschiff dem ursprünglichen Zustand.

Über die Dauer der Arbeiten an den spätromanischen Bauteilen können wir nichts Genaues angeben. Sie zogen sich bestimmt ein gutes Stück in das 13. Jahrhundert hinein.



Mittelteil des prachvollen Hochaltars des Meisters H. L., 1523—1526

Foto: Mühlbauer, Breisach

Dafür sprechen die frühgotischen Formen im Nordseitenschiff und an den beiden Portalen. Für die Ansetzung des Baubeginns im späten 12. Jahrhundert, im Anschluß an die „Stadtgründung“ von 1185 sprechen Vergleiche der Raumanlage und des Wölbesystems sowie einiger Einzelformen mit elsässischen Pfarrkirchen der Jahrhundertwende und mit dem Neubau des Freiburger Münsters. Doch gerade dieses macht in seiner prächtigen und hochstehenden künstlerischen Ausführung den Abstand zur kleinstädtischen und provinziellen Bauhütte Breisachs deutlich.

Im weiteren Verlauf des 13. Jahrhunderts gingen die Breisacher an die Weiterführung des unfertigen Südturmes. Zunächst kam das erste Arkadengeschoß in plumpen gotischen Formen, das noch ganz romanischer Tradition folgt. Wohl erst zu Beginn des 14. Jahrhunderts erbaute man das Obergeschoß mit dem Helm.

Als Breisach im Herbst 1273 von König Rudolf von Habsburg zur Freien Reichsstadt erhoben wurde, nahm man dies wohl zum Anlaß, den Chor als wichtigsten Teil der Kirche zu vergrößern und im gotischen Stil zu erneuern¹⁰).



Madonna aus den Schongauer-Fresken

Foto: Mühlbauer, Breisach

Der Chor ist als eigener Baukörper vor der Ostseite der Türme errichtet. Er besteht aus einem schmalen Vorjoch und einem abschließenden fünfseitigen Polygon. Dieser im Äußeren ganz aus Quadern errichtete Bau ist bedeutend höher als der ehemalige romanische Chor. So wird der ältere Teil von dem steilen Chordach weit überragt, das sich zwischen den Türmen bis an die Vierung erstreckt. An den Ecken und an der Grenze zum Vorjoch steigen schlanke Strebepfeiler auf, die unterhalb des Dachansatzes von Fialen bekrönt werden. Ein Sims umzieht Wand und Strebepfeiler und teilt den Außenbau in ein niedriges Unter- und ein mehr als doppelt so hohes Obergeschoß. Ihm entspricht im Inneren der Fußboden. Unterhalb öffnet sich in jedem Wandabschnitt eine breite Spitzbogenarkade in den Unterbau. In der oberen Partie werden die fünf Polygonseiten durch schmale, hohe Maßwerkfenster

durchbrochen; nur das kurze Vorjoch blieb ohne Fenster.

Das Sanktuarium ist um mehrere Stufen über den Vorchor erhöht. Sie geben die Grenze zwischen dem Neubau und dem nur umgestalteten älteren Bau an. Sie wird betont durch einen breiten, reich profilierten Triumphbogen.

Die hohen, schlanken Maßwerkfenster durchlichteten das Sanktuarium. In den Winkeln der Polygonseiten und an der Grenze zum Vorjoch steigen schlanke Bündel von je drei Diensten auf, die durch tiefe Kehlen miteinander verbunden sind. Über blattgeschmückten Kapitellen nehmen sie die dünnen Birnstabrippen, Gurtbogen und Schildbogen der Gewölbe auf. Sie umgrenzen die hohen Wandfelder, in denen die schmalen Fenster glatt eingeschnitten sind, so daß noch ein breiter Wandstreifen stehen bleibt. Die westlichen Dienste des fensterlosen Vorjoches im Winkel zum Triumphbogen enden schon dicht unter den Kapitellen auf Konsolen, die von kleinen Figuren wie von Atlanten getragen werden.

Die Gewölbe des Vorjoches sind in gleicher Weise angelegt. Doch ruhen ihre Bögen anstelle von Kapitellen auf Konsolen. Diese sind mit den Evangelistensymbolen geschmückt: auf der Nordseite der Adler des Johannes und der Löwe des Markus, auf der Südseite der Engel des Matthäus und der Stier des Lukas. Im Winkel nach Westen zu den Vierungspfeilern behielt man die romanischen Dienste bei, verlängerte sie bis zur neuen Kämpferhöhe und versah sie mit gotischen Blattkapitellen.

Im Vorchor wird deutlich, daß hier ein bestehender Raum nur umgestaltet wurde. Man erkennt an der unebenen Wandfläche die Untergrenze der Erhöhung. Man verwendete nur Gewölbekonsolen, da man Dienste der Wand nachträglich hätte vorblenden müssen. Anfangs war der Raum nicht so dunkel wie heute; ein Spitzbogenfenster in der südlichen Schildwand des Westjoches



Der Lettner vor dem Choraufgang, spätgotische Steinmetzkunst 1490

Foto: Mühlbauer, Breisach

wurde erst zu späterer Zeit vermauert. Doch bleibt dieser Raum dem eigentlichen Chorganz untergeordnet.

Die gotische Bauhütte versah ihr Werk auch mit verhältnismäßig reichem plastischem Schmuck. Die Kapitelle sind mit meist naturgetreu gebildetem Blattwerk geschmückt. Vor den Konsolen brachte man kleine Figuren an. Auch die großen Schlußsteinscheiben sind mit großformigem Laub bedeckt. Die Unterseite des Schlußsteins im Polygon ziert das Gotteslamm. Dazu aber wurden in den Winkeln zwischen dem Ansatz der Rippen außen an der West- und Ostseite die Büsten von Männern und Frauen in zeitgenössischer Tracht angebracht. Sie stützen ihre Hände auf den

Schlußsteinrand und scheinen sich über diesen wie über eine Brüstung herunterzubeugen. Am Ostschlußstein befindet sich nur auf der Westseite ein bärtiger Mann, der die Scheibe mit dem Gotteslamm zu halten scheint; vielleicht darf man ihn als Johannes den Täufer benennen. Die Figürchen sind durch ihre Tracht und Gesichtszüge individuell unterschieden und mit lebendigem Ausdruck dargestellt. Sie sind recht sorgfältig gearbeitet, wie auch die Kapitelle und Konsolfiguren, aber doch nicht als bedeutende Meisterwerke zu bezeichnen.

Das Innere des Chores und auch die Gesamtanlage des Äußeren gleichen weitgehend den zahlreichen Chor Neubauten an Pfarrkir-

chen des ausgehenden 13. Jahrhunderts, und auch die Schmuckformen passen in das allgemeine Bild der oberrheinischen Kunst dieser Zeit. Eine nahezu einmalige Anlage bildet jedoch der Chorunterbau.

Aus uns unbekanntem Gründen — jedoch sicher nicht als rein technische Substruktion — wollten die Breisacher unter ihrem Sanktuarium einen kapellenartigen Raum haben. Nur ganz entfernt gleicht er einer Krypta, die ja vom Chorinnern aus zugänglich sein müßte. Jedes Wandfeld ist in ganzer Breite durch eine niedrige Spitzbogenarkade geöffnet. Durch sie betritt man einen niedrigen, weiten Raum, dessen Rippengewölbe in der Mitte auf einem runden Pfeiler ruht. Kräftige, an den Seiten nur gekehlte Rippen führen von ihm radial zu niedrigen Runddiensten an der Innenseite der Pfeiler. So entstehen dreieckige Gewölbefelder. Sie sind nochmals durch drei Rippen unterteilt, die sich in einem Schlußstein treffen. Alle Rippen haben die gleiche Gestalt. An der Westseite, wo den Raum eine glatte Wand abschließt, sitzen anstelle von Diensten zwei Konsolen. So konnte man dem Gewölbe eine symmetrische Gestalt geben, die im Grundriß die Figur eines Sternes ergibt. Auch die Zwickelfelder in den westlichen Ecken wurden mit dreiteiligen Gewölben versehen.

Während die äußeren Dienste ebenso wie die meisten Pfeiler mit Blattkapitellen versehen sind, treten die 16 Rippen am Mittelpfeiler ohne Kapitell aus seinem runden Schaft hervor. Das Blattwerk ist wieder in natürlichen Laubformen gebildet.

Die großen Schlußsteinscheiben tragen an ihrer Unterseite großformiges Laubwerk. Außen in den Zwickeln zwischen dem Ansatz der drei Rippen befinden sich wie im Choro-berbau kleine menschliche Büsten. Sie stützen sich alle mit einer Hand auf den Rand, mit der anderen halten sie einen Stiel des Blattwerks auf dem Schlußstein umfaßt. Der östliche Schlußstein trägt auch hier ein Got-

teslamm. Er wird ebenfalls von drei bärtigen Männern gehalten.

Alle diese Schmuckformen gleichen in den Motiven und in den Einzelformen denen des Oberbaus. Nur sind sie dort sorgfältiger und kleinteiliger ausgearbeitet; im Unterbau blieben sogar viele der Figürchen unfertig und sehen daher besonders plump aus. Auch die Architekturformen sind entsprechend der Raumanlage gedrungener und schwerer, so vor allem die Rippen und Vorlagen und die Arkaden.

Ein Vergleich der Formen mit anderen Bauten des Oberrheingebietes zeigt, daß eine Ansetzung des Chor-neubaus bald nach der Erhebung Breisachs zur Freien Reichsstadt sehr wahrscheinlich ist. Zu dieser Zeit hatte sich neben der vom Straßburger Münster vor allem vertretenen, französisch geprägten Kathedralgotik eine von dieser deutlich unterschiedene Richtung herausgebildet, die besonders von den Kirchen der Bettelorden vertreten wurde. Sie war auch in vielem für Breisach vorbildlich.

Wohl um die Wende zum 14. Jahrhundert war der Neubau vollendet. In dieser Zeit setzen immer zahlreicher werdende Meß- und Pfründstiftungen an Altäre der Kirche ein. Ihre zunehmende Zahl ist nur teilweise mit der besseren Überlieferung der Urkunden zu erklären. Sie macht auch deutlich, daß die frommen Gaben nun nicht mehr für Bauarbeiten benötigt wurden.

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts stand also das romanische Münster mit einem gotischen Chor und dem im Oberbau gotischen Südturm vollendet da. Doch ließen die Breisacher nur wenig Zeit verstreichen, bis sie sich mit neuen Bauplänen für ihre Kirche trugen. Das gesamte Langhaus sollte vergrößert und in gotischen Formen erneuert werden. Man begann im Westen, im Abstand etwa eines Joches vor der romanischen Fassade, mit dem Neubau. Die Breite des alten Baues wurde beibehalten, ebenso das Ver-



Teilansicht des St. Stephansmünsters Foto: Mühlbauer, Breisach

hältnis der drei Schiffe zueinander. Doch man bemühte sich nun, die Grundrißungenauigkeiten des alten Baues auszugleichen.

Dieser Neubau gedieh zunächst jedoch nur bis unter die Fenster des Westjoches. Deutlich zeigt der Wechsel von Quadern zu verputztem Ziegelmauerwerk über dem Kranzgesims die Baugrenze. Nur die Portale überragen sie ein wenig.

Es ist schwer, die Plankonzeption zu erschließen. Aus der Abmessung des großen quadratischen Mittelschiffjoches und der langgestreckten Seitenschiffjoche möchte man annehmen, daß eine Hallenkirche geplant war. Also alle drei Schiffe sollten in annähernd gleicher Höhe von Gewölben überdeckt werden. Die Gliederung der Vorlagen im In-

neren an den Wänden zeigt, daß man Kreuzrippengewölbe vorsah.

Ein Vergleich mit dem Chorbau zeigt, daß diese massigen, plumpen Bauformen mit jenem nichts zu tun haben. Hier war eine völlig neue Bauhütte am Werk. Die Raumanlage weist schon in die Entwicklungslinie der Spätgotik.

Den einzigen Schmuck des ersten Abschnittes des Westbaues bilden seine Portale. Beide haben reich profilierte Leibungen, die ohne Kapitelle bis zum Scheitel aufsteigen. Das spitzbogige Tympanon des Nordportals ist mit reichen Maßwerkformen verblendet.

Das Westportal ist durch ein reliefiertes Tympanon ausgezeichnet. In zwei Streifen wird die Geschichte des Kirchenpatrons Ste-

phanus erzählt¹¹). Im unteren Feld stehen nebeneinander drei Szenen. Links wird der Diakon Stephanus von den Aposteln berufen. Daneben steht er erhöht auf einem Podest und predigt. Zwei seiner Zuhörer mit den mittelalterlichen Judenhüten halten sich die Ohren zu. Die ganze rechte Hälfte nimmt die Steinigung des Heiligen ein. Jedesmal ist der Heilige durch sein Aussehen ebenso wie durch seine auffällige Mittelstellung deutlich herausgehoben. In der Predigtszene ist über seinem Haupt ein einfacher Baldachin angebracht, in der Steinigung umgibt ihn eine weite freie Fläche.

Das Spitzbogenfeld ist durch ein Wolkenband nach unten abgegrenzt. Hier betten zwei Engel den Heiligen in einen arkadengeschmückten Sarkophag. Dahinter steht ein anderer, der seine Seele aufnimmt, um sie in den Himmel zu tragen. Ein kniender Engel im Zwickel links hält eine Kerze, ein anderer rechts schwingt ein Rauchfaß.

Die Figuren lassen sich mit ihren langfallenden, hemdartigen Gewändern, die weiche Falten um den Körper bilden, und in Haltung und Gesichtstypen mit Statuen vom sogenannten Kapellenturm in Rottweil vergleichen. Dieser Stil war um die Mitte des 14. Jahrhunderts über weite Teile Süddeutschlands verbreitet. Auch Einflüsse aus der Nachfolge des Freiburger Heiligen Grabes kann man erkennen. So wird man den ersten Bauabschnitt des Westbaues frühestens ins zweite Viertel des 14. Jahrhunderts datieren können. Dafür sprechen auch die vielen Einzelheiten, in denen sich die Architektur der Spätgotik ankündigt: besonders der Plan der Hallenkirche und das im Verhältnis zur Wand so kleine Westportal.

Erst nach der Mitte des 15. Jahrhunderts gingen die Breisacher erneut an den so lange unvollendet gebliebenen Umbau. Das mag zusammenhängen mit der wirtschaftlichen Blüte der Stadt, der weder die verlustreichen Schweizer Kriege ihres Herrn Habsburg, noch die burgundische Pfandherrschaft von

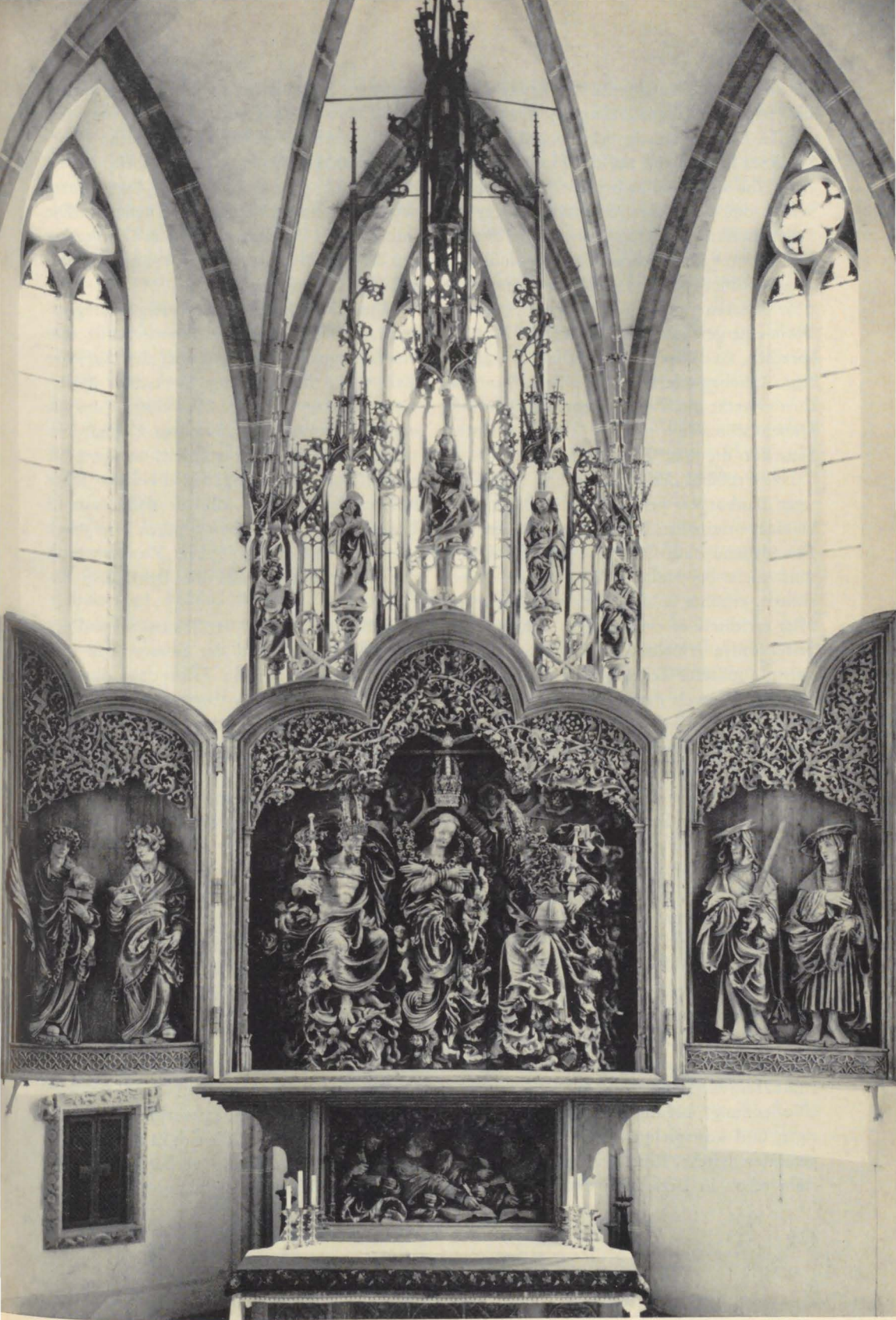
1468 bis 1474 etwas anhaben konnten. Vielleicht bildeten sogar die Pläne des Landvogtes Peter von Hagenbach, Breisach zur neuen Hauptstadt der Herrschaft zu machen, einen weiteren Anstoß.

Die nun folgenden Bauunternehmungen sind durch Jahreszahlen, die an auffälliger Stelle eingehauen wurden, genauer zu verfolgen. Zunächst verfolgte man weiter den im 14. Jahrhundert begonnenen Plan. 1472 begann man mit den beiden mächtigen Bündelpfeilern am Übergang zum romanischen Langhaus. Ihnen mußte die alte Fassade weichen, dazu das Gewölbe des ersten Mittelschiffjoches. Diese Freipfeiler mit ihren tiefen Kehlen und schmalen Wulsten lassen in nichts mehr auf die geplante Wölbung schließen. An den Außenwänden dagegen setzte man die begonnene Gliederung fort. In den großen Wandfeldern der Seitenschiffe brachte man schlanke Fenster mit tief gekehlter Leibung und feinem spätgotischem Maßwerk an. Hoch über dem Westportal öffnet sich ein kleines Rosenfenster mit Fischblasenmaßwerk, eine späte Erinnerung an die riesigen Fensterrosen hochgotischer Fassaden.

Schon bald gerieten die Arbeiten wieder ins Stocken, und man ging kurz entschlossen an eine vorzeitige Fertigstellung des Umbaus. Wenig über der Höhe der romanischen Gewölbe überspannte man die drei Joche des Westbaues mit einem Netzgewölbe, das sich auch ins westliche Mittelschiffjoch hineinzieht. Nirgendwo setzen die dünnen Rippen des Gewölbes organisch an den bestehenden Vorlagen an. Ohne Kapitelle oder Kämpfer wachsen sie einfach aus diesen hervor. Im romanischen Joch behielt man sogar die östlichen Rippenanfänger bei. Hier und überall am Übergang zum romanischen Bau wird das Provisorische der Lösung offenbar. Die westlichen Arkaden wurden zum Anschluß

Hochaltar im Münster zu Breisach ▷

Foto: Mühlbauer, Breisach



an die Westpfeiler unschön verformt, ebenso die westlichen Gewölbekappen der Seitenschiffe. Der romanische Schildbogen blieb als sinnloses Mauerband auf der Hochwand stehen. Nur am Gewölbe bemühte man sich ein wenig um plastischen Schmuck, indem die Schnittpunkte der Rippen an einigen Stellen mit pflanzlichem Schmuck als Schlußsteine ausgezeichnet wurden. Dennoch kann man dem Inneren mit seiner hellen, nüchternen Form eine gewisse feierliche Würde nicht absprechen. Auch der Außenbau mit den mächtigen Strebepfeilern und großen Wandflächen erweckt einen monumentalen Eindruck. Diesen stören die viel zu kleinen Fenster, besonders die Rose jedoch empfindlich.

Das Problem der Überdachung dieses riesigen Baukörpers veranlaßte den Baumeister zu einer originellen Lösung. Anstatt über der Fassade und nach Osten riesige Giebel, wie sonst meist bei Hallenkirchen üblich, zu errichten, erhöhte er das Mittelteil turmartig. Hier errichtete er ein niedriges Zeltdach; die Seitenschiffe erhielten Pultdächer. Der Lokalstolz späterer Zeiten wollte in dieser Anlage den Hinweis darauf erkennen, daß man über dem Westjoch ehemals einen Turm in Art des Freiburger Münsters geplant hatte. Genauere Untersuchungen des Baues widerlegen jedoch diese Annahme. Die kräftigeren Innenpfeiler der Fassade waren für die Abstützung der weit gespannten Arkadenbögen bestimmt. Das Mauerwerk hätte einen Turm von den zu erwartenden Dimensionen niemals zu tragen vermocht.

Die mutmaßliche Fertigstellung dieses Bauteiles ist wohl mit der Jahreszahl 1485 außen am Treppenturm der Südseite angegeben. Diese unvermittelte Einstellung der Bauarbeiten am Langhaus ist wohl nicht auf das plötzliche Ausbleiben der Geldmittel zurückzuführen. Denn unmittelbar nach seiner „Vollendung“ begann man mit einer prächtigen und kostspieligen Neuausstattung der gesamten Kirche. Eine letzte Baumaßnahme steht schon in Beziehung dazu. Im Winkel

zwischen Südturm und Chor errichtete man einen Erweiterungsbau der Sakristei. Er wurde geschickt an die eigentümliche Choranlage angeglichen, indem er ebenfalls ein offenes Untergeschoß erhielt. Das Innere wurde mit einem Netzgewölbe versehen. Die Jahreszahl 1494 dicht unter dem Dachansatz am östlichen Strebepfeiler gibt sicher das Datum der Vollendung an.

Unmittelbar nach seiner Fertigstellung erhielt der Westbau eine überraschende und einzigartige Ausmalung durch den zu jener Zeit wohl berühmtesten deutschen Maler. Lange Zeit war der Forschung unklar, warum Martin Schongauer aus Colmar sich seit 1488 in Breisach aufhielt, wo er 1491 starb. Erst als Anfang der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts die bis dahin nur in Fragmenten sichtbaren Fresken freigelegt wurden, fand man mit ihrer Zuweisung an das Werk Schongauers die Erklärung dafür¹²⁾.

Auf dem Mittelteil der Westwand und der Nord- und Südwand der Seitenschiffe entfaltet sich hier wie ein Triptychon das Geschehen des Jüngsten Gerichtes. Über dem Westportal thront auf dem Regenbogen der Weltenrichter. Aus seinem Mund entspringt nach der linken Seite, der Seite des Heils, eine Lilie, nach der anderen, der Seite der Verdammnis das Schwert. Ein flatterndes Schriftband über der erhabenen Rechten heißt die Guten heranzutreten, ein herabhängendes, unter der abweisend gesenkten Linken verkündet den Urteilsspruch für die Sünder. Links und rechts von Christus knien fürbittend Maria und Johannes der Täufer. Hinter Maria stehen die Apostel, angeführt von Petrus, den man an den Schlüssel erkennen. Gegenüber führt Moses die Propheten und Patriarchen des Alten Testaments an. Darüber schweben zu seiten des Rosenfensters Engel, die die Leidenswerkzeuge Christi tragen. Schriftbänder, die sich in die Fensterleibung hineinwinden, verherrlichen das Kreuz als Zeichen der Erlösung.

Zwei Engel über dem flachen Türbogen blasen die Posaunen des Gerichts. Die so gerufenen Toten erheben sich zu beiden Seiten des Portals aus ihren Gräbern. Betend haben sie Hände und Gesichter emporgewendet, doch rechts wendet sich einer mit verzweifelter Gebärde ab.

An der Südwand bewegt sich ein Zug von Menschen nach links aufwärts zum Paradiesestor. Dies durchbricht eine hohe Mauer, die von einer Maßwerkbrüstung bekrönt wird. Dahinter stehen singende und musizierende Engel. Eine lange Inschrift in lateinischen Distichen preist die Freuden der Seligkeit. Das Fenster teilt den Zug in zwei Gruppen. Rechts geleiten zwei Engel die Vertreter der niedrigen Stände. Links werden die höheren Stände, voran Papst und Kaiser, von einem Engel am Paradiesestor empfangen. So ist auch hier die für heilig erachtete Gesellschaftsordnung des Mittelalters gewahrt. Gewänder und Architekturformen entsprechen ganz der Zeit des späten 15. Jahrhunderts.

Die Nordseite schildert ausführlich die Greuel der Hölle. Zwischen züngelnden Flammen und Rauchschwaden werden die nackten Leiber der Verdammten von greulichen Gestalten gepeinigt. Ein riesiger aufgesperrter Rachen rechts unten scheint das Ganze zu verschlingen.

Nicht die Darstellung im einzelnen ist das Ungewöhnliche an dieser Malerei, sondern die Art ihrer Anbringung. Überlebensgroße Gestalten erheben sich unmittelbar vor dem Beschauer aus dem Grab. Das Geschehen spielt sich nicht in großer Ferne an irgendeiner Wand ab oder in kleinem Maßstab auf einem Tafelbild, sondern unmittelbar über demselben Boden, auf dem er steht. Durch die wenigen großen Figuren ist alles überschaubar und um so wirkungsvoller geworden. Zu diesem Zweck nützte der Meister die Gegebenheiten des Raumes geschickt aus, indem er die drei Stationen je auf ein gleich großes Wandfeld verteilte. Andernfalls hätten die Vorlagen und Fenster die Bilder ge-

stört und auseinandergerissen. Die schmalen Seitenfelder der Westwand blieben bewußt ausgespart.

Die Unbilden der Zeit, besonders die schweren Beschädigungen des letzten Krieges, haben nur wenig vom ursprünglichen Glanz der Malerei übriggelassen. Nur wenige Gesichter zeigen noch die feinen Lasuren, die die Wirkung der Freskomalerei noch erhöhten. Viele Einzelfiguren lassen die unmittelbare Einwirkung von den Werken Schongauers erkennen. An einigen der wenigen besser erhaltenen Stellen meint man noch seine Meisterhand zu erkennen, so besonders am Kopf der Maria. Sicher hat eine größere Werkstatt an dieser Arbeit die Hauptsache ausgeführt, doch ist der große Entwurf Schongauer selbst zuzuschreiben.

Das Fresko bildet nur den Anfang einer reichen Folge wertvoller Ausstattungsstücke. Zu dieser Zeit hatte die Verehrung der Heiligen Gervasius und Protasius solche Bedeutung erlangt, daß die Stadt beschloß, ihren Patronen einen neuen Silberschrein anfertigen zu lassen. 1490 genehmigte der Bischof von Konstanz auf zwei Jahre die Abhaltung einer Kollekte zu diesem frommen Vorhaben. 1496 war das Werk vollendet, wie die Inschrift seines Meisters Petrus Berlin auf der einen Schmalseite des Daches verkündet: PETRVS BERLIN DE WIMPPFHNA ANO MCCCC LXXXVI IAR. Die Einzelteile wurden aus Silber getrieben und teilweise vergoldet. Er mißt 58 cm in der Höhe, 84 cm in der Länge und 42,5 cm in der Breite¹³). Ein rechteckiger Kasten wird von einem niedrigen, geschwungenen Walmdach abgeschlossen. Er ruht auf einem niedrigen Podest, dessen Füße vier holzgeschnitzte kauernde Löwen bilden.

Die Seiten des Kastens sind in Figurenischen aufgeteilt, die von spätgotischen Architekturformen gerahmt werden. Doch die kleinen Dienste sind zu ineinandergeflochtenen knorrigen Baumstämmen geworden, die Baldachine werden von den Zweigen ge-

bildet, in die sich bandartige Blätter und Blüten schlingen.

An beiden Langseiten nimmt ein breiteres und höheres Feld die Mitte ein. Es zeigt beide Male den Gekreuzigten mit Maria und Johannes. In zwei weiteren Nischen stehen auf beiden Langseiten die beiden Patrone, in den anderen zwei Nischen einmal Petrus und Paulus, zum andern die Eltern der Heiligen, Vitalis und Valeria. Die sich wiederholenden Figuren sind jeweils nach demselben Vorbild geformt und nur geringfügig abgeändert. In den drei Nischen der einen Schmalseite stehen Andreas, Johannes der Täufer und Ambrosius, der die Leiber der beiden Heiligen in Mailand auffand und in Sant'Ambrogio beisetzen ließ. An der anderen Schmalseite steht der Kirchenpatron Stephanus zwischen Philippus und einem unbekanntem Heiligen.

Die fast vollrund aus Silber getriebenen Figuren tragen weitfaltige, schwere Gewänder, die den Körper fast ganz verschwinden lassen.

Den Dachansatz verbirgt eine Maßwerkbalustrade, hinter der kleine Landsknechtfigürchen in zeitgenössischer Tracht stehen. Die Kanten des Daches sind mit großen Krabben besetzt, den First bekrönt ein hoher Kamm aus Blattformen.

Auf den Längsseiten der Dachschräge zeigen rechteckige Relieftafeln die Legende der Heiligen und die Geschichte von der Auffindung ihrer Leiber durch Ambrosius. In den verbleibenden Zwickelfeldern sind die Reliefs musizierender Engel angebracht. Auf der einen Schmalseite ist die Anbetung der Heiligen Drei Könige dargestellt als Erinnerung daran, daß die Reliquien zusammen mit den ihrigen aus Italien kamen. Das Ereignis von der Übertragung nach Breisach schildert die andere Schmalseite. Hier verläßt eine Prozession mit einem Schrein das Schiff und betritt die Stadt. Durch die topographischen Details ist deutlich gemacht, daß es sich hier um eine Ansicht Breisachs handelt.

Dieses überreiche Gebilde aus feinsten Goldschmiedearbeit verlangte eine wohl ausgestattete Werkstatt. Die Beschauezeichen Straßburger Herkunft, die die Echtheit des Materials bezeugen, sprechen dafür, daß der Schrein in Straßburg entstand. Allerdings hat sich weder ein weiteres Werk des Meisters noch eine archivalische Nachricht über ihn auffinden lassen. Im Breisacher Schrein schuf er ein Meisterwerk, das wohl am ausgeprägtesten die bizarre, „barock“-bewegte Spätstufe der ausgehenden Gotik vertritt.

Der Reliquienschrein war nur ein Teil der reichen Neuausstattung des Chores. Mit ihr ging auch eine Neuordnung des Gottesdienstes und der weiteren Pflichten der Geistlichkeit zusammen. Die Verwaltung lag in den Händen des Stadtrates. Das Ergebnis dieser Maßnahmen war das Chorstatut von 1501, in dem die Verpflichtungen der Geistlichkeit und ihre Einkünfte neu festgelegt wurden. Zu dieser Zeit taten etwa 16 Priester an mindestens 13 Altären ihren Dienst. Sie waren auch mehrmals am Tage zu gemeinsamem Stundengebet im Chor verpflichtet, bildeten aber weder eine klösterliche Gemeinschaft, noch ein weltliches Kollegiatstift¹⁴).

Entsprechend den liturgischen Gewohnheiten des späteren Mittelalters wurde auch in der Breisacher Pfarrkirche der Chor durch einen Lettner vom Laienraum abgegrenzt. Das zierliche Bauwerk besteht aus einer steinernen, baldachinartigen Tribüne über fünf Arkaden. Es lehnt sich gegen die östlichen Vierungspfeiler. Der Durchgang zum Chor war ursprünglich bis auf zwei Türen verschlossen; unter dem Mittelbogen öffnete sich ein Spitzbogenfenster. Vor diesem und vor den beiden Vierungspfeilern stand ehemals je ein Altar, ein vierter auf der Tribüne war über Treppen auf der Chorseite zu erreichen¹⁵).

Die fünf breit proportionierten Spitzbögen erheben sich über schlanken Bündelpfeilern. Die äußeren Bogenprofile sind zu hohen Kielbögen ausgezogen, die in einer gro-

ßen Kreuzblume enden. Die Außenseiten der Bögen sind mit Krabben besetzt. Aus den inneren Profilen wachsen bizarre Maßwerkornamente in die Bogenfelder hinein. Über den Pfeilern stehen auf Blattkonsolen unter reich bekrönten Baldachinen Figuren. Die glatt geschlossenen Wandfelder in den Zwickeln zwischen den Bögen sind mit Maßwerk verblendet. Hinter den Baldachinen bildet eine Maßwerkbrüstung den oberen Abschluß. Sie wird jedoch von den Spitzen der Bögen und Baldachine überragt.

Die Figuren unter den Baldachinen bilden ein geschlossenes Programm, das eng mit der Breisacher Tradition verbunden ist. Links vom Mittelbogen steht Maria mit dem Kind. Ihr wenden sich rechts die Heiligen Drei Könige zu. Links steht Joseph und an der Ecke der Kirchenpatron Stephanus. Die beiden Stadtpatrone Gervasius und Protasius folgen auf der nördlichen Schmalseite, ihre Eltern Vitalis und Valeria stehen an der südlichen Schmalseite. Etwas tiefer stehen an den Eckpfeilern noch die Heiligen Barbara und Katharina. In den Zwickeln dreier Arkaden befinden sich Reliefs von Engeln. Auf der Rückseite zum Chor stehen auf Blattkonsolen seitlich des Mittelfensters Maria und der Engel der Verkündigung. Über dem Fenster ragt aus einer Wolke Gottvater.

Der Lettner, der eher wie ein Schrein denn wie ein Bauwerk wirkt, ist mit seiner reichen, nur noch ornamental wirkenden Architektur ein typischer Vertreter der dekorativen spätgotischen Baukunst. Sein Entwurf stammt sicher von einem Bildhauer. Die Figuren stehen ganz in der spätgotischen Tradition des Oberrheins, die auch Einflüsse aus Schwaben aufnimmt.

Künstler aus der Lettnerwerkstatt arbeiteten auch die dekorative Rahmung einer Wandnische auf der Nordseite des Chores, die zur Aufnahme des Reliquienschreines bestimmt war. Nur an bestimmten Festtagen fand er seine Aufstellung im Mittelfenster des Lettners. An der Kielbogenrahmung der

Nische häufen sich noch die Schmuckformen des Lettners. Seitlich stehen zwei Figürchen der Heiligen, die ganz dem Lettnerstil angehören. Das gilt auch für den Engel im Bogenfeld, der ein Schriftband hält mit den Worten: „Gervasius cum Prothasio iacet hic tumulatus 1497“. Damit ist die Nische fest datiert, und sie gibt auch an, wann der Lettner im Bau war. Vollendet war er spätestens im Winter 1500, denn am 24. Januar 1501 wurden unter ihm drei Altäre neu geweiht und am 25. Januar ein weiterer auf ihm¹⁶).

Wohl zur selben Zeit ist auch das Chorgestühl mit dem zugehörigen Zelebrantensitz entstanden. Es bietet weit mehr Plätze als es Geistliche am Münster gab. Doch es war ja nicht nur als Zweckmöbel, sondern zugleich als kultischer Schmuck des Vorchores bestimmt¹⁷). Darstellungen von Heiligen und Szenen aus dem Alten und Neuen Testament zieren die Wangen der rückwärtigen Sitzreihe, darunter wieder die Patrone von Kirche und Stadt. Dazu kommen die Handknäufel und Misericordien mit Darstellungen aus dem Alltag, aus Tierfabeln und mit grotesken Wesen. Besonders originell sind die Szenen in den ringförmigen Aufsätzen der vorderen Wangen.

Schließlich sei noch kurz das Sakramentshäuschen unter dem Eingangsbogen der nördlichen Nebenapsis erwähnt. Noch mehr als der Lettner wirkt es wie ein in Stein ausgeführtes Werk der Kleinkunst. In der zierlichen Architektur des Helmes und um den Tabernakel herum stehen musizierende Engel. Auch hier sprechen die Details für eine Entstehung im späten 15. Jahrhundert, doch war hier ein anderer Meister als am Lettner tätig.

Schon ins nächste Jahrhundert gehört das Heilige Grab, das in die gegenüberliegende

Fresken des Martin Schongauer im Münster zu Breisach ▷
Foto: Mühlbauer, Breisach



Wand derselben Apsis eingebaut wurde. Die Architektur wirkt dünn und unbeholfen. Sie wiederholt Formen in der Art des Lettners, ohne ihre Qualität zu erreichen. Auch die Figuren sind derb und schwer. Doch in dem Körper Christi auf dem Grab kündigt sich schon die neue Zeit an. Hier versuchte der Bildhauer einen menschlichen Körper naturgetreu zu modellieren. Die Anlage folgt einer langen Tradition, die um 1300 im Oberrheingebiet ihren Ausgang nahm. Das Breisacher Grab entstand 1517, wie die Jahreszahl rechts oben mit dem Meisterzeichen angibt.

Noch einmal vergaben die Breisacher einen Auftrag an einen der größten Bildhauer am Oberrhein. Er sollte einen neuen Hochaltar schnitzen, wohl als Abschluß der großen Neuausstattung des Chors. Das Beglaubigungsschreiben, womit sie ihn zum Ankauf des nötigen Holzes 1523 nach Freiburg schickten, hat sich erhalten. Doch ist darin kein Name genannt. Lediglich sein Signum HL und die Jahreszahl der Vollendung sind auf Täfelchen, die einige der Engel am Altar halten, geschrieben¹⁸⁾.

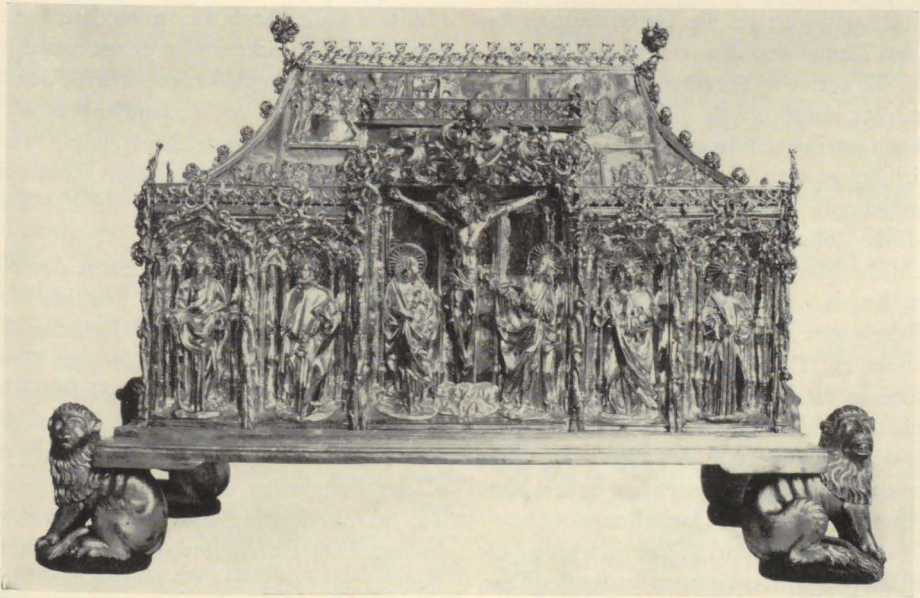
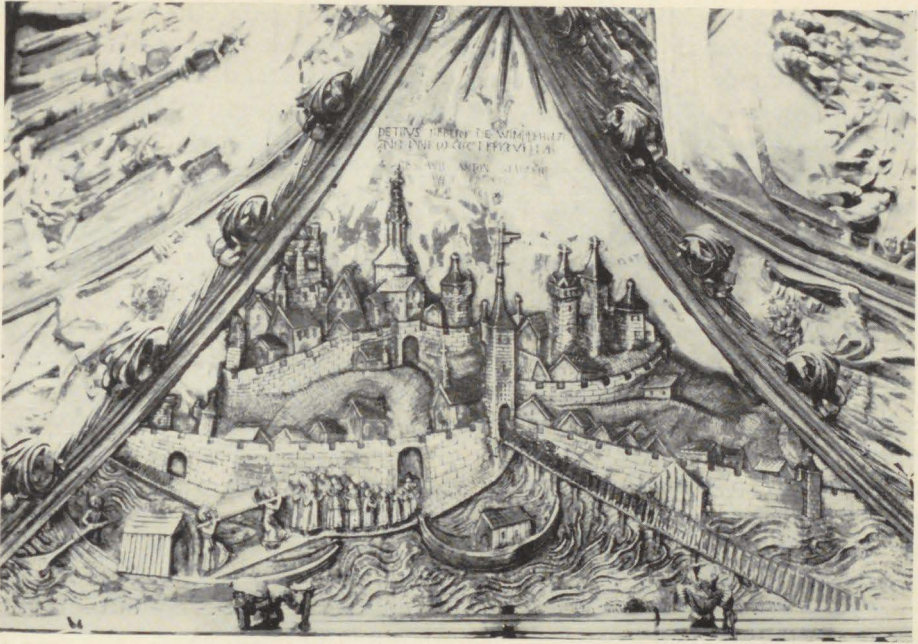
Der Schnitzaltar erhebt sich über der älteren Mensa. Eine schmale, kastenförmige Predella und geschweifte Konsolen stützen den Schrein. Er schließt oben in einem flachen Kleeblattbogen. Zwei halb so breite Flügel enden in entsprechend geschwungenen Segmenten. Sie sind weniger tief als der Schrein. Breite, glatte Profile rahmen die einzelnen Teile. Die oberen Partien sind von üppigem Blattwerk wie durch Vorhänge verhüllt. Es nimmt seinen Ausgang von seitlich an der Rahmung aufwachsenden Baumstämmchen. Ein hohes, feingliedriges Sprengwerk bekrönt den Schrein und wächst bis unter das Gewölbe auf.

Im Mittelschrein ist die Krönung Mariens dargestellt. Der linke Flügel zeigt die Kirchenpatrone Stephanus und Laurentius, der rechte die Heiligen Gervasius und Protasius. In der Predella sind die Büsten der vier Evangelisten mit ihren Symbolen zu sehen.

In der Mitte des Gesprenge befindet sich die Gruppe der hl. Anna Selbdritt, daneben die Eltern der beiden Märtyrerbrüder, Vitalis und Valeria und zwei musizierende Engel. Hoch oben weist der Schmerzensmann seine Wundmale.

Die nahezu vollplastischen Figuren der Marienkrönung sind von Wolken umgeben, aus denen überall kleine Engel oder Puttenköpfe auftauchen. Maria kniet nicht, wie sonst meist bei dieser Darstellung, sondern scheint aufrecht zwischen Christus und Gottvater emporzuschweben. Ihr reiches Gewand umgibt den Körper in bewegten Falten, die nach oben wirbelnd ausbauschen. Auch ihre Locken wehen nach oben. Die Arme hat sie vor der Brust gekreuzt und den Kopf demütig zu Gottvater geneigt. Dieser und Christus entsprechen sich in den Grundzügen der Komposition. Auch ihre Haare und Gewänder sind wild bewegt oder werden in straffen Falten um die Glieder gespannt. Die Krone, die sie mit weit ausgestrecktem Arm über Marias Haupt halten, scheint zu schweben. Auch greifen ihre Hände nur ganz leicht nach den königlichen Insignien. Szepter und Kronen sind als prächtige Schmuckstücke gearbeitet. Auf dem Rand von Marias Krone sind dazu noch kleine musizierende Engel zu sehen. Über ihr schwebt die Taube des Heiligen Geistes. Um die Figuren spielen in den Wolken und in den Falten ihrer Gewänder zahlreiche nackte Engelsfigürchen. Einige beschäftigen sich mit Büchern oder Musikinstrumenten. Andere halten Tafeln, auf denen mehrmals das Monogramm HL und einmal die Jahreszahl 1526 zu lesen sind.

Alle Körper sind kraftvoll und in Anlehnung an die Natur modelliert. Das wird besonders deutlich am Oberkörper Christi und an den Engeln. Aber auch unter den Gewändern sieht man deutlich alle Glieder sich abzeichnen, sie werden nicht mehr wie in der Gotik hinter den Falten verborgen. Trotz der scheinbar wirren Bewegung der Falten kann man den Verlauf der Kleidungsstücke



Reliquenschrein der Heiligen Gervasius und Protasius a) Detail; b) total

Foto: Mühlbauer, Breisach

deutlich verfolgen. Die Bewegungen sind heftig, beinahe ekstatisch; dagegen bildet das ruhige Gesicht der Maria einen eigen tümlichen Kontrast.

Dieser reich bewegten, in vielfältiges Licht- und Schattenspiel aufgelösten Mittelgruppe stehen als Gegensatz die Flügel zur Seite. Vor dem hellen, flachen Holzgrund stehen hier die Heiligenfiguren wie Statuen. Durch die geringere Tiefe und den glatten Grund ist die Schattenbildung viel schwächer. Auch das Rankenwerk ist flächiger gebildet. Doch auch hier sind die Figuren unverkennbar von derselben Art. Hier wird besonders die meisterhafte Behandlung der Einzelheiten deutlich. Die Diakone tragen prächtige liturgische Gewänder, die Märtyrerbrüder sind wie reiche Stutzer des beginnenden 16. Jahrhunderts gekleidet, die ihre Marterwerkzeuge wie modische Attribute tragen. Die stofflichen Unterschiede der Gewänder sind deutlich hervorgehoben. Die Gesichter sind kraftvoll und individuell modelliert. Der männliche ältere ist treffend gegenüber dem kindlichen jüngeren Bruder charakterisiert.

Noch gesteigert ist die Individualisierung bei den Büsten der Evangelisten in der Predella, die fast wie Porträts wirken. Sie sind nicht, wie sonst üblich, nebeneinander einfach aufgereiht, sondern sind zueinander in Beziehung gesetzt. In dem schattigen Hohlraum schreibt links tief versunken der jugendliche Johannes. Neben ihm wendet der männliche Matthäus energisch den Kopf zurück. Rechts neigen sich der ältere Markus und der greise Lukas wie in einem Gespräch einander zu. Die großen, fülligen Gesichter sind bis in die kleinsten Züge sorgfältig ausgeführt. Wohl zu Recht hat man in ihnen auch die Verkörperung der vier Lebensalter oder der vier Temperamente gesehen, eine zu jener Zeit geläufige Darstellung.

In den Köpfen und Körpern werden die Einflüsse der Renaissance unverkennbar. Auch die wirklichkeitsgetreue Wiedergabe aller Details zeigt das tiefe Interesse des

Künstlers an seiner Umwelt. Ganz im Gegensatz zu dieser Naturnähe scheint zu stehen, daß der Künstler offenbar bewußt auf die farbige Fassung der Skulpturen verzichtete. Nur Fleishteile, besonders die Gesichter, sind zart getönt, doch auch hier scheint die Holzoberfläche überall durch. Gerade diese farbliche Stilisierung unterstreicht aber den neuen Geist des Künstlers. Er wollte so ausschließlich die Form zur Wirkung kommen lassen.

Auch in seiner äußeren Form weicht der Altar von den traditionellen Wegen ab. Nur scheinbar handelt es sich um einen Flügelaltar im alten Sinn. Die Flügel hängen zwar in Scharnieren, doch sind sie durch Eisenträger fest mit der Wand verbunden. Sie waren nicht dazu bestimmt, geschlossen zu werden, ihre Rückseiten zeigen die rohe Holzoberfläche. Auch die klare Begrenzung des Umrisses und die betont breite, horizontale Wirkung ist ein neuer Zug. Die leicht geschwungene Oberkante war ursprünglich der obere Abschluß. Erst nachträglich wurde das Gesprenge hinzugefügt, das auch nicht zum Gesamtbild paßt. Auch die stilistischen Formen der Figuren weichen von denen des Altars ab. Doch ging ihr Künstler offenbar aus dieser Werkstatt hervor. Vermutlich wollten die Breisacher nachträglich ihrem Altar wieder ein konventionelleres Aussehen geben und beauftragten damit ein Mitglied der Werkstatt des HL.

Gerade dieser Gegensatz macht das Neue in der Kunst des Meisters deutlich. Zwar wurzelt er noch in der mittelalterlichen Tradition. Dies zeigt sich besonders am Gesicht der Maria, das ganz den oberrheinischen Madonnen des 15. Jahrhunderts gleicht. Auch der Gewandstil mit seiner Bevorzugung paralleler Faltenzüge war um die Wende zum 16. Jahrhundert in Süddeutschland weit verbreitet. Dies Überlieferungsgut aber ist verbunden mit den neuen Gedanken der Renaissance, so daß sich hier ein echtes Bindeglied zur neuen Zeit ergibt.



Westportal des Breisacher Münsters

Auch nachmittelalterliche Zeiten haben noch manches zur Ausstattung des Münsters hinzugetan. Doch erreichte man nie mehr die Höhepunkte des ausgehenden Mittelalters. Hervorzuheben ist nur die Kanzel, ein vorzügliches Werk der Tischlerkunst. 1597 wurde sie von vornehmen Breisachern gestiftet, deren Wappen, in Holz eingelegt, den Aufgang zieren.

Das 19. Jahrhundert ließ einen großen Teil der Ausstattung verschwinden. In falsch verstandenem Historismus griff es empfindlich in den durch Jahrhunderte gewachsenen Organismus des Gebäudes ein. Die Verwüstungen des letzten Krieges taten dazu das ihrige. Dem gewissenhaften und opferwilligen Wiederaufbau der beiden vergangenen Jahrzehnte ist es zu verdanken, daß wir heute im Breisacher Münster noch immer ein beredtes Zeugnis der Frömmigkeit und des Stolzes vergangener Breisacher Geschlechter besitzen.

Anmerkungen

¹⁾ Mit der Schleifung der barocken Befestigung unter Maria Theresia seit 1741 erfolgte auch die Niederlegung des Burgturmes. Bei der Beschießung der Stadt durch französische Revolutionstruppen 1793 wurde die Bebauung auf dem Berg weitgehend zerstört. Das Münster wurde dabei weitgehend verschont; bei ihm brannte das Langhausdach ab.

Siehe zur Geschichte: Günther Haselier, Geschichte der Stadt Breisach am Rhein. 1. Halbband: Von den Anfängen bis zum Jahr 1700. Breisach 1969 (der zweite Halbband ist im Erscheinen).

²⁾ Die Bezeichnung als „Münster“ läßt sich bis ins 14. Jh. zurückverfolgen. Sie sagt, wie häufig im alemannischen Sprachgebiet, nichts über den Status der Kirche aus.

³⁾ „Annales Engelbergenses“, Monumenta Germaniae Historica, Scriptorum 17, 278.

⁴⁾ Siehe Haselier S. 65 ff.

⁵⁾ Die Stadt Mailand hielt immer daran fest, daß sie im Besitz der vollzähligen Reliquien sei, was Grabungen im 19. Jh. zu bestätigen scheinen. Die Legende (erstmalig zusammenhängend abgedruckt in: Joh. Berken, Vita sanctorum Gervasii et Prothasii cum sermone et translatione ad opidum Brisach quorum ossa ibidem habentur, Straßburg 1505 bei Joh. Grüninger) berichtet,

daß die Breisacher als Dank für ihre Gastfreundschaft zunächst die Reliquien des einen Bruders erhielt. Als sich dann aber das Schiff nicht vom Ufer lösen ließ, nahm man das als Zeichen, daß die anderen Reliquien in Breisach verbleiben sollten. Doch das Wunder wiederholte sich. Nun erkannte man, daß Gott die Brüder auch im Tod nicht getrennt sehen wollte, und beließ beide in Breisach.

⁶⁾ Siehe Haselier S. 80 ff.

⁷⁾ Siehe den ersten Bericht von G. Fingerlin, Neue Ausgrabungen im spätrömischen Kastell Breisach, in: Archäologische Nachrichten aus Baden, Heft 5, Oktober 1970, 8—12.

⁸⁾ In der zweiten Hälfte des 19. Jh. versah man das Äußere des romanischen Baues mit einer reichen Gliederung von Lisenen und Rundbogenfriesen, das Innere mit einer buntpfarbigen Ausmalung. Diese arg entstellenden und ohne jeden historischen Anhalt angefertigten Zutaten wurden nach dem letzten Krieg wieder entfernt.

⁹⁾ Die Seitenschiffenster sind heute viel zu groß, sie erhielten ihre Gestalt sicher in nachmittelalterlicher Zeit. Im 19. Jh. wurden sie nur geringfügig verkleinert. Ganz erneuert wurde das Fenster im Südquerhaus; es ersetzt ein spätgotisches Maßwerfenster.

¹⁰⁾ Siehe Haselier S. 112 ff.

¹¹⁾ Siehe Apostelgeschichte, Kapitel 6 und 7.

¹²⁾ Siehe Jos. Sauer, Der Freskenzyklus im Münster zu Breisach, Freiburg 1934.

¹³⁾ Siehe J. M. Fritz in Katalog zur Ausstellung Spätgotik am Oberrhein, Karlsruhe 1970, Kat.-Nr. 232.

¹⁴⁾ Das Dokument im Münsterarchiv Breisach, Pfarrhaus. Zum religiösen Leben in Breisach zu jener Zeit siehe: W. Müller, Der Wandel des kirchlichen Lebens vom Mittelalter in die Neuzeit, erörtert am Beispiel Breisach, in: Freiburger Diözesanarchiv 82/83 (3. Folge 14/15, 1962/63) S. 227—247.

¹⁵⁾ Um den Altarraum wieder etwas mit dem Kirchenraum zu verbinden, wurde die Rückwand des Lettners in den drei Bögen ausgebrochen. Damit wurde Ende der fünfziger Jahre eine lange Kontroverse um ihn beendet.

¹⁶⁾ Die Urkunden im Münsterarchiv Breisach.

¹⁷⁾ Eine Überlieferung unbekanntes Ursprungs besagt, daß das Gestühl aus dem um 1525 aufgelassenen Zisterzienserinnenkloster Marienau bei Breisach stamme. Dem widerspricht jedoch die Anlage, die eindeutig auf die Gegebenheiten des Vorchors zugeschnitten ist, und die mit dem Münster eng verbundenen bildlichen Darstellungen.

¹⁸⁾ Siehe E. Zimmermann im Karlsruher Katalog S. 201 ff.

W. Noack, Der Breisacher Altar, Langewiesche-Bücherei, Königstein im Taunus.

Anmerkung der Schriftleitung:

Für die ganzseitigen Tafeln in diesem Aufsatz haben wir für die Überlassung der Klischees dem Badenia-Verlag, Karlsruhe, recht herzlich zu danken.

Der Stadtverwaltung Breisach sei herzlich gedankt für die Abbildungen auf den Seiten 135 bis 139.

Wallfahrten und Wallfahrtskapellen am Kaiserstuhl

Aus der Arbeit der Inventarisierung der Wallfahrtsorte in der Erzdiözese Freiburg

Von Leander Petzoldt, Freiburg

Der deutsche Südwesten war einst so reich an Wallfahrtsorten, daß ein Geistlicher um 1771 sagen konnte, sie würden einander selbst am Opfer wehetun, und der Bauer glaube, schon auf ewig gerettet zu sein, wenn er neben dem alljährlichen Gang nach Einsiedeln noch in jedem Vierteljahr eine kleinere Wallfahrt besuchte¹⁾. Die alemannischen Bauern waren eifrige Wallfahrer, und konnten sie nicht selbst gehen, so fanden sich Arme, die für Proviant und ein Reisegeld die Wallfahrt stellvertretend für sie ausführten. So wallfahrte die 1838 verstorbene Marianne von Schenkzell für andere Leute aus dem Kinzigtal insgesamt neunundneunzigmal nach Einsiedeln²⁾. In Haslach nannte man die oft sehr geschwätigen weiblichen Ersatzwallfahrer „Wallfahrtsrätschen“, wie Heinrich Hansjakob in seinem Roman *Bauernblut* schreibt³⁾.

Im Gefolge des Josephinismus und der Aufklärung wurden die Frömmigkeitsübungen und darunter insbesondere das Wallfahrtswesen sehr stark eingeschränkt. So wurden vor allem die Fernwallfahrten zu Gunsten der Nahwallfahrten aufgehoben. „Keine Wallfahrt sollte die Gläubigen über Nacht von zu Hause abhalten, keine Prozession so weit gehen, daß man unterwegs zu einer Einkehr gezwungen wäre“⁴⁾, wurde verordnet, um jede Gelegenheit zum Mißbrauch zu unterbinden. Auch der reformfreudige Konstanzer Bischof Frh. v. Wessenberg (1774—1860) trug durch seine allen volkstümlichen religiösen Bräuchen abholde Einstellung wesentlich zum Abgehen vieler Wallfahrten bei. Trotzdem findet sich auch heute noch ein verhältnismäßig reiches Wallfahrtsbrauchtum in der Erzdiözese Freiburg, oder es lassen sich zu-

mindest Spuren des einstigen Reichtums feststellen. In einem kleinen Überblick sollen an dieser Stelle die Wallfahrten am und um den Kaiserstuhl betrachtet werden.

I.

Einer der schönsten Orte am Kaiserstuhl ist Eendingen, der mit seiner dem hl. Martin geweihten Kirche eine der ältesten Kirchen am Kaiserstuhl besitzt, die bereits 1296 erwähnt ist und ursprünglich als Filiale zu St. Martin in Riegel gehörte. Heute wird sie die „Obere Kirche“ genannt, nachdem St. Peter Pfarrkirche geworden ist⁵⁾. Der heutige Bau stammt aus dem Jahre 1846, nur Turm und Chor sind von der älteren Kirche erhalten geblieben, die schon früh als Wallfahrtskirche bekannt war. Bereits 1467 wird ein Altar zu Ehren Unserer Lieben Frau mit dem Jesuskind genannt, der von einer Handwerksbruderschaft unterhalten wurde⁶⁾. Im 15. und 16. Jahrhundert war der Zustrom an Wallfahrern oft so groß, daß die Stadt sie nicht alle beherbergen konnte. Sie erhielt einen noch größeren Aufschwung durch ein Mirakel, das im Jahre 1615 geschah. Von da an sprach man von der „weinenden Muttergottes“ in der Oberen Kirche. Rund vierzig Jahre später schreibt der Jesuit Wilhelm Gumpfenberg über das Mirakel, das drei Jahre vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges stattgefunden hatte⁷⁾:

„Es stehen dort (in Eendingen) zwei, nicht sonderlich geräumige Kirchen. In einer von diesen ist eine Statue Unserer Lieben Frau, ungefähr 3 Fuß hoch, berühmt wegen einer auffälligen Vorkündigung, die nachher unsägliche Verwüstungen durch verschiedene feindliche Heere überreich bestätigten. Denn wer weiß nicht, wie im ganzen

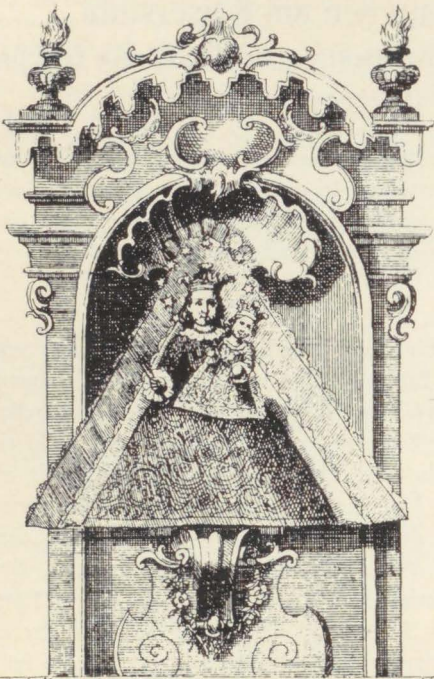


Abbildung der Wunderthätigen Jungfrau und Mutter Gott-
es Maria in Endingen St. Martins Pfarrkirchen wele ano.
1615 Miraculose was geveind hat

Ein alter Stich des Gnadenbildes von Endingen

Schwedenkrieg dieses sogenannte Obere Elsaß für feindliches und freundliches Militär zum Schauplatz diente, wo jegliche soldatische Willkür frevelte und sich austobte. Aber daß ich das Wunder von dieser Statue der Heiligen Jungfrau schildere, das ich oben erwähnte. Ehe der Schwedenkrieg ausbrach, zu einer Zeit, als in jenem Landstrich noch tiefster Friede war, fing diese Statue an zu weinen und Tränen zu vergießen, als Anzeichen der bevorstehenden Übel. Eine Täuschung ist ausgeschlossen, denn das Weinen dauerte mehrere Stunden... Die Statue konnte von allen gesehen, konnte berührt und untersucht werden. Zudem zog man geeignete Zeugen hinzu, und diese bestätigten die Sache unter Eid, wie das Volk sie sah. Es brachen dann die Nöte des Krieges herein. Und, was größer ist als

tausend Wunder, sie haben in der ganzen Gegend Städte und Dörfer mit schrecklichen Bränden heimgesucht, so daß selten die Hälfte der Häuser von den Flammen verschont blieb. Aber in dieser Stadt, obgleich sie von keinem einzigen Soldaten je verteidigt wurde, hat kein einziges Haus Feuerschaden erlitten.“

Das Tränenwunder wurde von Zeugen beobachtet, die ihre Aussagen in mehreren Protokollen niederlegten. Aus ihnen geht hervor, daß nicht nur vom Gesicht der Marienstatue, sondern auch vom Gesicht des Jesuskindes Tränen herabströmten. Die Jesuiten führten ein Jahr später eine Rosenkranzbruderschaft ein, die bis 1783 bestand. Sie wurde in diesem Jahr, ebenso wie die Wallfahrt, durch Kaiser Joseph II. aufgehoben. Doch konnte die josephinische Aufklärung die Wallfahrt auf die Dauer nicht unterdrücken und zu Beginn der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts finden wieder regelmäßig Wallfahrtsgottesdienste statt. Die Hauptwallfahrt aber ist an Christi Himmelfahrt; zur Erinnerung an den Tag, an dem das Mirakel geschah, ehren die Wallfahrer die „weinende Muttergottes“ von Endingen mit einer Lichterprozession.

Zur Pfarrei Endingen gehört auch die auf der Höhe des Kaiserstuhls stehende Katharinenkapelle. Karl Kurrus konnte den urkundlichen Nachweis führen, daß sie bereits im Jahre 1402 bestand; er nimmt an, daß sie um 1322—1330 errichtet wurde⁸⁾. Sie ist der hl. Katharina von Alexandrien, Jungfrau und Märtyrerin, geweiht⁹⁾ Die hl. Katharina wird in der Erzdiözese Freiburg in acht Pfarrkirchen, drei Filialkirchen und vier Kapellen verehrt. Die Katharinenkapelle verdankte ihre Entstehung der Überlieferung nach dem Gelöbniß der Gattin eines Schneulin von Weißwihl. Sie gelobte, eine Kapelle zu stiften, wenn ihr Gemahl, der in Breisach gefangen war, wieder heil aus dem Krieg zurückkehre. Das

sei 1388 geschehen¹⁰). Zur Katharinenkapelle hat sich, obwohl schon um 1400 vielbesucht, keine eigentliche Wallfahrt entwickelt, da sie mehrmals zerstört und erst nach langen Zeiträumen wieder aufgebaut wurde. Heute findet jeweils am Dienstag in der Bittwoche eine Prozession mit anschließendem Gottesdienst von Endingen aus statt. Die Kapelle wurde in der heutigen Form 1861/62 errichtet.

II.

Eine vielbesuchte Wallfahrt ist die des heiligen Pantaleon. Seine Kapelle liegt zwischen Ober- und Niederrotweil, der Pfad dorthin zwischen den Rebbergen ist von einem schönen Kreuzweg begleitet. Auf dem Hauptaltar liegt in einem großen Reliquienschrein, wie wir es sonst nur von den barocken Wallfahrten Oberbayerns kennen, der Heilige. Am Hauptwallfahrtstag, dem Sonntag nach dem 27. Juli, kommen vor der Kapelle bis zu 4000 Wallfahrer aus den umliegenden Ortschaften zusammen, um dem Wallfahrtsgottesdienst beizuwohnen. Schon Elard Hugo Meyer schreibt 1900 in seinem Buch über das badische Volksleben: „Zum heiligen Pantaleon... wallfahrtet man aus der ganzen Umgegend am „Bandlifäscht“ und auch bei Unglücksfällen des Viehs“¹¹). Der hl. Pantaleon ist ein typischer, wenn auch nicht häufig vorkommender Bauernpatron, das



Die St. Pantaleonskapelle bei Niederrotweil

zeigen die vielen Viehverlöbnisse auf den Motivtafeln und die Tatsache, daß einer der Wallfahrtstage auf dem sogenannten „Hagelfreitag“ (Schauerfreitag) nach Christi Himmelfahrt liegt, wo es gilt, den Heiligen um Gedeihen der Feldfrucht und Schutz vor Unwetter zu bitten. Seit einigen Jahrzehnten ist mit der Wallfahrt eine Reiterprozession mit anschließender Pferdesegnung und parallel dazu eine Segnung der Traktoren verbunden. Von Oberrotweil setzt sich die Prozession in Bewegung; ca. 30 bis 40 Reiter aus Oberbergen, Burkheim, Oberrimsingen und Breisach nehmen daran teil. Wie vor dem Zweiten Weltkrieg, kommen auch heute wieder Wallfahrer aus dem Elsaß, aus Kienzheim und Kaisersberg vor allem, zum hl. Pantaleon.

Zahlreiche Motivbilder zeugen von den Verlöbnissen zum hl. Pantaleon als Dank für erwiesene Hilfe. Die älteste noch vorhandene Motivtafel ist auf Leinwand gemalt und stammt aus dem Jahre 1778; leider ist sie sehr schlecht erhalten, doch erkennt man darauf den hl. Pantaleon mit auf dem Kopf zusammengenagelten Händen, so, wie er der Legende nach gemartert wurde. Ein Palmzweig ist sein Attribut als Märtyrer. Darunter ist ein ins Wasser gestürzter Leiterwagen zu sehen, der Lenker liegt darunter und sechs Kinder, deren Dreispitzhüte im Wasser schwimmen, sind ebenfalls heraus-



Die Marienkapelle auf dem Litzelberg bei Sasbach



Detail einer Votivtafel aus der Pantaleonskapelle
Foto: L. Petzold

gefallen. Die Votanten sind links in der Mitte zu sehen: eine betende Familie, der dieses Unglück zugestoßen ist und die durch Anrufung des Heiligen gerettet wurde. Die darunterstehende Unterschrift (Promulgatio) ist leider nicht mehr vollständig lesbar, gibt aber genügend Aufschluß: „Durch die Fürbitt des hl. Pantaleon bin ich, Anderes Wanner von Kintzheim/Elsaß von . . . (Lebens) Gefahr mit 6 Kindern Errettet und bey dem Leben . . . (erhalten) worden, den 8. tag Augustmonat 1778“. — Andere Tafeln zeigen den hl. Pantaleon in römischer Kleidung mit Schnürsandalen und mit Schwert und Palme. Das Schwert ist ihm als Attribut beigegeben, da man ihn schließlich nach vielen Martern mit dem Schwert hinrichtete. Auch mit dem Medizinglas wird er häufig abgebildet, weil er nach der Legende gegen Ende des 3. Jahrhunderts zu Nicomedien als Sohn reicher Eltern geboren, die Heilkunst studierte. So wird er denn auch häufig bei Krankheiten des Menschen und des Viehs angerufen. Ein Verlöbniß mit der Fotografie einer Frau berichtet: „Lob und . . . Dank dem hl. Pan(taleon). Auf die Fürbitte des hl. Pantaleon wurde ich von meiner ansteckenden Krankheit, der roten Ruhr wieder vollständig gesund. Ehrenstetten, 20. August 1920, Klara Zipfel.“ Daneben hängt eine noch jüngere

Tafel aus den letzten Jahren, die auf schwarzem Stoff mit Goldbuchstaben nur die Schrift gestickt hat: „St. Pantaleon hat geholfen“. Eine Votivtafel, aus Ebersheim 1820 datiert, zeigt zu Füßen des hl. Pantaleon (Schwert und Palme) ein Ehepaar mit sieben Wickelkindern, sog. Fatschenkindlein, von denen drei mit einem Kreuz über dem Kopf als verstorben gekennzeichnet sind. Hier verlobte sich eine ganze Familie um der Gesundheit ihrer lebenden und das Seelenheil ihrer gestorbenen Kinder willen zum hl. Pantaleon. Auf einer anderen durch ihre Größe herausragenden Votivtafel (51 × 34 cm) ist der Heilige mit Schwert, Mühlstein und Medizinflasche dargestellt. Zu seinen Füßen betet eine ganze Familie um das Leben eines im Bett liegenden Kindes, das, wie das Bild zeigt, an einem Blutsturz darniederliegt. Die Tafel ist gekennzeichnet „Ex Voto im Jahre 1859. V. W.; J. A.“; und zwischen den Monogrammen ist das Christogramm gemalt. Die meisten Tafeln sind jedoch um 1960 bei der Renovierung der Kirche herausgenommen worden. Bis dahin waren fast alle Wände der Kirche mit Votivtafeln und Bildern behängt, z. T. in sehr einfacher Art mit Wasserfarben auf Papier oder Pappe gemalt. Die wenigsten Votivtafeln waren mit Öl auf Leinwand oder Holz gemalt. Es hängen noch einige Tafeln auf der Empore mit Verlöbnissen aus Kienzheim, Artzenheim, Urschenheim, Ebersheim, Mäckenheim, Ehrenstetten, Wittisheim d. h. aus den Jahren 1778, 1781, 1806, 1811, 1818, 1820, 1825, 1826, 1832, 1836, 1837, 1843, 1846, 1855, 1868, 1892, 1920 und 1969 (?). Heute bedarf es der Erlaubnis des Pfarrers, will man eine Votivtafel anbringen. Trotzdem werden hin und wieder bis in die letzte Zeit hinein auch Zettel und Briefe mit Geld und dem Dank für Erhörung niedergelegt. Ein Zeichen dafür, daß das Ansehen des hl. Pantaleon im ganzen Umkreis noch groß ist und er als einer der Vierzehn Nothelfer in allen Nöten des Leibes und der Seele angerufen wird.

III.

Nicht allzuweit von Oberrotweil entfernt liegt auf einem Ausläufer des Kaiserstuhls, dem Litzelberg bei Sasbach, die Wallfahrtskirche zur schmerzhaften Mutter Gottes. Auch dies ist eine stark besuchte Wallfahrt. Die Entstehungslegende berichtet:

„In früheren Zeiten schwerer Heimsuchung der Bewohner Sasbachs und der Umgegend haben einige fromme Männer des Dorfes das Gnadenbild der schmerzhaften Mutter Gottes (man weiß nicht mehr woher) herbeigebracht, nach längerer Berathung über den Ort der Aufstellung und über die Erbauung einer Kapelle, dasselbe auf den (Litzel-) Berg hinaufgetragen, an der Stelle aber, wo es gegenwärtig noch verehrt wird, nicht mehr weiter bringen können, und daraus erkannt, daß diese Stelle der für die Niederlassung bestimmte Platz sei, daher von einem Versuche weiterer Verbringung abgesehen, eine Kapelle erbaut und das Bild zur Verehrung darin aufgestellt.“

Es handelt sich also um den Typus der Legende vom weisenden Kultbild, das selbst den Platz seiner Aufstellung bestimmt, ein Legendentypus, der sehr häufig auch in der Form auftaucht, daß das Bild weggebracht wird und über Nacht immer wieder an seinen alten Standort zurückkehrt¹²⁾.

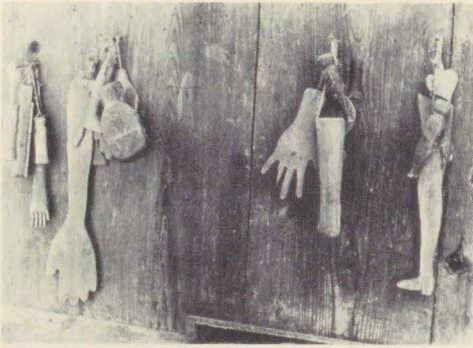
Wann die Kapelle erbaut wurde, steht nicht fest, doch nimmt man an, daß sie nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges von dem kaiserlichen Rat, Hannibal Freiherr Girardi von Kastell, Weyer und Limburg auf dem Rest einer älteren Kapelle in ihrer heutigen Form errichtet wurde. Sie diente dann auch lange der girardischen Familie als Beerdigungsstätte. Der Stifter selbst starb am 26. Mai 1670 und ist darin begraben.

Bis zum Ende des letzten Jahrhunderts sollen „an den Wänden der Kapelle Votivgegenstände in großer Zahl“ gehängt haben, wie aus einer Beschreibung der Kapelle von 1902 hervorgeht¹³⁾. Sicher handelt es sich



Votivtafel, Öl auf Holz, aus der Pantaleonskapelle

um sogenannte Organvotive bzw. hölzerne oder wächserne Nachbildungen von Armen, Beinen, Augen sowie inneren Organen. „Bis zur Stunde“, schreibt der ungenannte Verfasser, „werden hinter dem Hauptaltar Krücken aufbewahrt von körperlich Gebrechlichen, welche sie nach erfolgter Heilung auf den Stufen des Altares zurückgelassen (haben)“¹⁴⁾. Daneben müssen auch zahlreiche Votivtafeln von der Bedeutung der Wallfahrt Zeugnis gegeben haben. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde die Kapelle aufgehoben, damit ging die Wallfahrt ab, hauptsächlich wohl wegen der schlechten Lage des Sasbacher Kirchenfonds. Im Jahre 1899 wurde die Kapelle jedoch wieder renoviert, nachdem sie schon Jahrzehnte zuvor als Wallfahrtsort eine nicht unbedeutende



Hölzerne Votivgaben aus der Ulrichskapelle

Rolle gespielt hatte. Mit dieser Renovierung ging auch eine Neubelebung der Wallfahrt Hand in Hand, der wir wohl auch die kleine oben erwähnte Schrift über das Wallfahrtsheiligtum zu verdanken haben. Heute finden regelmäßig Wallfahrtsgottesdienste statt, die von vielen Gläubigen besucht werden.

Auch die Kapelle auf dem Michaelsberg bei Riegel hatte einst eine blühende Wallfahrt zum hl. Erzengel Michael, die jedoch heute erloschen ist. Die Kapelle gehörte mit der alten Martinskirche in Riegel, der Kapelle St. Maria Theotokos (auf der Kappelhalde) und St. Stephanus (Stephanstal) bereits 952 zum Besitz des Grafen Guntram, der „in Riegel den Mittelpunkt zu seinen umfangreichen Besitzungen am Kaiserstuhl und dessen näherer Umgebung besaß“¹⁵). In der heutigen Gestalt wurde sie etwa im 15. Jahrhundert erbaut und gehört damit zu den ältesten, aber heute leider erloschenen Wallfahrten am Kaiserstuhl.

IV.

Die Beschäftigung der Volkskunde mit dem Wallfahrtswesen und somit im weiteren Sinne die Untersuchung volkstümlicher Formen der Frömmigkeit ist in diesem Fach nicht neu. Für Bayern liegt eine dreibändige Untersuchung des Volkskundlers Rudolf Kriss vor: „Die Volkskunde der altbayrischen Gnadenstätten“; für Österreich hat der

bedeutende Erforscher des religiösen Volkslebens Gustav Gugitz eine Bestandsaufnahme in fünf Bänden herausgegeben: „Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch“, daneben gibt es eine überraschend große Zahl spezieller Untersuchungen über einzelne Wallfahrtsorte, Votivgaben, Mirakelbücher und religiöses Brauchtum an Wallfahrtsorten, die demnächst in einer umfassenden Bibliographie veröffentlicht werden sollen. Die Grundlage solcher Veröffentlichungen bilden immer eingehende Forschungen an Ort und Stelle. Da solche Unternehmungen, die im Grunde eine Inventarisierung aller Wallfahrten einer bestimmten Region anstreben, immer durch die Initiative einzelner ins Leben gerufen werden und bei aller Unterstützung von fremder Seite ein großes Maß von Idealismus und Liebe zur Sache erfordern, ist die Tatsache besonders erfreulich, daß am Volkskunde-Institut der Universität Freiburg seit etwa einem Jahr eine Arbeitsgruppe besteht, die sich eine Bestandsaufnahme der Wallfahrtsstätten der Erzdiözese zur Aufgabe gestellt hat. Diese „Arbeitsgruppe Wallfahrtsinventarisierung“ entwickelte sich aus einem im Wintersemester 1968/69 abgehaltenen Seminar, in dem zunächst die Grundlagen und Probleme religiösen Volksglaubens und des Wallfahrtsbrauchtums erarbeitet wurden. Die Arbeitsgruppe unternahm verschiedentlich Exkursionen zu Wallfahrtskapellen in der Nähe Freiburgs und machte dort Aufzeichnungen und fotografische Aufnahmen, die gesammelt und später systematisch ausgewertet werden sollen. Um was geht es bei dieser Wallfahrtsinventarisierung? Der Theologe, Kirchenhistoriker und Volkskundler Georg Schreiber, dem wir viele Arbeiten zum religiösen Brauchtum verdanken, schrieb einmal, daß gerade die Wallfahrt in das Zentrum des Volksglaubens und des Volksreligiösen zu führen vermöge. Und das ist auch der Impuls, aus dem heraus die Wallfahrtsuntersuchungen in der Erzdiözese Frei-

burg gespeist werden. Daneben geht es ganz einfach auch darum, zu retten, was noch zu retten ist. Zunächst schien es, als sei es bereits zu spät für eine solche Arbeit; doch konnte die Arbeitsgruppe mit Geduld und Spürsinn noch viele Votivtafeln, Opfergaben und alte Opferbräuche in den Wallfahrtsstätten der Erzdiözese Freiburg feststellen. Häufiger war es jedoch der Fall, daß die Arbeitsgruppe bei ihren Explorationsfahrten auf ein altes Wallfahrtsheiligtum stieß, das nach den Nachrichten in der einschlägigen Literatur zahlreiche Votivgaben und Votivbilder enthalten sollte. Nach einer Renovierung in den letzten Jahren war jedoch nichts mehr von diesen alten Opfer- und Weihegaben erhalten, da diese häufig infolge ihres schlechten Zustandes oder ihrer Unansehnlichkeit wegen einfach weggeworfen wurden. Zudem handelt es sich im allgemeinen um völlig wertlose Gegenstände und Bilder, die keinerlei künstlerischen Wert besitzen. Nicht zuletzt begegnet mancher Geistliche diesen naiven Zeugnissen volkstümlicher Frömmigkeit mit einer gewissen Skepsis und versucht, die damit verbundenen brauchtümlichen Äußerungen wie auch das Anbringen von Votivbildern und Opfergaben zu unterbinden. Es sind Glücksfälle, wenn die Pfarrerherren die Votive und Bilder einfach auf den Boden oder einen Nebenraum der Kapelle verbannen, wo sie zwar auch mit der Zeit verkommen, aber doch immerhin manchmal noch gerettet und wieder hergestellt werden können.

Um welche Arten von Gegenständen des Wallfahrtswesens handelt es sich nun? Im Rahmen einer eingehenden Inventarisierung, die als Grundlage einer späteren wissenschaftlichen Bearbeitung des Materials dienen kann, sind folgende Gegenstände von Interesse: Legendenbilder, Votivbilder auf Holz, Blech oder Leinen (ex voto), Hinterglaspbilder, Eisenvotive, Holz- und Wachs-votive (wobei es sich meist um Darstellungen



Hölzernes Kopfvotiv aus der Ulrichskapelle

von Armen, Beinen, Ohren, Augen, Köpfen oder inneren Organen handelt), Tonvotive, Model für Wachsvotive und Wallfahrtsandenken, Wallfahrtsmedaillen, bildliche Reproduktionen der Wallfahrtskapelle oder des Gnadenbildes, plastische Repliken von Gnadenbildern, Texte von Wallfahrtsliedern und -gebeten, Mirakelbücher bzw. Wallfahrtschroniken. Darüber hinaus Wallfahrtsandenken, wie sie in Devotionalienläden verkauft werden sowie Berührungsreliquien, hl. Öl, hl. Erde, hl. Wasser, Kerzen, Räucherwerk, Andachtsbildchen, gedruckte Broschüren über die Wallfahrt usw. Neben diesen materiellen Zeugnissen des Wallfahrtswesens sollen mit der Zeit vor allem auch die archivalischen, chronikalischen und literarischen Quellen zum Wallfahrtswesen erfaßt und ausgewertet werden.

V.

Viele dieser Dinge waren in der Erzdiözese nie anzutreffen, wie z. B. die sogenannten Tonkopffurnen; und vieles wird leider heute nicht mehr vorhanden sein. Doch kann man auch jetzt noch wertvolle volkskundliche Entdeckungen machen, wie sie der Arbeitsgruppe in der Ulrichs-Kapelle in Oberhausen bei Herbolzheim gelangen. An der Rückwand des barocken Hauptaltares hingen bündelweise an Nägeln befestigte Holzvotive der verschiedensten Art, die etwa auf ein Alter von 60 bis 80 Jahren zu schätzen sind.

Im einzelnen ergab die Bestandsaufnahme 4 grob geschnittene Menschenfiguren (ca. 15 cm groß), 2 außer einer umlaufenden Einkerbung völlig undetaillierte walzenförmige Holzstücke (wahrscheinlich als Kinderfiguren deutbar, wobei nur Kopf und Rumpf zu unterscheiden sind, 10 cm lang), 2 ganz grobe flache Brustbilder (ca. 15 cm hoch), ein flach aus einem Brett gesägtes Herz (10 cm ϕ), 3 plastische Arme 25—30 cm), 1 aus einem Brett gesägter flacher großer Arm (50 cm), 3 flache Hände (20—30 cm), 3 flache Beine (20—50 cm), 6 plastisch gebildete Füße (20 bis 30 cm), 3 identische scherenschnittartige Kopfsilhouetten (aus Brettern ausgesägt, ca. 20 cm hoch) und schließlich 3 massive z. T. gedrechselte Holzköpfe (ca. 5, 10, 20 cm), deren größter sogar mit einiger Sorgfalt geschnitzt war und ganz eigenartig stilisierte hervorstehende Ohren und Nase aufwies.

Mit Ausnahme ganz weniger Einzelstücke, die geübte Hände vermuten lassen, sind diese Votive ganz grob aus Brettern herausgesägt (flach) oder unbeholfen geschnitzt (plastisch); aber auch die sorgfältiger ausgeführten Stücke können keinerlei Anspruch auf Kunstwert erheben¹⁶⁾.

Die Ulrichskapelle gehört zur Pfarrei Oberhausen und wurde 1760 in der heutigen Form erbaut. Sie atmet ganz den Geist der Barockzeit. Dem hl. Ulrich von Augsburg († 973) sind in der Erzdiözese Freiburg zwölf

Pfarrkirchen und acht Kapellen geweiht, das allein bezeugt schon seine Beliebtheit als Kirchenpatron. Sein Fest wird am 4. Juli gefeiert. Die Wallfahrt zur Ulrichskapelle ist heute erloschen. Die hölzernen Votivgaben aber sprechen ihre eigene Sprache. Nach Auskunft älterer Leute am Ort wurden diese Gaben selbst angefertigt und von dem Bittsteller stellvertretend geopfert, wobei er eine Spende in den Opferstock warf. St. Ulrich hat damit mehr den Charakter einer Privatwallfahrt. Die Gläubigen suchten die Kapelle auf, wenn sie oder ihre Familienangehörigen erkrankt waren und legten die geschnitzten, gedrechselten oder aus Holz gesägten Nachbildungen der erkrankten Körperteile auf den Altar, um Heilung zu erlangen.

¹⁾ E. H. Meyer, *Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert*, Straßburg 1900, S. 530.

²⁾ Ebda, S. 531.

³⁾ Ebda.

⁴⁾ W. Müller, *Die kirchlichen Verhältnisse*, in: F. Metz (Hrsg.), *Vorderösterreich, eine geschichtliche Landeskunde*, 2. A. Freiburg 1967, S. 243.

⁵⁾ H. Roth, *St. Peter und St. Martin bei Waldkirch* (Beiträge zur Geschichte der Stadt Waldkirch). Waldkirch 1953, S. 27.

⁶⁾ E. Schätzle, *Die Wallfahrt zur weinenden Muttergottes von Endingen*, Endingen 1964 (unpag.).

⁷⁾ W. Gumpfenberg, *Marianischer Atlas*, 1655 (Zitat nach Schätzle).

⁸⁾ K. Kurrus, *Die St. Katharinenkapelle auf dem Kaiserstuhl*, Endingen 1962, S. 29 f.

⁹⁾ Eine Untersuchung der mittelalterlichen Legende liegt nun vor, vgl. P. Assion, *Die Mirakel der hl. Katharina von Alexandrien*, Diss. Heidelberg 1969.

¹⁰⁾ Vgl. Kurrus, a.a.O., S. 20 f., der außerdem noch andere Deutungen anführt.

¹¹⁾ E. H. Meyer, a.a.O., S. 408.

¹²⁾ Vgl. R. Kriss, *Die religiöse Volkskunde Altbayerns*, Baden b. Wien 1933, S. 60 ff.

¹³⁾ Die Wallfahrt zur schmerzhaften Mutter Gottes auf dem Litzelberge bei Sasbach am Rhein, Freiburg 1902, S. 12.

¹⁴⁾ Ebda.

¹⁵⁾ H. Roth, a.a. O., S. 26.

¹⁶⁾ Diese Bestandsaufnahme wurde von R. Siebert, Mitglied der „Arbeitsgruppe Wallfahrtsinventarisierung“, angefertigt.

Der Kaiserstuhl im Wandel unserer Zeit

Zwischen Erinnerung und Fortschritt

Von Karl Kurrus, Freiburg

Um die Jahrhundertwende wurde der Kaiserstuhl als das kleine Märchenreich, die heimlich stille Welt gepriesen. Sicher zu recht. Auch heute noch tut sich dem Freund der Natur manch prächtiges Bild dieser Landschaft auf, aber das Heimlich-stille ist mehr und mehr dem Wirtschaftlich-orientierten gewichen. An dieser Tatsache können wir nicht vorbeisehen. Wenn Menschen konservativer oder fortschrittlicher Haltung sich ehrlich bemühen, die Meinung des anderen anzuhören und nicht einfach als dummes Zeug abzutun, dann kann Gutes erhalten werden, ohne auf notwendig Neues verzichten zu müssen. Zielt nicht eine alte, echte Brosche aus Familienbesitz auch die junge Frau von heute in zeitloser Vornehmheit? Mit dieser Grundhaltung von Herz und Verstand soll der Wandel am Kaiserstuhl in unserer Zeit betrachtet werden. Dabei wird manche Erinnerung nur noch Vergangenes bestätigen können und manch Neues seinen bleibenden Erfolg noch zu beweisen haben.

Herkunft des Namens „Kaiserstuhl“

Wer Rückschau halten will, muß immer bereit sein, Korrekturen anzunehmen. Sonst könnten neue Erkenntnisse über Vergangenes keinen Einlaß finden. So glauben wir heute zu wissen, daß die bisherige Annahme nicht nachweisbar ist, Rudolf von Habsburg (Kaiser 1273—1291) sei auf der Limburg bei Sasbach geboren und habe auf dem Totenkopf Gericht gehalten. In diesen vermeintlichen Geschehnissen hat man lange Zeit den Grund dafür gesehen, warum unserem Gebirglein in der Rheinebene der Name Kaiserstuhl gegeben wurde. Vor neun Jahren hat Helmut Naumann im Alemannischen Jahrbuch seine wissenschaftlichen

Forschungen dargelegt und begründet, wie es zu diesem Namen gekommen sein wird. Seiner Meinung nach ist das Rebgewann „Gestühl“ beim südlichen Ortsausgang von Leiselheim ein Beweis dafür, daß, vom Sasbacher Königshof ausgehend, der jeweilige König oder Kaiser zu dieser etwa einhalb Kilometer entfernten Gerichtsstätte kam, um der großen Bedeutung im altdeutschen Prozeßverfahren in bezug auf einen unveränderlichen Gerichtsort gerecht zu werden. Jedenfalls wird der Name Kaiserstuhl davon hergeleitet sein, daß der Gerichtsstuhl von Königen und Kaisern hier seinen festen Platz hatte.

Landschaftliche Veränderungen großen Ausmaßes

Die Parzellenwirtschaft bei den landwirtschaftlich genutzten Flächen ist in diesem Jahrhundert immer mehr unhaltbar geworden. Die Feldbestellung und vor allem die Wirtschaftlichkeit verlangten Abhilfe. Insbesondere seit Ende des Ersten Weltkrieges wurden große Umlegungsbezirke für das Ackerland gebildet, Neuordnungen für Äcker und Wege geplant und durchgeführt, worauf die Neueinweisung für die Eigentümer folgte. Es geht uns heute nicht darum, Hektarzahlen und Wegekilometer aufzuzählen, sondern um das Festhalten, daß diese Umlegungen lebenswichtig waren und bestimmte Begleiterscheinungen mit sich brachten. Mit einigem Abstand folgte derselbe Prozeß für die Rebberge, nur mit dem Unterschied, daß hier weit größere Umwälzungen im wahren Sinne des Wortes zu planen und durchzuführen waren; eine Bodenbewegung von gigantischem Ausmaß, teils unter Einbeziehung von Waldflächen. Die dabei zutagegetretenen Funde, wie zuletzt in Bischoffin-



Traubensegen bei einem Vollherbst

Foto: Karl Kurrus

gen, sind für die Ur- und Frühgeschichte von hohem Wert.

Die Gelehrten sind sich aber noch nicht darüber einig, zu welcher Zeit die Menschen in unendlich mühevoller Weise in die Lößdecke des Kaiserstuhls die unzähligen Terrassen hineingeschnitten haben. Es ist nicht sicher, ob die Römer diese Art Kultur-Arbeiten aus dem Mittelmeergebiet mitgebracht haben oder ob es Gemeinschaftsarbeiten der alemannischen Siedler waren, um das Abschwemmen des fruchtbaren Erdmaterials zu verhindern. Im Buch über Landschaft und Volkstum am Kaiserstuhl hat es R. Oehme einmal das „Nordchina im Kleinen“ genannt. Jedenfalls mehren sich in den letzten Jahren die Rebumlegungen großer Gemarkungsteile fast aller Kaiserstuhlgemeinden. Die Terrassenform der Rebflächen und damit das Bild der Kaiserstühler Reblandschaft überhaupt werden dadurch völlig verändert. Viele der charakteristischen Lößhohlwege werden zugeschüttet. Die so vielgestaltige, eigentümliche und schutzheischende Tier- und Pflanzenwelt tut sich schwer, diesen Umsturz zu überleben. Aber rein wirtschaftliche und technische Überlegungen zwingen zu diesen Maßnahmen, ohne die der Kaiserstuhl verarmen müßte. Und wer wollte das. Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß auch unter diesen schwierigen Umständen sich verantwortungsbewußte Menschen fin-

den, die zur Rettung der Pflanzen- und Tierwelt des Kaiserstuhls alles Mögliche unternehmen. Das geht bis zum Heranzüchten und Verpflanzen von Samen der Anemonen und anderer schutzwürdiger Pflanzen.

Die Wege in Feld und Reben haben meist den fast hermetischen Asphaltüberzug über den „grünen Plan“ finanziert bekommen. Wer noch als Kind barfuß durch den zentimeterdicken Staub gestampft ist, wird mit Wehmut empfinden, daß jene Staubwolke seinem heimeligen Gemüt zuträglicher war, als der Dunst, der heute den Motorenlärm begleitet. Die blaubühende Wegwarte braucht nicht mehr darunter zu leiden, sie ist fast ausgestorben.

Umwandlung im Wein-, Obst- und Ackerbau

Diese Betrachtung will und kann keinen wissenschaftlichen Nachweis dafür erbringen, was sich geändert hat und mit welchen Meßwerten sich das im einzelnen vollzog. Das Wesentliche der sich im 20. Jahrhundert in allen Bereichen der Landwirtschaft vollzogenen Umwandlung soll im Zusammenhang mit deren Einwirken auf das Volksleben gesehen und mit Beispielen aufgezeigt werden.

Nun doch ein paar Zahlen. In den ersten Monaten 1971 wurden 28 Gemeinden um die Beantwortung verschiedener Fragen ge-



Der Bauer und sein guter Kamerad (bei Vogtsburg)

Foto: Karl Kurrus

beten. Es sei dankbar vermerkt, daß die Bürgermeister und ihre Helfer sich auskunftsbereit und an der heimatpflegerischen Arbeit interessiert gezeigt haben. Die amtlichen Einwohnerzahlen aller 28 Gemeinden waren im Jahre 1900 31 417 und im Jahre 1970 43 827; demnach eine Zunahme um 39 0/0. Die Stadt Breisach muß als Sonderfall angesehen werden. Sie hat in den Jahren 1900/1970 einen Anstieg von 3537 auf 6012 zu verzeichnen. Bötzingen erreichte, dank seiner großen Zahl von neuen Arbeitsplätzen, den größten Zuwachs von 2069 auf 4154 Einwohner. Die Stadt Burkheim konnte von 690 auf 808 Einwohner aufholen, die Stadt Endingen von 2953 auf jetzt knapp über 4000. Es sind auch Rückgänge in betont landwirtschaftlichen Kaiserstuhldörfern zu beobachten, was aber zum Teil mit besonderen Umständen zusammenhängt. So hat Forchheim zwar von 1182 auf 1062 Einwohner abgenommen, hat aber, außer den acht Aussiedlerhöfen auf eigener Gemarkung, in Endingen zwei und in Riegel vier solch neuer Höfe mit Forchheimer Bauern belegt. Von 20 der befragten Gemeinden sind in den letzten 40 Jahren insgesamt 113 Aussiedlerhöfe errichtet worden. Vorher waren nur vier im Bereich von Breisach und einer in Riegel zu verzeichnen. Umfang und Art der Arbeitsplätze sowie die verschiedenartigen Wohn- und Verkehrsmöglichkeiten spielen eine entscheidende Rolle bei der Zu- oder Abnahme der gemeindlichen Bevölkerungszahlen.

Eine andere Vergleichszahl bringt uns dem Thema Umwandlung in der Landwirtschaft noch näher. Das treue, brave Roß mußte bei weitgehender Motorisierung den Pferdekraften weichen. In den 28 Gemeinden werden jetzt noch 695 Pferde gehalten, gegenüber 2234 im Jahre 1930. Die Forchheimer z. B. haben von 185 auf 30 Pferde abgebaut, Jechtingen von 70 auf ganze vier. Wir werden nicht umhinkommen zu sagen, daß der bessere Lebensstandard, die angenehmere



Das selten gewordene Blocherholz (Ackerwalze)

Foto: Karl Kurrus

Freizeit und die vielleicht günstigeren Schulverhältnisse für die Kinder so manche Menschen in die Stadt getrieben haben. Die Zeiten, wo ein Bauernhof Heimat und Versorgungsstelle für eine ganze Sippe war, sind eben vorbei, weil jede junge Familie ihr eigenes Leben gestalten will. Es konnte und durfte nicht erwartet werden, daß die Tatsache, in einem Bauerndorf geboren zu sein, all diese Menschen für Lebzeit an die Scholle bindet. Wir müssen auch fragen, wo sonst all die anderen Zweige unserer Wirtschaft, die kulturellen, wissenschaftlichen und sonstigen Einrichtungen ihre Menschen hätten hernehmen sollen.

Mit der Umstellung im Ackerbau fing es an. Es mußten größere Flächen an ein und derselben Stelle in den Besitz des Bauern kommen, damit er mit dem Einsatz von Maschinen rationell arbeiten, marktgerechter anpflanzen und ein besseres Ernteertragnis erzielen kann. Auf dem Feld wurden die weltweiten Kilometer, die der Bauer hinter seinem vom Pferd gezogenen Einscharpflug in der Furche zu laufen hatte durch den doppelten, drei- oder mehrfachen Pflug hinter der Zugmaschine dezimiert. Aus dem pflügenden Bauern wurde ein Maschinist im Federsitz; er braucht bedeutend weniger Zeit. Dazu kommt das Einsparen von Wegstrecken gegenüber dem früheren Streubesitz. Zu diesem Acker-Beispiel eines aus der Stallung.

Wer weiß denn noch, was ein Stampftrog war und ein Stampfeisen? Darin und damit wurden jeweils zur Fütterung des Großviehs die Rüben zerkleinert. Erst so in den zwanziger Jahren kam die handgetriebene „Ruberätschi“ in den Futtergang. Sie ist heute natürlich verschwunden oder zumindest elektrisch betrieben. Ist die elektrische Melkanlage noch wegzudenken, sofern sie nicht, nach der Abschichtprämie für Milchvieh, schon wieder außer Betrieb ist?

Wer erinnert sich noch an die eigentlich geselligen Abende beim Welschkorn (Mais) leipfen? Ein oder zwei Frauen hatten den Sonderauftrag, die langen Welschkornzöpfe zu flechten, die eine Zierde an der Scheune oder in der Einfahrt waren. Vom Ausmachen des Welschkornes, Kolben um Kolben am Eisenband quer über den „Sester“ braucht man schon lange nicht mehr zu reden. Und das Nüsse-Aufklopfen, das Mohnkapseln-Köpfen, sind diese Dinge nicht lange vorbei? Wer denkt noch daran, wenn er beim Bäcker sein Mohnbrötli oder ein Stück Nußtorte holt? Es gab aber auch eine besondere Art von Nußkuchen und Mohnkuchen, den aus der Öli (Ölmühle). Es waren die unter dem Ölirad liegen gebliebenen, ausgepreßten Reste. Von 14 Ölmühlen anno 1930 sind noch drei übriggeblieben. Die Zahl der Getreidemöhlen ging von 14 auf acht zurück. Und wer kann sich noch einen Dangelstock vorstellen, auf dem der Vater oder Großvater die „Segeze“ wieder scharf machte? Ein „Kumpf“ war der Behälter für den Wetzstein. Aber wer sieht in der Erntezeit noch zwei, drei Mäder hintereinander den breiten „Schwank“ nehmen und die Frauen das gemähte Getreide „abnehmen“ und in „Zatten“ auf den Ackerboden legen? Zuerst kam als willkommene Hilfe die Mähmaschine, jetzt schon lange der Mähdrescher. Eine Ährenleserin ist nur noch in einem seriösen Kunstsalon, vielleicht auf einem guten Farbdruck zu entdecken, auf einem Stoppelfeld („Stupfleacker“) nicht mehr.

Im Keller des Bauern steht heute auch kein „Fleischgeschirr“ mehr, ein extrem niedriger Holzzuber, in dem das Schweinefleisch bei der „Hüsmetzgete“ in einen „Lack“ eingelegt wurde. Heute werden am Schlachtag gleich die Portionen geschnitten; sie kommen in Büchsen oder in die Tiefkühltruhe, freundlicherweise auf kaiserstühlerisch auch „Gfriari“ genannt. Kommt heute noch eine Bauersfrau auf den Gedanken, Gerste zu Kaffee rösten zu lassen? Selbst, wenn sie wollte, wohin könnte sie sich denn wenden?

Der Obstbau hat verschiedene Stufen von Umwandlungen hinter sich gebracht; Großanlagen, Spindelbusch, Halbstämme und anderes. — Die Rebumlegung hat auch die herrlichen Rosatupfen der blühenden Pfirsichbäume aus den Rebbergen weggenommen. Heute ist beim Obst fast nur die Sortenwahl entscheidend. Nicht zu vergessen ist die Schädlingsbekämpfung, wobei gleichzeitig die Vorschriften zum Schutz der Gesundheit des Verbrauchers, die notwendige Rücksicht auf die Bienezucht und eben auch die kostenmäßige Seite zu beachten sind. Die Handspritze und das Rückenträgergerät zum Spritzen (ironisch „Düsenjäger“ genannt) sind fast ganz verschwunden. Der Motor zieht den Wagen und bringt den notwendigen Druck zum feinen Versprühen der Flüssigkeit. Die Erzeuger-Obstgroßmärkte in Oberrotweil und Königschaffhausen sind Auffang- und Lieferstellen für größte Mengen von Qualitätsobst vielfältiger Art. Die Zeiten, wo die Kaiserstühlerinnen das Obst im großen „Graskorb“ (Weidenkorb) auf dem Kopf getragen haben, sind lange vorbei. Der Spankorb und sogenannte „Steigli“ sind geeignet für Direktlieferung im gleichen Behälter vom Baum über Transport, Stapelung und Handel bis zum Endverbraucher.

Die Rebe kann man ja wohl als die heilige Pflanze des Kaiserstuhls ansprechen. Sie verdient diesen Namen, denn auf vulkani-

schem Boden, durch den Fleiß des Rebbauern und mit dem Segen der Sonne bringt sie uns am Kaiserstuhl seit Jahrhunderten die himmlischen Gaben: Trauben und Wein! Die General-Umwälzung der Reblandschaften haben wir schon erwähnt. Aber viele Teiländerungen, die Hand in Hand mit den Umlagungen und Umstellungen erfolgt sind, sollen noch betrachtet werden.

Heute sind die Reben an langgezogenen Drahtanlagen befestigt, breit auseinander die meist betonierten Pfähle, damit zur Bodenbearbeitung, zum Spritzen und Herbsten durchgefahren werden kann. Früher standen die Reben dichter beieinander und jede Rebpflanze hatte einen Stecken, den „Rebstecke“. Diese wurden den Winter über herausgenommen („Stecke liache“) und zu Steckhaufen („Steckshüffe, Steckslehne“) zusammengestellt. Im Frühjahr wurden die Rebstecken wieder in den Boden eingeschlagen (einschlagen = sticke) mit einer eigens dafür gefertigten schweren Hacke, „Ritthaue“ genannt, weil sie auf dem Stecken reiten mußte, bis er tief genug im Boden war. Beim Schneiden der Reben gab es vom weggeschnittenen Holz „Särmden“ und die Frauen mußten den „Zain“ vor dem Biegen (auch Neigen genannt) erst „reinen“ (hegle), das heißt die dünnen Häckchen wegschneiden. Beim Anbinden der neuen Auswüchse (dies geschah mit extra „geschautem“ Kornströh) hatten die Frauen eine „Girtlete“ Stroh im Schurz quer vor sich gebunden. Vorher mußten sie die Zaine von dem Zwischenwuchs an den Blattstielen säubern (sifere). Das „Hacken“ oder „Schirle“ und „Falgen“ war eine mühevollere Arbeit, um den Boden unkrautfrei und locker zu haben. Nur die „Hünerdarm“, ein kleinblättriges, niedrig sich hinziehendes Kräutlein war in den Reben gerne gesehen. Wo ein Rebstock einmal ausgefallen war, wurden durch Verwendung von zwei langen Gerten eines guten Rebstocks zwei Jungreben gemacht, indem Gruben zu „delpen“ (auszuheben) waren und die

noch an der alten Wurzel belassenen Gerten an zwei Plätzen kurz über den Boden herausragen mußten. In drei Jahren trugen diese jungen Reben dann Trauben. Eine andere Art der Reb-Vermehrung war das „Briaderle“ (Bogen spannen). Heute werden sogenannte veredelte Reben (nicht anfällig von der Reblaus) gesetzt. Mit dem gemischten Ansatz, wie man es nannte, wenn verschiedene Traubensorten in einem Rebstück angepflanzt waren, ist es richtigerweise vorbei. Reine Sortenanpflanzung ist Voraussetzung für sortenreinen Qualitätswein und auch schon deshalb nötig, damit jede Traubensorte zeitgerecht nach ihrer Reife geherbstet werden kann. Der Herbst dauert auch aus diesem Grunde jetzt viel länger als früher. Er ist aber trotzdem für den einzelnen nicht schwerer geworden, denn das Traubengut wird fast nur noch bei den Winzergenossenschaften oder bei Weinkellereien abgeliefert. Es war früher eine mühsame Arbeit, die nachts zu tun war, bis die Bütten leer gemacht, die Trauben gemahlen und getrottet, die Maischen (Most) in den „Dohlen“ versorgt und „abgefeimt“ waren.

Im eigenen Keller „rumort“ nur noch der geringste Teil des Traubensaftes, um nach dem Gären sauber und wohlschmeckend auf den Tisch zu kommen. Und wenn es früher am Kaiserstuhl geheißen hat: „Jetzt trinke mer eis, i hol e Kriagli voll ruf!“, so heißt es jetzt meistens: „Mer mache e Fläschli uf un packe eis!“ Wandel über Wandel! Hauptsache bleibt, daß die himmlische Gabe gut gepflanzt, geherbstet, gehütet und zum frohen Genießen dargeboten wird! Dafür ist der Kaiserstuhl bekannt.

Vom Brauchtum naturfroher, gläubiger Menschen

Ein Stück heimlicher Welt tut sich noch auf, wenn wir ergründen, welche Bräuche sich trotz allem Wandel der Zeit erhalten haben. Jörg Wickram, gebürtiger Elsässer



Die modernen „Pferdekräfte“. Ein Mähdescher
Foto: Karl Kurrus

und um 1554 Stadtschreiber von Burkheim schrieb einst:

begert die land all zu erspähen,
ir breuch und gattung zu ersähen.

Machen wir in Gedanken eine Wanderung kreuz und quer durch den Kaiserstuhl, um wieder zu erkennen oder neu zu entdecken, was sich hier an „alte Gwohnete“ noch im Jahreslauf und als Lebensbegleiter unserer Kaiserstühler erspähen läßt. Unser Wanderbericht kann nicht ein vollständiger Nachweis sein, vielmehr will er interessante Braucharten aufzeigen, teils speziell örtlich, teils in vielen Gemeinden noch lebendig.

Um beim Beginn des Lebens anzufangen, in Bötzingen und Kiechlinsbergen heißt es noch „Ins Kindbett tragen“, wenn die Verwandten die Wöchnerin besuchen und eine Gabe für das Neugeborene bringen. Von Oberbergen wissen wir, daß dort in Verbindung mit der Taufe teilweise noch „die Türen zugehalten werden, bis Lösegeld bezahlt ist“.

Geti und Goti haben in der neueren Zeit den Kindern für den ersten Schultag die große Tüte mit Süßigkeiten geschenkt; zum Teil tun dies auch die Eltern. In Bickensohl und Ihringen wird dem Kind am Vorabend etwas geschenkt. Die Gabe nennt man scherzhaft, wie in alten Zeiten „Bachofezins“. Am Weißen Sonntag oder bei der Konfirmation

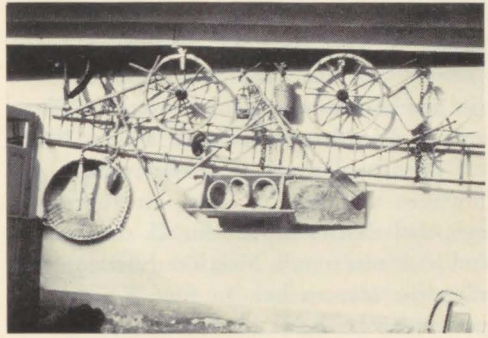
gibt es wieder Geschenke von Geti und Goti und meistens erfolgt der feierliche Zug zur Kirche unter Vorantritt der Musikkapelle. In Wyhl bekommen die Geti- und Gotikinder in dem Jahr, wo sie Weißen Sonntag haben, die Ostereier ungefärbt (Verwendungsmöglichkeit für das Familienfest) und dürfen, wie an manch anderen Orten auch, in diesem Jahr nicht Fasnet machen. Kinderspiele passen sich zu allen Zeiten den jeweiligen Umständen an. So sind Seilgumpen, Reiftreiben und Fangis-machen heute seltener geworden; dafür gibt es mehr Rollschuhlaufen und Umgehen mit allen möglichen Fahrzeugen, um für das spätere Autofahren zu proben. Ein besonderes Suchspiel (meist im Rebberg), nach dem Ruf „Dilljot“ genannt, kennen die Ihringer. Rekrutenbräuche mit Umherfahren auf geschmückten Wagen und Bändern am Hut sind noch viel verbreitet; es gibt auch das „Schnaigen“ der Rekruten an Fasnet. In Burkheim machen die Rekruten ein Scheibenfeuer; in Bahlingen, Eichstetten und Sasbach sammeln sie Eier, um den Erlös daraus in guten Kaiserstühler umzusetzen. Die Burkheimer „Gezogenen“ bringen am Abend vor ihrem Einrücken zum Wehrdienst der Liebsten ein Ständchen. Das „Ständerli singe“ ist zwar seltener geworden, aber Verehrer in Jechtingen, Kiechlinsbergen, Leiselheim, Riegel und Wyhl huldigen noch dieser Art des Minnesangs, wobei das offene Bekenntnis zu seiner Holden zu respektieren ist.

Die Hochzeit wird von verschiedenen Bräuchen begleitet. Polterabend mit und ohne Scherben; Straßen absperren, besonders wenn ein Fremder (Hergloffene) ins Dorf einheiratet. In einigen Orten gibt es noch Hochzeitsbrot oder Wecken für alle Kinder, und in Nimburg stellen die Schulkameraden dem Brautpaar beim Zug aus der Kirche einen Sägbock in den Weg. Erst wenn die Zwei ein bereitgelegtes dickes Holzstück durchgesägt haben, dürfen sie weitergehen zur Hochzeitsfeier. In Bahlingen wird die

Fahne des Vereins, dem der Bräutigam angehört, dem Hochzeitszug in die Kirche vorangetragen. In Schelingen und Kiechlinbergen entdeckte ich den Brautstrauß nebst Schleierband bei der Muttergottesstatue in der Kirche. Ständchen bei Silber- und Goldner-Hochzeit, Besuche und Hilfe bei Krankheit in der Nachbarschaft und die Erweisung der letzten Ehre beim Todesfall durch Gebet im Sterbehaus und Tragen des Toten von den Nachbarn, Schulkameraden oder Zunftmitgliedern (Burkheim) sind noch mancherorts üblich. Dasselbe gilt allgemein für den Gräberbesuch an Allerheiligen und für das Gefallenengedenken.

Der Beginn des Neuen Jahres wird mit Glockengeläute, Raketenschießen und sonstigen Knallereien mehr oder weniger akustisch vernehmbar gemacht. In den meisten Kaiserstuhlgemeinden besuchen die Kinder noch die Verwandten und sagen ihr Neujahrssprüchli, z. B. „I wünsch dr Glick zuam Neie Johr un e Bretschele wie e Schiretor“, oder „I wünsch dr Glick zuam Neie Johr, aß dr gsund blibsch, lang lebsch un emol in Himmel kunnsch!“ In Wyhl und Sasbach wird ein Neujahrlied auf den Straßen gesungen.

Die Fasnet hat ihre Hauptorte in Breisach und Endingen, wengleich andere örtliche Fasnetumzüge auch beachtlich sind, z. B. in Burkheim, Riegel und Sasbach. Die einzelnen Regenten an den Narrentagen sind: Gaukler in Breisach, Jokili in Endingen, Schloßgeister in Burkheim, Cäsar und Kleopatra in Riegel, Limburggeister in Sasbach und Badbergeister in Schelingen. In Breisach sind die Freilicht-Fasnetspiele bekannt, wie sie in Endingen zum Teil auf dem Marktplatz auch stattfinden. Bei den Umzügen sind meist zeitkritische Darstellungen zu sehen und das „Schmecksch der Brägel“, „Respekt vor uns“, „Hoorig“, „A'joh“, „Helau“ und „Narri-Narro“ sind nicht zu überhören. Die Kräuterweihe (Mariahimmelfahrt) geht die Palmweihe weit



„Museumswand“ an einem Gasthaus in Bahlingen
Foto: Karl Kurrus

voraus. Die Kaiserstühlerpalmesel (von Oberrotweil und Endingen) sind längst in den Besitz des Freiburger Diözesan-Museums gekommen. Aber Palmen, zum Teil so hoch wie das hohe Schiff der Kirchen, sind mit vielerlei Gestaltung (Buchs, Kieferdolden, Stechpalme, Zedern, mit Fähnchen und Kreuzchen sowie mit bunten Bändern verzierten Stangen) in allen katholischen Gemeinden noch anzutreffen. Das Scheibenschlagen hat sich noch erhalten in Amoltern, Burkheim, Nimburg, Oberbergen und Schelingen. Das Rätchen in der Karwoche, anstelle des Läu- tens der Glocken, ist sehr zurückgegangen. In den Kirchen wird es noch verwendet, ebenso wie „Klepperli“ anstelle von Glockenzeichen (die Oberrotweiler nennen es Spickspecker). Das Ostereierholen hat sich gut erhalten. Es wird den Kindern nur durch das Überladen mit anderen Geschenken zu einer geringeren Freude, als es früher der Fall war. Die am Karfreitag gelegten Hühnereier werden am selben Tag gegessen; sie sollen vor Krankheit bewahren (Bahlingen).

In unserem naturgesegneten Kaiserstuhl zaubert der Monat Mai, und zuvor schon die prächtige Blütezeit, den Menschen Frohsinn und Liebe ins Herz. Den Mädchen werden in der Nacht zum ersten Mai Birken bis hinauf auf das Hausdach gestellt und mit Sträußen die Haustüren geziert. Als

Schelte werden mancherorts Türen oder Wege mit Kalk bestrichen, Helmen gezettelt (Leiselheim) oder bei verschmähter Liebe ein Strohmann vors Fenster gestellt (Oberbergen). Die Maiwanderungen, früher „Maie-tür“ genannt, sind bei Einheimischen und Fremden sehr beliebt. Dabei ist zu erwähnen, daß das im Blütenschmuck des Kaiserstuhls dominierende Maiglöckchen hier verschiedene Namen hat. In fünf Kaiserstuhl-gemeinden heißt es „Maiebliamli“, in Burkheim „Maierisli“ und in allen übrigen „Maiegleckli“. Obligatorische Veranstaltungen sind in Endingen der Schützenaufzug und das „Rugili“ (Würfelspiel um Bretzeln) oder in Oberbergen die Pferde- und Maschinenseg-nung. Ein Treffen verschiedener Reitervereine auf den Bergmatten im Kaiserstuhl bringt jährlich eine beachtliche Schau für Pferde- und Sportfreunde. Pfingsten, das früher mehr Bräuche kannte, wird daran sehr arm. Vor Jahrzehnten wurde in Wasenweiler der „Pfingstdreck“ in den Stockbrunnen geworfen; ein mit Schilf verkleideter junger Mann mußte diese Prozedur über sich ergehen lassen, um anzudeuten, daß damit für die Gemeinde der Dreck des ganzen Jahres abgewaschen ist. — Wie leicht wäre das! — Das Johannisfeuer (24. Juni) wird noch in Forchheim, Jechtingen, Kiechlin-sbergen und Leiselheim angezündet; in Sasbach brennen es auf der Limburg die Freiburger Faltbootfahrer an. In der Stadt Breisach sind von Juni bis August die historischen Freilichtspiele, im Juli das Wettfischen um den Europapokal und Anfang September das Weinfest für den Bezirk Kaiserstuhl-Tuniberg, welches früher abwechselnd in Endingen, Ihringen, Oberrotweil und Eichstetten abgehalten wurde.

Ein Erntedankfest wird nur im kirchlichen Bereich begangen, wobei allerdings die Bauern ihre Früchte von Feld und Reben bereitwillig zum Schmuck der Altäre bringen (Ernteteppich in Oberrotweil). Die sogenannte „Sichlehenki“ ist nur noch ein Erin-

nerungswort. Aber Kirchweih (Kilwi) wird noch groß geschrieben. Neben der kirchlichen Feier sind am Nachmittag Kilwitanz, Hammeltanz und Zwiebelkuchenessen (Burkheim) alljährlich immer noch erwünscht. In Wyhl hatten bis vor einigen Jahren die Rekruten am Kilwimentig einen geschmückten Hammel mit Musik durch das Dorf geführt. Anschließend wurde der Hammel herausgetanzt.

In Forchheim wird der Hammel verlost. Zu Martini (11. November) wurde es früher manchem kleinen Bauern Angst und Bange wegen der Fälligkeit des Pachtzinses. Die Pachtverträge sind heute noch auf diesen Zeitpunkt abgestellt (praktisch Ende des Pflanzjahres). Nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich in vielen Orten der Laternenumzug der Kinder eingebürgert. In einigen Gemeinden reitet eine Martinusgestalt zu Pferd mit. Wir müssen dabei auch an unsere heimatvertriebenen Mitbürger denken, die Bräuche ihrer alten Heimat, soweit sich dies bei uns einordnen läßt, gerne hier weiterleben lassen. Eine sehr bedauerliche Feststellung muß hier eingefügt werden. Das Tragen der Tracht ist am Kaiserstuhl so gut wie vollständig zum Erliegen gekommen. Von einigen hundert Trachtenträgern in den Dreißigerjahren sind noch ganze 6 (Ihringen) angegeben. Anlässlich eines Wein- oder Jubiläumsfestes sieht man noch einzelne Frauen und Mädchen damit, aber sonst sind die Flügelhauben, die weißen, farbigen und schwarzen Schultertücher und die Trachtenröcke und Schürzen verschwunden, wenn auch nicht ganz vergessen. Gerade die Frauen in unseren überwiegend evangelischen Gemeinden hatten diesem Ehrenkleid lange die Treue gehalten.

Mit dem Herbst kommen wir absichtlich etwas hinterher, weil damit noch Überlegungen wirtschaftlicher Art verbunden sind. Jahrhundertlang hatte der Gemeinderat oder eine Kommission der Bürger den Herbstbeginn für die Gemeinde festgesetzt.

An einem bestimmten Tag begann dann das arbeitsreiche, aber bei einigermaßen gutem Behang auch frohe Herbst in den Rebbergen. Diese waren Wochen zuvor als „geschlossen“ erklärt, so daß außer den Hüttern des Traubensegens (Bammert) niemand Zutritt hatte. In der Nacht zum ersten Herbsttag wurde der Herbst „angeschossen“ und mit dem „Herbstklepfen“ begrüßt. Letzteres mit langen Peitschen an kurzem Holzstiel. Das Herbstklepfen ist dazu verurteilt auszusterben, weil es vernünftige Gründe dafür gibt, daß nicht mehr der „Rat“ einen gemeinsamen Herbstanfang beschließt, sondern das „Qualitätserfordernis“ den Herbsttermin für jede Traubensorte und vielleicht noch für besondere Anbaulagen bestimmt. Wem dies ein Opfer ist, der bringe es gern, denn wir wissen, was die Kaiserstühler den besseren Erkenntnissen im Weinbau und in der Weinkellerei zu verdanken haben. Als kleinen Ersatz mögen die Schreckschüsse gegen die Starenplage gelten. In Bahlingen, bekannt auch durch den „Hoselips“, wurde am ersten Herbsttag sogar die Kirchenglocke geläutet.

An die Prozessionen und an die Zeit um Weihnachten ist noch zu denken. Von Buchheim wird berichtet, daß dort 1325 erstmals in Süddeutschland eine Fronleichnamsprozession den Weg durch die Felder genommen hat. Bis in unsere Zeit ist es dort am Nachmittag dieses Festes üblich, daß zur weltlichen Feier in einem Gasthaus nur die männlichen Einwohner kommen dürfen. Die Musik- und Gesangsvereine gestalten die Feier.

Die Zahl der Prozessionen hat sich in einzelnen Gemeinden verringert. Aber die Fronleichnamsprozessionen, wo zum Teil die Zunfttheiligen und Zunftstangen noch mitgetragen werden, und die Prozessionen am Patroziniumsfest sind fast überall geblieben. Neben Wallfahrten zu verschiedenen Orten kennt man in Oberrotweil das Pantaleonsfest mit Pferdesegnung. In Endingen gibt

es bei den Prozessionen den „Käpilliwä“; eine Prozession in der Bittwoche führt hinauf nach Sankt Katharina, worüber sich besonders die Kinder freuen, weil sie an diesem Tag schulfrei haben. Außerdem findet am Auffahrtsabend eine Lichterprozession statt.

Mit dem Schneiden der Barbarazweige (4. Dezember) und dem „Santikläüs“ (Abend vor dem Nikolaustag) bereitet man sich auch am Kaiserstuhl auf das Weihnachtsfest vor. In jüngerer Zeit ist an einigen Plätzen auch das Herbergsuchen eingeführt worden. Noch stark vertreten ist in unseren Gemeinden das Selbstbauen von Krippen, meist mit Baumstümpfen, Baumrinde, Schlacken, Weidenstümpfen und mit Moosbelag. Es gibt auch Ausstellungen von den im Ort gefertigten Krippen, so in Wyhl; eine lobenswerte Sache, um den Buben und Mädchen für die Erhaltung des Krippenbaues Dank, Anregung und Mut zu geben. Das Weihnachtsgebäck mit Springerli, Birewecke und Linseartete steht hoch im Kurs. Die Jerichorose wird teilweise noch zur Mittagsstunde des Heiligen Abends mit dem Beten vom Engeldes-Herrn ins Wasser gestellt. Ganz selten werden in der Christnacht noch die Bäume eingebunden (Neuershausen). Das vor zweihundert Jahren noch gut verbreitete „Heilwog“-holen ist nur noch in Endingen lebendig; in Krügen wird das Schlag zwölf Uhr aus den öffentlichen Brunnen fließende Wasser geholt. Losschüssili zum Erraten des Wetters der nächsten zwölf Monate, Bleigießen und andere Dinge werden da und dort noch geschätzt. Die Sasbacher haben am Heilig Abend eine Krippenfeier auf dem Litzelberg (Wallfahrtskapelle). Sternsingen an Dreikönig ist in mehreren Gemeinden üblich, nur noch selten das Anschreiben von K+M+B an den Türen mit der gleichzeitig mit Salz geweihten Kreide (Burkheim, Endingen, Wyhl). In Oberrotweil ziehen die „Drei Könige“ in die Kirche ein. An Lichtmeß werden Kerzen geweiht und das fast

vergessene „Z Liacht goh“ hört auf. Den bunten Kranz noch lebendigen Brauchtums am Kaiserstuhl, dem wir unsere Hilfe angedeihen lassen wollen, damit er nicht verwelke, sollen einige spezielle örtliche Feststellungen vollenden. Am Patroziniumsfest in Wyhl (St. Blasius, 3. Februar) kommen viele Wyhler, die auswärts verheiratet sind, und holen sich daheim in ihrer Kirche den Blasiussegen. An Christihimmelfahrt werden den Kindern in Nimburg Kränzchen aus neun Blumenarten aufgesetzt. In der Stadt Burkheim halten noch drei Zünfte jährlich ihr „Gebot“; die Fischerzunft um Peter und Paul, die Handwerkerzunft um den Josefstag und die Bauernzunft um den Urbanstag. Der Bürgermeister von Leiselheim hat nach getreulichem Schildern der noch lebendigen Bräuche bemerkt: „Wege eso Sächili mecht i um kei Pris in der Stadt wohne!“

Abschied von Arbeiten, Geräten und alten Kaiserstuhl-Worten

In den vorhergehenden Abschnitten sind wir so mancher Arbeitsweise des Bauern nochmal begegnet, von der wir wissen, daß sie längst abgelöst ist. Hierzu verwendete Arbeitsgeräte, Teile von alten Bauernfahrzeugen und altes Geschirr der Zugtiere sind begehrte Stücke für private Sammler sowie zum Ausschmücken von Gaststätten und Beatschuppen. Mancher, der sich ihres Besitzes erfreut, weiß nicht, wie diese Dinge einmal geheißen haben, oft noch weniger, wie schwer damit umzugehen war. Es geht darum, auf diese Sachen und ihre mundartlichen Namen hinzuweisen, bevor interessierte junge Menschen auf diesbezügliche Fragen keine Antwort mehr bekommen können, weil mit den Arbeiten, Geräten und Namen auch die Generationen außer Kurs sind, die noch darum wußten.

Dabei geht es gar nicht immer einheitlich her, mit dem Namen für ein und dasselbe Ding. Ein typisches Beispiel, gerade der Sprache nach, ist das allgemein am Kaiser-

stuhl gültige „goh“. In Achkarren, Breisach, Burkheim, Jechtingen und Oberrotweil heißt es „Ich muaß geh“. Für die Johannesbeeren sagt man in Jechtingen, Riegel, Wyhl und Endingen zum Teil jetzt noch „Sunnetribili“, anderwärts Johannistribili, Hanstribili, Hanstribili, Hanseltribili, Hansigstribili und andere Variationen dieses Wortgebildes. Die Bezeichnung „Sunnewirbili“ für den Feldsalat ist noch Gemeingut, auch die Begriffe „Z'niniess“ (Vesper), „Gluckser“ (Schluckauf), „Gihlerli“ oder „Gillerli“ (Hähnchen) und „Welschkorn“ (Mais). Die frühere Bezeichnung „Egleisli“ für Eidchschchen war nur noch in vier Orten geläufig, teils als „Egle“. Auch das gern zitierte „Kuchikensterli“ hat zunächst dem „Kuchikaste“ und nun letztenendes dem Küchenschrank oder dem Küchenbüffet Platz machen müssen.

Und damit sind wir bei den Tätigkeiten der Frauen. Früher haben sie „in der Mualete“ den Teig geknetet und daheim die im „Bachkerbli“ geformten Brotlaibe gebacken. Sie hatten den größten Teil der Strümpfe und Wäsche für die ganze Familie selbst gestrickt, genäht, gestopft und geflickt. Die ganzen Lebens-, Arbeits- und Wohnverhältnisse würden ihr heute nicht mehr genug Zeit dafür lassen. Es rentiert sich auch nicht mehr, wie man zu sagen pflegt. Sie machen auch keinen „Kimesalat“ mehr, einst zubereitet aus den Keimtrieben der eingegrabenen Rüben. So müssen wir auch im Wirkungsbereich der Kaiserstühlerin darauf gefaßt sein, daß einiges untergeht, um nie wieder aufzutauchen, z. B. Steßli (Handgelenkwärmer), Hemder baihe (über einem kleinen Feuer im Herumdrehen gewärmtes Hemd für Krankenbehandlung), Pfpfis nemme (Entfernen harter Haut auf der Zunge der Hühner) und vor allem viele Spezialausdrücke für Rearbeiten früherer Art. Dafür gehen die Landfrauen mit Recht im Winter wöchentlich zur Gymnastikstunde, wobei beim anschließenden Schwätzerli nicht immer Kaffeetassen auf dem Tisch stehen.

Das „Säsli“ (Haumesser), teils auch Stekenspitzer genannt (Rebstecken), das „Ergili“ (kleiner, niederer Holzzuber) und das „Zwigsägli“ (kleine Handsäge), auch als Baumsägli und Rebsägli bekannt, und das „Korbgitte“ (Korbflasche) werden zusammen mit „Wanne“ und „Rittere“, beides Geräte zum Frucht putzen, an die Erinnerungswand eines Gasthauses oder einer Weinhandlung gehängt. Was ein „Blocherholz“ (Ackerwalze), eine „Micki“ (Wagenbremse), ein „Wisbaum“ (Stange zum Spannen von Frucht- und Heuwagen), „Unschlick“ (Dichtmasse für Faßtürl) oder eine „Schlücke“ (schmaler Aufgang am Rain) waren, werden unsere Enkel nicht mehr wissen. Nicht zuletzt aus diesem Grunde müssen wir diesen Dingen ein gutgemeintes Gedenken sichern, ohne deshalb den Zeiten nachzutruern, in denen die Bauersleute weit mehr als heute schinden und schufteten mußten.

Verständnis für Wandeln und Erhalten

Wie in neuer Zeit die Straßenbrücken das Schienennetz der 75 Jahre alten Kaiserstuhlbahn überspannen, so hat der Kaiserstuhl mit den notwendig gewordenen Wandlungen einen Teil seines alten Gesichtes aufgeben müssen, um die nicht mehr ausreichende Existenzdecke zu erweitern und zeitgemäßen wirtschaftlichen Gesetzen zu unterwerfen. Im innersten Kern werden Werk und Bild der Schöpfung den Zug der Zeit, den Wandel der Wirtschaft und die Modernisierungsmethoden der Menschen überdauern. Ein Sinnbild dieser inneren Ruhe und Kraft bleibt der Badberg mit Gestein und Quellen, Küchenschellen und Eidechsen, umkränzt von den sonnigen Rebhängen und gastlichen Weinorten.

Die eingetretenen Änderungen hat der Kaiserstühler Mensch in geradezu prächtiger Weise mitgetragen und durchgestanden, ohne seinen ausgeprägten Heimatsinn zu verletzen. Seine heimatbezogene innere Kraft ist ergänzt worden durch mehr Kontakt zu meist



Palmesel aus Eendingen

Foto: Karl Kurrus

technisch-wirtschaftlichen Erkenntnissen sowie zu Menschen und Gemeinschaften außerhalb seiner „heimlich stillen Welt“. Es ist besonders hervorzuheben, daß die Menschen zu beiden Seiten des Rheins einander noch näher gekommen sind; jeder ist gerne auf der anderen Seite zu Gast. Sie reden miteinander, ehrlich, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, und hüben wir drüben sind Kenner und Liebhaber des Weines zu Hause. Breisach, als heute feste Burg des Europagedankens, ist mit Saint Louis eng verbunden; Sigolsheim und Burkheim haben Partnerschaft geschlossen; Eendingen und Erstein sind verschwistert. Leiselheim hat in Kaisersberg und Illhäusern seine Freunde; Sasbach hält mit Hunaweier und Wyhl mit Mackenheim gute Verbindung; ebenso Ihringen mit Heiligenstein. Dieses Einander-Ver-

stehen ist beseelt von der gleichen heimischen Sprache, aber auch erhärtet durch die Erfahrung aus wahnsinnigen Auseinandersetzungen, für die Elsässer wie Kaiserstühler bluten und zahlen mußten. Auch in gespanntesten politischen Situationen haben sich die Rhein-Nachbarn verstanden. So auch an der Kriegsweihnacht 1939, wo es die Soldaten der Maginotlinie und des Westwalls riskiert haben, mitten auf der Rheinbrücke Sasbach-Markolsheim gemeinsam einen kleinen Christbaum aufzustellen.

Wo der brennendste Wunsch der Menschheit, daß sich die Völker nach unsäglichem Leid, Zwietracht und Haß endlich verstehen mögen, nahe bei den Grenzpfählen im Herzen des Volkes seine Wurzeln hat, die das

Wachsen und Blühen der Vernunft stärken und, so Gott will, zu einem fruchtbaren Ergebnis führen, da wird dem sinnvollsten Wandel und dem wertvollsten Brauch das Wort geredet. Wie beim guten Brauch überhaupt kommt es auf den tieferen Sinn, auf den belebenden Geist an. Dabei kann es keinen für die Zukunft mitverantwortlichen Menschen stören, ob ein gutes Wort deutsch oder französisch, elsässisch, schweizerisch oder kaiserstühlerisch gesprochen und geschrieben wird. Die Hauptsache ist, der Nachbar kann sich darauf verlassen! Unsere Kaiserstühler wissen um diese Aufgabe und werden weiterhin helfen, sie zu erfüllen.

Freund und Wein, bleibt mir verwandt!
Kaiserstuhl, gesegnet Sonnenland!

E großi Stund

*E mängi liabi Stund,
dia sitzt mer gern bim Wi;
er schmeckt so bluamig, süffig, rund;
nit wöhler kennt s eim si.
D Gedanke were licht un froh,
zua allem git s e guat Verstoh,
in dene Stund bim Wi.*

*E großi Stund, dia brücht e Wi,
wu selber virnehm, groß.
Mit Wi schenkt s Glicke si Festglang i,
macht d Mensche sorgelos.*

*Stund,
brüchsch di Wi!
Wi,
brüchsch di Stund,
aß frohe Geist in s Lebe kunnt,
der Sunnegeist vum Wi!*

Karl Kurrus

Endingen, Weinstadt am Kaiserstuhl

Von Karl Kurrus, Freiburg

In der bunten Reihe interessanter Städte und Städtchen Badens wird man Endingen nicht vergessen dürfen, da Geschichte, städtebauliches Gesamtbild, Sehenswürdigkeiten und sein wirtschaftliches und kulturelles Leben eine Betrachtung verdienen.

Der Kaiserstuhl liegt in der wärmsten Gegend Deutschlands, wo die reb- und waldbedeckten Hänge und kleinen Berge sich mitten aus dem fruchtbaren Ackerfeld herausheben. Das heute 4000 Seelen zählende Endingen ist wie ein Verbindungsstück zwischen der Rheinebene und den Rebbergen, die links und rechts einiger Tälchen ihr grünes Band bis hinein in das Städtchen ziehen. Geographisch befindet sich Endingen zwar am nördlichen Kaiserstuhl, aber das kann man vorweg schon sagen: die Lage seiner Weinberge und die Herzen seiner fleißig-frohen Menschen liegen auf der Kaiserstühler Sonnenseite.

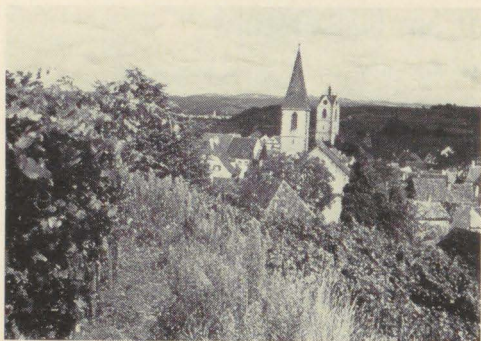
Geschichte

Etwa 1700 Jahre sind vergangen, seit die Alemannen auch am Kaiserstuhl das von den Römern besetzte Zehntland besiedelten. In diese Zeit des 3. oder 4. Jahrhunderts n. Chr. fällt der Beginn von Endingen, wenn die erste urkundliche Erwähnung auch erst 862 gegeben ist, nach der Ludwig der Deutsche seinem Sohn Karl als Morgengabe für die Gattin Richardis den Endinger Fronhof überlassen hat. Durch Richardis kam dieser Besitz und — wohl später — das Patronat der Peterskirche 880 an das Frauenstift Andlau im Elsaß. Die Äbtissin hielt dreimal im Jahr Gerichtstag im „Dinghof“, während die übrigen Herrschaftsbefugnisse von den Vögten und Schultheißen wahrgenommen wurden.

Der obere Siedlungsteil Endingens mit dem „Fronberg“ und vielleicht auch schon

einer Martinskirche (Obere Kirche) kam um 952 aus den Händen des Reiches an die Benediktinerabtei Einsiedeln. Die am weitesten zur Rheinebene gelegenen Behausungen des Niederdorfes verödeten später; dort wird auch der Standort der Clemenskirche (etwa von 969 bis 1200) gewesen sein. Königs- und Kaiserurkunden von 972, 984 und 996 von Otto II. und Otto III. bestätigten die Rechte Einsiedelns in „Endinga“.

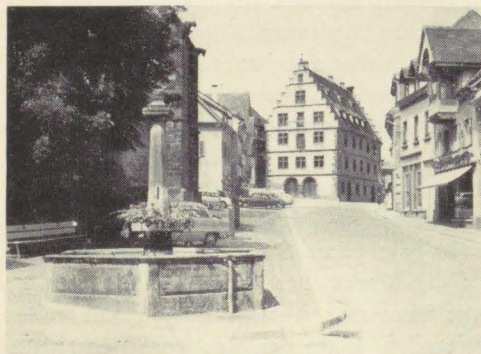
Die Herren von Endingen, als örtlicher Adel 1094 erwiesen, hatten vom Stift Waldkirch, das Schloß Koliburg, am Berg südlich von Endingen, zum Lehen. Das bedeutende Amt des Schultheißen war ihnen von der Äbtissin von Andlau anvertraut, die es bis 1344 in Händen hatte. Jeweils das älteste Glied der Herren von Endingen erbte das Schultheißenamt. Noch größeren Einfluß auf die Entwicklung Endingens hatte das breisgauische Freiherrengeschlecht von Üsenberg. Die Üsenberger verwalteten als Vögte die Hofgüter Andlaus und Einsiedeln. Um 1290, wo Hesso IV. und Rudolf III. ihren Besitz in die Obere Herrschaft (Endingen) und die Untere Herrschaft (Kenzingen) geteilt haben, gründeten die Üsenberger die „Stadt Endingen“, indem sie die alten Dorfsiedlungen mit den Andlauseichen und Einsiedelischen Besitzungen vereinigten. Dabei wurden bisher unbebaute Flächen im Nordwesten und Südosten in die Anlage der Stadt mit einbezogen, während fast das ganze Niederdorf außerhalb blieb. Rund 24 ha ummauerte Fläche war in Endingen, zweidrittel so groß wie in Freiburg, einhalbmal so groß wie in Kenzingen. 1319 ist die Stadtmauer erstmals nachgewiesen; eine Schutzmauer hat aber schon weit früher bestanden. Eines der vier Tore steht heute noch. Der vom Stadtrecht Endingens hergeleitete Aufschwung wurde bald gestört.



Die Endinger Kirchtürme zwischen den Rebbergen

Foto: Karl Kurrus

Mit dem „Kaiserstühler Krieg“ 1320 kamen Verwüstung und Hungersnot. Wegen der Vogtei des Dorfes Bickensohl gerieten die Üsenberger in Streit mit den Herren von Falkenstein. Die Herren von Endingen, den Üsenbergern nicht gut gesonnen wegen der Rivalität um die Rechte in Endingen, unterstützten die Falkensteiner. So kam es 1321 — es sind jetzt 650 Jahre her — zur Zerstörung der Koliburg durch die Üsenberger und Bürger Endingens. Hierbei wurden drei der Herren von Endingen erschlagen. Als auch die Freiburger den Üsenbergern den Krieg erklärten, haben sie den Herzog Leopold von Straßburg um Vermittlung gebeten. Der Schiedsspruch 1322 zwang die Üsenberger zum Schadenersatz, den auch



Brunnen bei der Martinskirche und das Kornhaus

Foto: Karl Kurrus

die stark dezimierte Bürgerschaft Endingens mit zu tragen hatte. Eine von drei Messepfründen, die den Üsenbergern für das Seelenheil der Erschlagenen auferlegt wurden, ist heute noch dokumentiert im sogenannten „Endinger Chörle“ des Freiburger Münsters. Dort ist in der Glasmalerei des Fensters, das um 1330 geschaffen wurde, auch das Wappen der Herren von Endingen erhalten.

1344 konnte die Stadt Endingen den Fronhof und das Schultheißenamt von der Äbtissin Adelheid um 600 Mark Silber erwerben. Grund dazu war, daß dem Kloster Andlau kein Nutzen mehr von Besitz und Recht in Endingen zufließte, weil die Üsenberger als Vögte so handelten, als hätten sie uneingeschränkte Befugnisse. Zum andern hatten die kriegerischen Auseinandersetzungen Armut und Not gebracht. Nur das Patronatsrecht von St. Peter behielt Andlau bis 1874.

Im Jahre 1336 starb Burkhard III. Nach dem Bündnisvertrag mit der Stadt Freiburg durften die Festen Endingen, Riegel und Höhingen weder verkauft noch verpfändet werden. Trotzdem verkaufte Johann von Üsenberg 1356 die Stadt Endingen an Ritter Snewelin im Hofe und andere. Sechs Jahre später sind die Üsenberger wieder im Besitz der Stadt. Wenig später, 1366, wird das Bündnis der Stadt Endingen mit den Städten Freiburg, Bern, Basel, Breisach, Kenzingen u. a. zum neuen Verhängnis. Endingen wurde am meisten bedrängt und, da Hilfe zu spät kam, vom Feind eingenommen. Die Stadt hatte das Bündnis „im Alleingang“ ohne die Üsenberger eingegangen, während jene auf der Seite des Grafen Egon von Freiburg standen. Als 1379 mit dem Tode von Hesso V. die Endinger Linie der Herren von Üsenberg erlosch, kam Endingen zu Österreich. Herzog Albrecht bestätigte mit Urkunde vom 17. August 1387 den Bürgern von Endingen die von den römischen Königen und denen von Üsenberg

überkommenen Rechte. Mit Brief und Siegel — die Urkunden sind im Stadtarchiv Endingen verwahrt — bestätigten diese Rechte später u. a. auch Kaiser Siegmund 1434, Kaiser Leopold 1666 und Kaiserin Maria Theresia 1744.

Als Herzog Friedrich Papst Johannes XXIII. (Konstanzer Konzil) unterstützte, zog er sich die Ächtung durch König Sigismund zu. Der König nahm Endingen zu Händen des Reiches; die Stadt blieb von 1415 bis 1428 freie Reichsstadt. Dazwischen war es 1422 wieder zu einem Schutz- und Trutzbündnis mit den Städten Freiburg, Straßburg, Basel u. a. gekommen, weil Markgraf Bernhard von Baden als kaiserlicher Landvogt die Rechte der Städte zurückdrängte. Es gab wieder bewaffneten Streit, bis 1424 Bernhard die Rechte der Städte anerkennen mußte.

Einigermaßen von Rückschlägen erholt, gewinnt Endingen gegen Mitte des 15. Jahrhunderts an Bedeutung und Macht, besonders auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Vom Beginn an bestand die Bevölkerung meist aus Ackerbauern. Wein und Korn wurden in Endingen nicht nur erzeugt, sondern auch umgeschlagen. Den ersten Kornmarkt finden wir 1318 im Tennenbacher Güterbuch verzeichnet. Zum Schutz des eigenen Weines wird 1331 die Weineinfuhr verboten, mit Ausnahme eines Vorrechtes für die unter dem Schutze der Üsenberger stehenden Juden.

Die Bauern erzwangen 1525 die Öffnung der Stadttore, 1634 wurde Endingen von den Schweden geplündert und 1690 schlug der Dauphin, der die Armeen Frankreichs am Rhein aufgestellt hat, in Endingen sein Quartier auf. Unruhige Zeiten, wo wir auch hinblicken. Aber immer wieder hat sich ein zäher Lebenswille durchgesetzt. Während der langen Zugehörigkeit zu Vorderösterreich war Endingen ein Mittelpunkt mit ausgeprägten wirtschaftlichen und kulturellen Funktionen.



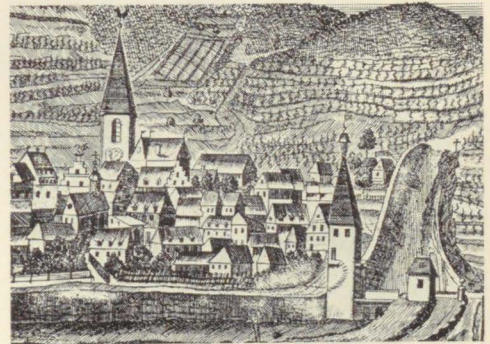
Altes Rathaus (rechts) und neues Rathaus (Haus Krebs); ganz links der Ratsbrunnen

Foto: Karl Kurrus

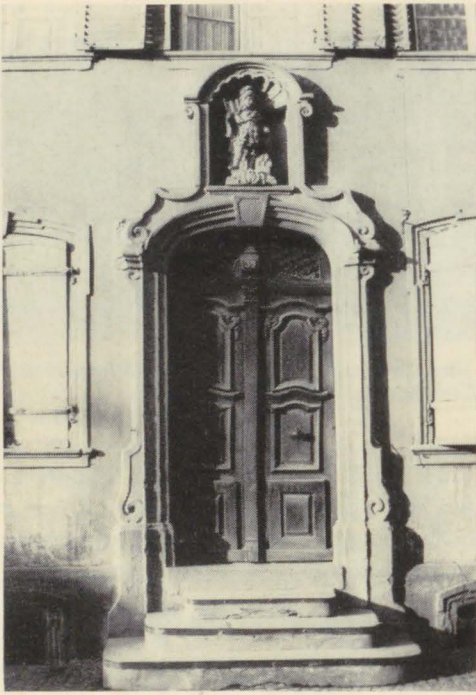
Die Zahl der Bewohner des Städtchens, die Mitte des 15. Jahrhunderts nur etwa 1000 betrug, ist bis 1805, als Endingen zu Baden kam, auf 2500 angewachsen.

Handwerker und Zünfte

Neben dem schon erwähnten Wein- und Ackerbau begründete allmählich, etwa ab Mitte des 14. Jahrhunderts, das Handwerk seinen goldenen Boden in Endingen. 1347 sind die ersten Handwerker nachgewiesen und 1415 gibt es ein Zunfthaus der Schuhmacher. Bereits 1279 gab es ein Endinger Maß (Elle) und 1499 erhielt die Stadt von Kaiser Maximilian das zweite Marktrecht. Eine Gesellenbruderschaft, die unter den Handwerksgelesen insbesondere bei Krank-



*St. Jakobskapelle unterhalb der Martinskirche
Stich um 1790 (Ausschnitt)*



Eingang zum Haus Hirtler (Hauptstr.); in der Nische der Hl. Florian Foto: Karl Kurrus

heit eine soziale Hilfe für den notwendigen Lebensunterhalt und Pflege sicherte, gab sich 1453 Statuten, die der Rat bestätigte. Acker- und Rebbau, Handwerk und Handel brachten Erfolg und Wachstum der Stadt, soweit nicht kriegerische Ereignisse, Pest oder Unwetter immer wieder Rückschläge brachten.

Bauten und Kunstdenkmäler

Sehenswerte Bauten, Kunstwerke und andere Zeugen handwerklicher Meisterschaft, vereint mit der Anlage der Stadt überhaupt, zeigen Edingen auch heute noch in seiner geschichtlich gewachsenen Eigenart. Schon von weit her ist als dominierendes Gebäude die St. Peterskirche sichtbar; sie wird „Untere Kirche“ genannt. (Erste Erwähnung 1256.) Die unteren Quader des wuchtigen, vierkantigen Turmes stammen z. T. noch aus dem 13. Jahrhundert. 1773 wurde das

Gotteshaus an der Stelle der älteren Kirche neu und größer erbaut. Dem geräumigen, hohen Langhaus schließt sich der architektonisch ebenfalls schucke Chor mit seinem im Hochbarock geschaffenen Hochaltar an. Die großflächigen Bilder, sowie die in vielen Details, meist in gute Stukkatur gerahmte Deckenmalerei, sind das künstlerische Werk von Johann Pfunner (1716 bis 1788). Die großen Gemälde beziehen sich auf den Kirchenpatron Petrus. Statuen von Johannes und Paulus sowie ein eindrucksvolles Kruzifix schuf der Enderger Bildhauer Bernhard Löffler. Zwei reich verzierte alte Zunftstangen, versehen mit den Handwerker- und Stadtwappen, erinnern an die alte Gesellenbruderschaft. Auf der Empore ist eine 1779 von Ferdinand Stiefel, einem Schüler von Silbermann, erbaute Orgel. Sie wurde 1956 auf drei Manuale erweitert.

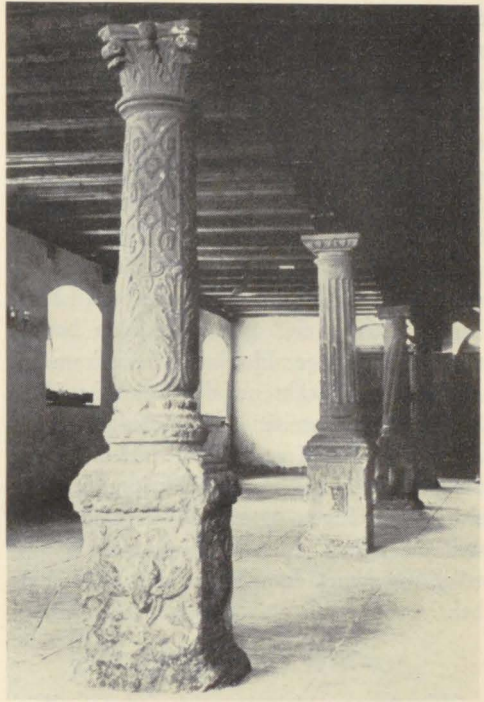
Der historische Marktplatz ist das Kernstück des Stadtbildes und schenkt uns mit der seit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts gleich gebliebenen Anlage eine historisch getreue Harmonie. Das 1527 errichtete Rathaus birgt in den Fenstern des Bürgersaales Kunstwerke von Rang. 14 sogenannte Ständesscheiben, Glasmalereien von 1528/29, bezeugen neben der hohen Kunst auch die zur Geschichte gewordene reiche Verbindung der Stadt Edingen mit den Üsenbergern und dem Hause Österreich, mit den Adelsgeschlechtern des Breisgaves und den Nachbarstädten.

Im Rathaus werden dem Besucher auch Erinnerungsstücke an die als streng bekannte Enderger Gerichtsbarkeit gezeigt: ein Richtschwert von 1650, Halsgeige u. a. Das an der Nordseite des Marktplatzes stehende sogenannte neue Rathaus, etwa in der Mitte des 18. Jahrhunderts gebaut, zeigt über dem wuchtigen Eingang einen eigenwillig gestalteten Balkon, breit angelegt, mit kunstgeschmiedetem Gitter. Diesem gegenüber, auf dem Scheitelpunkt des ansteigenden Markt-

platzes steht das mit seinen Portalen, Fenstern, Staffelgiebeln und Schlepphauben prächtig wirkende Kornhaus, im Volksmund „Laube“ geheißten. 1617 fertiggestellt, zeigt uns dieses durch viele Kriegszeiten erhaltene Bauwerk meisterhafte Steinmetzarbeiten, im Erdgeschoß kunstvolle Steinsäulen und in den Obergeschossen Säulen und Konstruktionen aus Holz mit künstlerischem Schmuckwerk. Von den auf dem Marktplatz stehenden Bürgerhäusern sei das eine auf der Ostseite hervorgehoben: ein mit feingeordneter Fassade gezielter Rokokobau, mit einer Marienstatue und mit vier die Temperamente darstellenden Frauenköpfen an den Schlußsteinen. Die sogenannte „Lange Stege“, die hinter die Laube und „auf den Hof“ führt und der Ratsbrunnen in der Nordwestecke runden das Bild des der Hauptstraße zugewandten Teiles des Marktplatzes ab.

Der Turm der Oberen Kirche, die in geringer Distanz zu den Rebbergen steht, zeigt wie ein Mahner hinauf zum Himmel, von dessen sonniger Wärme oder eisigem Hagelschlag des fleißigen Kaiserstühlers Glück oder Enttäuschung abhängt. (Über die Endinger Glocken wird an besonderer Stelle berichtet.) Die geschwungene, schmale Freitreppe an der Außenwand des Kirchturms hat an der einen Seite eines der zahlreichen im Städtchen stehenden alten Kreuze, mit interessanten Zeichen. Auf der anderen Seite sind die Gedenktafeln für die Toten der zwei Weltkriege. — Neben der steinernen Predigt des Gekreuzigten und unter den rufenden Glocken sind die vielen Namen ein stummer Schrei für den Frieden! —

In der Nähe des „Niederdorfes“ steht seit 1908 das schlichte, aber doch schmucke Gotteshaus der Evangelischen Christengemeinde. Nicht nur die Glocken, auch die Menschen beider Konfessionen bilden eine harmonische Gemeinschaft, die sich schon bestens bewährt hat. Von der stadtnahen Erhebung des Kaiserstuhls grüßt die seit 1402 nachgewiesene St. Katharinenkapelle.



Vier Säulen im Erdgeschoß des Kornhauses

Foto: Karl Kurrus

Die vielen öffentlichen Brunnen an Straßenkreuzen und Gabelungen sowie besonders auf dem Marktplatz bringen eine aus vergangenen Zeiten herübergerettete Ruhe zu uns. Weitausholend die sechs- und achteckigen Sandsteintröge, in deren Mitte der alte Brunnenstock mit Wappenverzierungen oder eine Heiligenfigur steht und deren Fassungsvermögen bis 160 $\frac{1}{2}$ Ohm geht, das sind 24 075 l. Im Fronhof steht der neuere, aber auch auf eine Tradition hinweisende Jokilibrunnen. Wir werden uns der Brunnen nochmals erinnern, wenn vom Brauchtum die Rede sein wird.

Plätze, Straßen und ihre Namen

Beim Gang durch Endingen, das sich zum guten Teil sein Aussehen und seinen Charakter geschichtsbezogen erhalten hat, erweist sich das Festhalten an den alten Na-

men für Straßen, Gassen und Plätze als richtig. Einige Beispiele bestätigen das, auch die Schreibweise „Gäßli“, an dessen Schluß zwar kein helles, spitzes schweizerisches „i“, aber auch keinesfalls ein schwäbisches „e“ gemeint ist. Da gibt es „Baschigäßli“ (Sebastian), „Sankt-Jakobs-Gäßli“ (entlang des Standorts der früheren Jakobskirche), „Schaltkarrengäßli“ (so schmal, daß bloß ein einrädiger Schaltkarren durchfahren kann). Eine „Totenkinzig“ gibt es; Kinzig bedeutete schluchtartiger Hohlweg, dazu kam das andere Wort während der Pestzeit. Viele Straßennamen weisen auf geschichtliche Beziehungen zu Herrschaften, Klöstern und Städten oder auf Persönlichkeiten hin, die sich in Eendingen besondere Verdienste erworben haben. Manch heimeliger Winkel trägt zu dem Gesamtbild dieses Städtchens bei.

Sagen und Legenden

Wie unsere Heimat reich ist an allem, was die Felder, Rebberge und Obstgärten in diesem gesegneten Gottesgarten bringen, so reich ist gerade auch dieses Städtchen Eendingen an Sagen und Bräuchen. Wenn wir in die gespenstischen Büsche und geisterhaften Nebel hineinhorchen, was sie uns in geheimnisvollen Nächten sagen, können wir so manches erfahren.

Es muß wohl die geistige Nahrung in Form des feurigen Kaiserstühlers schon jahrhundertlang die Phantasie der Menschen angeregt haben, sonst hätte der damalige Bürgermeister Franz Michael Kniebühler anno 1870 nicht an die 60 Sagen, meist Geistersagen, aufzählen können, die als Ort der Handlung Eendingen oder seine Gemarung haben. In den Häusern und Gassen spukt es an vielen Ecken, draußen auf dem Feld und im Rebberg sogar doppelt soviel. Manche Sage knüpft an geschichtliche Ereignisse, andere sind als Geistersagen ohne historischen Hintergrund zu betrachten. Im früheren Hirschen kann man nach Kniebüh-

ler die Geister des dort gewesenen Spitalkirchleins noch sehen. In der Totenkinzig soll das blaue Dämpfli von der Pest noch in einem Balken stecken. Das Stadttier, halb Gaul, halb Stier, hat am Oberen Stadttor einen Spötter zu Tode gedrückt. Es ist jetzt nur noch an der Fasnet zu sehen. Wenn aber einer hier besonders laut wird, so heißt es immer noch: „Der brüllt wie 's Stadttier.“ Neben der Oberen Kirche war in früheren Zeiten ein Kloster. Eine weißgekleidete Klosterfrau geht dort noch in der Neujahrsnacht um.

Mit Bezeichnungen von Feld und Flur hat Kniebühler von Sagen berichtet, die oft mit einer moralischen Belehrung dem Wilderer wie dem Traubenschelm und dem ungetreuen Wächter des Fischweihers drohen. Im Nächstental soll das kleine Kreuz am Rain noch an den Jäger erinnern, der, als er ein Pfeifchen rauchte, mit dem gestohlenen Pulver in die Luft flog und als Strafe jetzt noch den Wilddieben nachgehen muß. Im Tannacker sieht man im Herbst einen Mann mit uraltem Gesicht, der die Traubendiebe verprügelt und sie in den alten Bruch wirft. Im Salzgarten hütet ein Herr von Litzental den Rebberg.

Beim Brännlidobel geht der Zwerg, welcher an einem See im Katharinenberg mit Nixen und Feen haust. Wenn er das Brännli verstopft, kommt kein Regen mehr und wenn er es stark laufen läßt, gibt es eine Teuerung im ganzen Land.

Beim Galgenbuck, wo noch im Jahre 1753 die Anna Trutt von Wyhl als Hexe verbrannt worden ist, soll man sich in acht nehmen; sie mache immer noch mit ihrem Hexengeschrei nachts jedem einen Spuk.

Wenn wir die geisterhaften Tiere aufspüren, die den Sagen nach hier den Leuten Angst einjagen, so gibt es ein gutes Dutzend. In Wihlbach, wo der ungetreue Fischer von den Fröschen angesprungen wurde und starb, helfen die Frösche noch einem Männlein Traubenschelme in die Schlucht zu wer-

fen. Am Kohlersgraben hat der schwarze Hund, „Kohler“ genannt, die Leute gebissen, die spät in der Nacht von der Bahn in Riegel heimlaufen mußten. Auf dem Heimweg vom Silberbrunnen oder Eichstetten bringt eine Hase die Leute auf den falschen Weg. Am Dreispitz vom Wyhlerweg sitzt eine Feuer sprühende Katze und im Niederdorf, das vor etwa 700 Jahren nicht in den Schutz der Stadtmauer genommen wurde, hält ein grauer Zottelbär am Schelmengraben Wacht. Beim Burggraben in der Bürg geht ein schwarzer Geißbock, der sehr groß ist und nachts mit seinen tollen Sprüngen gefährlich wird. Im Immental beim Bannstein wirft ein Fuchs die schwersten Wagen um, besonders im Advent.

Von besonderem Interesse sind die Glockensagen, welcher hier wie überall, wo sie zu Hause sind, eine geheimnisvolle Verehrung für das Sakral-Würdige bedeuten und fast mehr einer Legende über ein heiliges Geschehen nahe kommen.

Einer der Grafen von Üsenberg, denen Endingen das um 1290 erhaltene Stadtrecht verdankt, war auf der Jagd und verirrte sich im Walde. Die stockdunkle Nacht ließ ihn keinen Weg zurück finden, bis er um 3 Uhr in der Frühe vom Turm der Oberen Kirche die Stunde schlagen hörte. Er ging dieser Richtung nach und war dadurch vor dem Erfrieren bewahrt. Er gab Weisung, ein Glöcklein, das er stiftete, von Martini bis Frühlingsanfang um 3 Uhr früh läuten zu lassen, daß Verirrte heimfinden können. — In „Sagen und Geschichten aus dem Badnerland“ berichtet Schmitt, daß der alte Auftrag des Üsenbergers von 1350 bis 1850 vollzogen wurde. Später sei das Glöcklein umgegossen worden, um auf dem St. Katharina-Kirchlein jetzt Dienst zu tun.

Eingehend berichtet uns Pfarrer und Heimatforscher Adolf Futterer über das Schicksal der Endinger Glocken im Spanischen Erbfolgekrieg (1701—1714). Als die Franzosen unter Marschall Villars gegen Endin-

gen vorrückten, ließen Bürgermeister und Rat die „Hosanna“ der Oberen Kirche vom Turm herabholen, um sie im Ychtenwald bei Riegel zu vergraben. Vom Feind überrascht, warfen die Endinger ihre Glocke von der Elzbrücke ins Wasser und konnten sie später wieder heimholen.

Die Große Glocke der Unteren Kirche konnte kaum weggeschafft werden, da sie 55 Zentner wog. Man vergrub sie nahe der Kirche, was eine Magd dem Feind verraten haben soll. Die Franzosen verluden die Glocke auf ein starkes Gefährt und schlugen ein Loch hinein zum Zeichen der Kriegsbeute. Sie kamen mit dem Wagen aber nicht weit. Vor dem Königschaffhauser Tor blieb der Wagen stehen und das nahe Kriegsende half wiederum die Glocke zu retten. Das „Rote Kreuz“ an der Königschaffhauser Straße erinnert daran.

Kirchliche und weltliche Bräuche

Das Brauchtum am Kaiserstuhl hängt allgemein mit Reben und Wein sowie mit den kirchlichen Handlungen zusammen. Es soll hier nur auf einige Besonderheiten des Brauchtums in Endingen hingewiesen werden, wie es sich bisher erhalten hat.

An der Fasnet kommt der „Jokili“ wieder aus dem Brunnen auf dem Marktplatz und ist vom „Schmutzige Dunstig“ an im Städtchen über die närrischen Tage tonangebend. Ein Hemdklunkerumzug mit einigen hundert Teilnehmern weckt ihn jährlich wieder auf. Das rote Kostüm, umrändert mit den Stadtfarben blau-weiß, wird von etwa 450 Jungen und Älteren getragen, dazu die Jokili-Larve (Maske). Höhepunkt ist der Fasnetmentig mit einem Umzug, teilweise auch Fasnetspielen auf dem Marktplatz. Am Fasnetszig wird der Jokili im Ratsbrunnen wieder versenkt. „Jokili, Jokili, jo jo“ ist der Fasnetspruch der Endinger Narrenzunft von 1782.

Die Endinger Schützengesellschaft, gegründet 1648, zieht am ersten Maisonntag mit



Der „Bott“ schellt aus in Eendingen unterm „Schwibogen“

Foto: Karl Kurrus

klingendem Spiel hinauf zum Schützen, wo früher das Obere Tor stand. Sie hat ein altes Recht, wonach jeden Sonn- und Feiertag im Mai ein Würfelspiel, genannt „Rugili“, um große Brezeln veranstaltet wird. Die Maiausflügler wissen das seit Generationen und sorgen mit dafür, daß der alte Brauch lebendig bleibt.

Bei den Prozessionen an Fronleichnam und am Auffahrtstag werden die Heiligenfiguren (Zunfttheilige) mitgetragen. Ganz eigenartig ist der Brauch, auf den Prozessionsaltären Dutzende von Glaskrügen und Karaffen, gefüllt mit Wein, aufzustellen. Da diese Stationsaltäre hier „Käpilli“ genannt werden, heißt man den darauf gestellten Wein „Käpilliwi“. Jeder Rebbauer bringt natürlich den Besten, auch den farb-

lich wirksamsten. Vom grün-goldenen bis zum purpur-roten Glanz aus den Glaskrügen funkelt es, zum Teil mit einem Tellerchen abgedeckt, auf dem Kirschen oder andere frische Früchte die Farbenpracht des heimischen Naturwunders ergänzen.

In der Christnacht versammeln sich kurz vor der Mitternachtsstunde die Eendinger um ihre öffentlichen Brunnen. Mit dem Singen von Weihnachtsliedern erwartet man den Glockenschlag zwölf. Das Wasser, das während diesem Stundenschlag aus den Brunnenröhren fließt, wird in mitgebrachten Krügen aufgefangen und gilt als „Heiliwog“, heiliges Wasser. Zum Abschluß singen die Heiliwog-Holer Großer Gott wir loben dich, um dann ihren Krug heimzutragen und die Familie daraus trinken zu lassen. Dies geschieht direkt aus dem Krug, nachdem zuvor der Bringer des heiligen Wassers gesagt hat: „Heiliwog! Gottisgob! Glick in 's Hüs! Unglick nüß!“ Ein wenig davon kommt auch in die Tränke für das Vieh und in das Faß mit dem Hauswein, der hier einfach „Trinkwi“ heißt.

An all diesen besonderen Tagen, wie auch bei der großen Lichterprozession zur Erinnerung an ein Tränenwunder am Muttergottesbild in der Wallfahrtskirche (St. Martin), die am Vorabend von Christi Himmelfahrt abgehalten wird, sind viele in der Fremde weilende Eendinger zu Besuch in ihrer alten Heimat.

Gemeinschaften und verdiente Persönlichkeiten

Schon 1794 hatte Eendingen eine bestimmte Ordnung über den Feuerschutz der Stadt aufgestellt, der der Bürgermiliz anvertraut war. Da eine zahlenmäßig stärkere Gemeinschaft hierfür notwendig schien, hat der emsige Bürgermeister Kniebühler 1857 die Freiwillige Feuerwehr gegründet. Wie früher schon bei der Gesellenbruderschaft wurde der Gemeinschaftsgedanke zur Hilfe für in Not befindlicher Bürger praktiziert. Auch

kulturelle Vereinigungen verschiedenster Art haben sich frühzeitig in Eendingen gebildet. Die Stadtmusik hat ihren Ursprung 1753 und 1845 ist das Gründungsjahr der Chorvereinigung Amicitia-Kaiserstuhl. Seit 1926 wird in einem zweiten Verein, dem Männergesangverein Eendingen, der Chorgesang gepflegt. Mit guten Leistungen warteten auch seit vielen Jahrzehnten die Kirchenchöre zur Verschönerung der Gottesdienste auf. Eendingen verstand es immer, die Festtage in seinen Mauern gut zu organisieren und gewählte Darbietungen mit froher Gastfreundschaft zu verbinden. Zu allem hin ist das schöne Endinger Festwetter sprichwörtlich geworden, was im Stillen dem Patron der Stadtkirche verdankt wird.

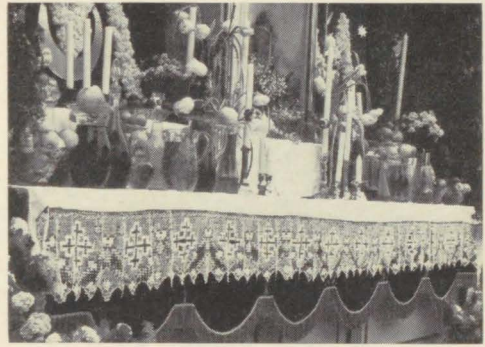
Da früher wie heute der Erfolg von Gemeinschaften meist davon abhängig war, welche Persönlichkeiten sich führend in den Dienst der Sache stellten, hat Eendingen eine ganze Reihe besonders verdienter und bekanntgewordener Bürgersöhne. Im Jahre 1967 hat der treue Mitarbeiter der Badischen Heimat, der unvergessene Emil Baader, in bester Zusammenarbeit mit Karl Kurrus eine seiner letzten Heimatstuben in Eendingen eingerichtet. Seinen eigenen Worten machte er damit alle Ehre: „Unsere Heimatstuben sind eine große Symphonie der Heimatliebe und der Heimattreue!“ Stellvertretend für alle 15 in der Endinger Heimatstube bedachten Persönlichkeiten seien einige erwähnt.

Franz Michael Kniebühler (1813—1874); 27 Jahre Bürgermeister, vielseitiges Wirken zum Wohle seiner Vaterstadt.

Alexander Benitz (1813—1885); Kupferstecher, Organisator und Leiter der Auswanderer-Colonie Tovar.

Franz Anton Keck (1838—1907); Militäroberpfarrer, Stifter der Gottesackerkapelle.

Gustav Zimmermann (1854—1937); Welt-schützenmeister, Stifter der nach ihm benannten Allee im Erlental.



Nach altem Brauch „Käpilliw“

Franz Hirtler (1885—1947); bedeutender Schulmann und Schriftsteller.

Mir wän si guat in Ehre halte,
s Vermächtnis heimettrei verwalte.

Entwicklung und Neuzeit

In früheren Jahrhunderten besaß Eendingen, wie fast alle diese Landstädtchen, eine gemischte Wirtschaftsstruktur, die im Auf und Ab der Zeiten zwar keine gewaltigen Sprünge nach vorne, aber eine gewisse Stabilität zuließ. Hier haben sich Ackerbau und Weinbau sowie Handwerk und Handel ergänzt. Besonders nachhaltig wurde in Eendingen der Handel mit Wein, Korn und Hanf betrieben. Was das Handwerk betrifft, sei nochmals auf dessen frühes Beginnen in



Eröffnung der Endinger Heimatstube 1967,
v. l. n. r.: Dr. Futterer, Prof. Schwarzweber,
Bgm. Eitenbenz, Stadtpf. Gäng, Frau Eitenbenz,
Emil Baader, Karl Kurrus Foto: Karl Kurrus

Endingen verwiesen. Noch 1862 zählen wir auf einem Lehrlingsbrief 43 Handwerkerzeichen, die einen Stich des Städtchens umrahmen. Einem noch vor 1800 ausgestellten Gesellenbrief verdanken wir einen ausgezeichneten Stich der Stadtansicht, auf dem noch alle vier Tore zu sehen sind.

Die Zeiten haben sich gewandelt. Es gibt keine Sesselmacher, Färber, Strumpfweber, Nagelschmiede und Kammacher mehr, dafür aber Radiomechaniker und ähnliche neue Berufe unserer Zeit. Seit der Jahrhundertwende hat sich in vermehrtem Maße dazu die Umwandlung der Handwerksbetriebe in Betriebe mit Serienherstellung und technisch-automatisierter Fabrikation ergeben. An vielen Türbogen alter Häuser, insbesondere in der Hauptstraße, wo die Traufseiten der Straße zugewandt sind, sehen wir noch die Handwerkerwappen, breite Treppen als Wahrzeichen alter Steinmetzarbeiten und Fachwerkbauten der Zimmermannszunft, auch kunstvolle Handwerker- und Wirtshaus schilder sowie Statuen in zierlichen Nischen über den Haustüren.

Die Veränderungen und das Wachstum der Stadt sind am deutlichsten sichtbar in der Ausweitung der Wohnsiedlungen. Zaghafte begann dies nach dem Ersten Weltkrieg unmittelbar nördlich der Stadtmauer. Jetzt steht im Westen eine ansehnliche Neusiedlung im „Bühle“, wo die Häuser etwas höher liegen als die nördlich davon verlaufende Landstraße und in der anderen Richtung einen herrlichen Ausblick auf den Kaiserstuhl bieten. Auch die Sicht hinüber in das Elsaß und bis zu den Schwarzwaldbergen zeichnet diese Lage aus. Im Erletal, dem

direkten Zugang zum Katharinenberg, wurden auch schmutzige Wohnhäuser gebaut und Sportanlagen errichtet. Die neueste Siedlungsrichtung geht in das vom Geschichtlichen her schon bekannte „Niederdorf“, wo in neuer Planung der Wohnungsbau in ständigem Fortschreiten begriffen ist. Größere Flächen für Industriebauten haben schon ein gutes Beginnen für eine Vermehrung des Arbeitsplatzangebotes gebracht und sollen andererseits der eigenen Steuerkraft der Stadt zugute kommen. Was die Zeit der Reformen bringen wird, bleibt abzuwarten.

Geschichte berichtet vom Geschehen und alles Geschehene ist letzten Endes das Werk der Menschen. Wir begegneten Werken von Fleiß und Mühe, von Geist und Kunst, von Bauten und Gemeinschaften, aber auch Krieg, Pest und anderer Not. All das drückt der Zeit, in der es die Menschen geschehen lassen oder erdulden müssen, den bleibenden Stempel auf.

So hat Endingen Jahrhunderte hindurch ein wechselvolles Schicksal bestanden. Es hat die ernstesten und frohen Seiten des Lebens gemeistert im Bewußtsein seiner Tradition und in der, wenn auch zeitweise zögernden Bereitschaft, der jeweils neuen Zeit sich aufgeschlossen zu zeigen. Im nachbarschaftlichen Verständnis, das sich neben den gemeinsamen Anliegen der Kaiserstuhlgemeinden auch auf ein gutes Verhältnis zum Elsaß ausgeweitet hat — Verbrüderung mit Erstein —, wird das alte Städtchen am Kaiserstuhl seine Bedeutung behalten.

I kumm mer so glicklig dinn vor,
im Städtli mit Brinne un Tor.



Die Herrschaft Ysenberg 1528

Karl V. Röm. Kaiser 1528

Neue (Herrschaft) Österreich 1528

Abb. 1, 2, 3

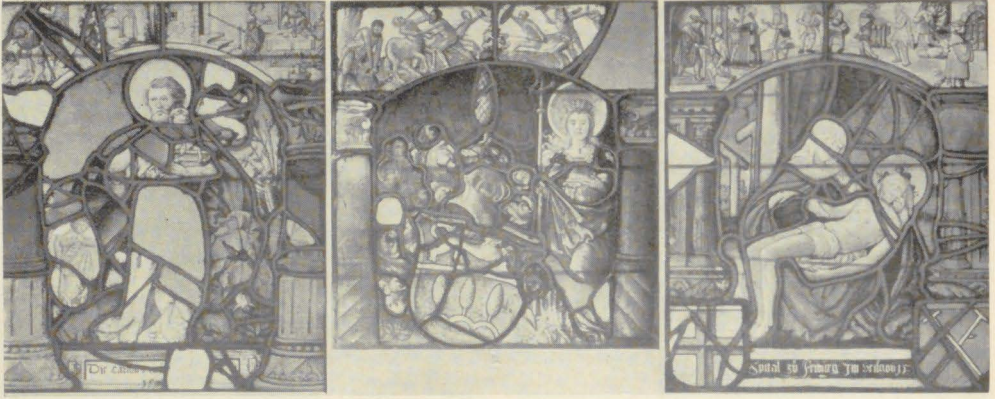
Die Standesscheiben im Endinger Rathaus

Von Werner Noack

Die Stadt Endingen am Kaiserstuhl hat in ihrem 1527 erbauten (im XVIII. Jahrhundert umgestalteten) Rathaus mit der stolzen Reihe der 14 Wappenscheiben einen kostbaren Besitz hervorragender Glasmalereien des ausgehenden Mittelalters. Während die ältere mittelalterliche Glasmalerei fast ausnahmslos der Ausstattung kirchlicher Gebäude dient, beginnen etwa seit der Mitte des XV. Jahrhunderts auch weltliche Bauherren, Fürsten und Adlige, Städte, Zünfte usw. sich dieses Schmuckes für ihre Burgen und Schlösser, Rats-, Gerichts- und Zunftstuben oder Wohnräume zu bedienen. Besonders in der Schweiz entwickelt sich der Brauch, daß man sich von den zuständigen Herrschaften, von befreundeten und benachbarten Ständen, Städten und Zünften Wappenscheiben schenken ließ. Häufig wurden diese Serien in einheitlicher Anordnung und Aufmachung für den betreffenden Raum hergestellt. In der Schweiz hat sich noch eine beträchtliche Zahl solcher geschlossener Reihen von Standesscheiben erhalten; viele

sind einzeln in Museen oder Privatbesitz abgewandert. In Deutschland scheint dieser Brauch sich längst nicht in gleichem Ausmaß eingebürgert zu haben. In Baden finden sich neben einer Anzahl Einzelscheiben nur noch in den Rathäusern von Pfullendorf und Endingen geschlossene Reihen.

Die Endinger Scheiben sind nach einem einheitlichen Schema aufgebaut und erweisen sich in der Ausführung als Werke einer einzigen Glasmaler-Werkstatt. Sie sind fast alle datiert und in den Jahren 1528 und 1529, also im Zusammenhang mit dem Neubau des Rathauses 1527 entstanden. Sie sind im Durchschnitt 45,5 cm hoch und 38,5 cm breit. Zwei Renaissancesäulen in verschiedenartigster formaler und farbiger Durchbildung rahmen beiderseits das von einem oder zwei Schildhaltern begleitete Wappen mit Damasthintergrund oder eine figürliche Darstellung über einem schmalen Schriftband und tragen ein oberes Bogenfeld mit kleinen Bildszenen. Während die Szenen der Bogenfelder auf weißem Glas mit Schwarz-



Die Kartaus zu Freiburg 1529

*St. Margareten zu Waldkirch
Stiftsprobst Balthasar Merklin*

Das Spital zu Freiburg 1529

Abb. 4, 5, 6

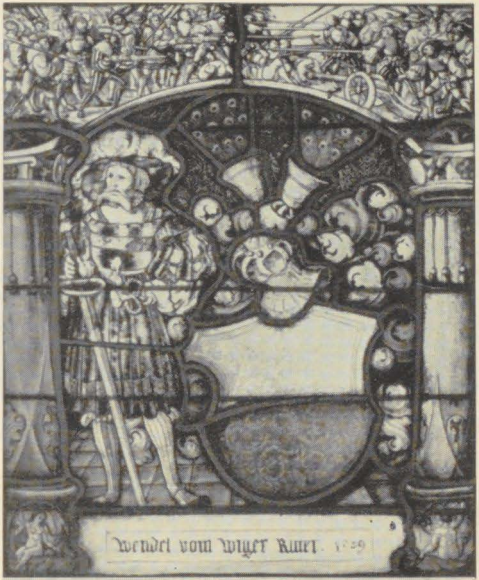
lot und Silbergelb gemalt sind, sind die Hauptteile in der üblichen Weise aus farbigem Hüttenglas und weißen Stücken mit Bleiruten zusammengefügt und in technisch hervorragender Weise mit Ausschluß von Überfanggläsern und Schwarzlot- und Silbergelb-Bemalung behandelt. Die technische Ausführung, das Muster der Damasthintergründe und die Farben der Gläser erweisen die Herstellung der Scheiben in der Freiburger Werkstatt des Hans Gitschmann von Ropstein (oder Rapolstein, Raperstein).

Meister Hans von Ropstein scheint aus dem Elsaß zu stammen, wo sich noch in Kaysersberg eine Scheibe von ihm befindet. Ein von ihm persönlich geschaffenes und ausführlich signiertes Hochchorfenster im Freiburger Münster von 1512 deutet auf nähere Beziehungen zu den Stiftern dieses Fensters, der elsässischen Dynastenfamilie von Rapolstein, und macht seine Herkunft aus Rapoltsweiler wahrscheinlich. In Freiburg ist er von 1509 bis 1546 nachweisbar. Die Werkstatt hat im Breisgau eine umfangreiche Tätigkeit entfaltet: 1511 bis 1513 die Hochchorfenster im Freiburger Münster, bei denen als Gesellen Jakob Wechtlin und Dietrich Fladenbacher genannt werden, von et-

wa 1512 bis in den Beginn der 30er Jahre der umfangreiche Fensterzyklus für die Freiburger Kartaus, 1515 das von Hans Baldung Grien entworfene, von Jakob Wechtlin ausgeführte Annenfenster und anschließend bis 1528 die übrigen Chorkapellenfenster des Freiburger Münsters, 1523/1524 die Scheiben der Elzacher Nikolauskirche, 1530 und 1540 zwei Scheiben in der Kirche in Bleibach, außerdem einige Wappenscheiben in Freiburg, Elzach, Villingen und Staufenberg.

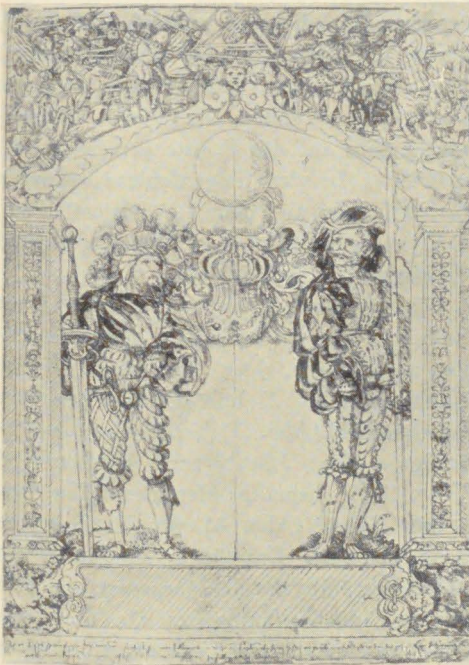
Die Endinger Scheiben von 1528/1529 sind ebenso wie die anderen Gruppen von Glasmalereien der Werkstatt stilistisch und in ihrer künstlerischen Qualität nicht einheitlich. Das mag ebenso auf die Verwendung der Entwürfe („Visierungen“) verschiedener Künstler, wie auf die Ausführung durch verschiedene Glasmaler (Meister und Gesellen) zurückzuführen sein. Wir wissen bei zwei Freiburger Fenstern aus archivalischen Quellen, daß Baldung die Visierung geliefert hat. Bei anderen ist Baldungs Stil deutlich zu erkennen, aber der ausführende Glasmaler hat ihn mehr oder weniger vollkommen wiederzugeben vermocht. Unter Baldungs Zeichnungen finden sich eine ganze

Anzahl Entwürfe für Wappenscheiben, bei denen teilweise das Wappen selbst oder die Architektur vom Glasmaler gezeichnet ist und mit handschriftlichen Vermerken Bal-dung angewiesen wird, wie er das Figürliche einfügen soll. Bei einigen dieser Visierungen könnte man sich vorstellen, daß er ähnliches auch für Endingen geliefert haben könnte. Indessen für die besten Endinger Scheiben läßt sich der entwerfende Meister nachweisen: der in der Koburger Sammlung aufbewahrte Riß mit dem von zwei Landsknechten gehaltenen Wappen der Grafen von Fürstenberg und einer Landsknechtschlacht im Bogenfeld (Abb. 8) geht bis in alle Einzelheiten so eng mit der Scheibe des Wendel vom Wiger (Abb. 7) überein, daß hierfür zweifellos eine Visierung des gleichen Meisters vorgelegen hat. Anordnung und Stilisierung des Wappens, der Landsknecht, das Schlachtenbild zeigen die gleiche Hand, deren Wiedergabe auch dem vorzüglichen Glasmaler so wohl gelungen ist, daß er z. B. die Art der Darstellung des Sammets



Wendel vom Wiger, Ritter 1529

Abb. 7



Petrarca-Meister,
Scheibenriß für Graf zu Fürstenberg

Abb. 8

am Kostüm vollkommen trifft. An diese Scheibe reißen sich der Graf zu Tübingen und Lichtneck (Abb. 9), Fasius von Pforr (Abb. 10) und Sebastian von Blumeneck (Abb. 11) als geschlossene Gruppe an, und vielleicht noch, in der Ausführung von einem anderen Glasmaler, Hans Dietrich von Blumeneck (Abb. 12) und Hans Ludwig Spilmann (Abb. 14). Der entwerfende Künstler, von dem sich noch eine Reihe weiterer Scheibenrisse nachweisen lassen, ist der nach einer Holzschnittserie auch als „Petrarca-Meister“ bezeichnete Maler und Holzschneider Hans Weiditz, bis 1522 in Augsburg, von ca. 1522 bis 1536 in Straßburg nachweisbar, wahrscheinlich ein in Freiburg vor 1500 geborener Sohn des Bildschnitzers Hans Wydyz. Zu einer Anzahl weiterer Scheiben finden sich sehr verwandte Entwürfe unter den wohl in einer Straßburger Werkstatt entstandenen, ebenfalls in Koburg aufbewahrten Scheibenrisen. Nach Anordnung und Stil



Conrat Graf zu Tübingen und
Lichteneck 1528

Fasius von Pfirt 1529

Sebastian von Blumeneck 1528

Abb. 9, 10, 11

des Entwurfs fällt ganz aus der Reihe heraus die Scheibe Kaiser Karls V. mit dem Reichsadler (Abb. 2). Hier wird wohl ähnlich wie bei den Fenstern der beiden Kaiserkapellen des Freiburger Münsters von 1528 der Stifter einen Entwurf aus dem Kreis der kaiserlichen Hofkünstler beigesteuert haben.

Die Erhaltung der Scheiben ist unterschiedlich. Ganz intakt ist die des Wendel vom Wiger (Abb. 7), einige Notbleie haben die der Herrschaft Üsenberg (Abb. 1) und des Alexius von Pfirt (Abb. 13). Andere zeigen mehr oder weniger große Flickstücke, teils mit Fragmenten älterer oder jüngerer Glasmalereien, teils mit modernem Glas. So ist z. B. bei der Scheibe mit dem Wappen Österreichs (Abb. 3) das Bogenfeld durch Architekturstücke vom Ende des XV. Jahrhunderts ersetzt. Bei einer hier nicht abgebildeten Scheibe ist eine kleinere Glasmalerei für den Pfarrer an der Endinger Martinskirche, Georg Laub, von 1618 zusammen mit verschiedenartigen Füllstücken zwischen zwei ursprüngliche Rundsäulen eingeflickt (Abb. im Jahresband 1929 der Badischen Heimat „Freiburg und der Breisgau“ S. 212).

Zwei Scheiben fallen mit ihren Darstellungen aus der Reihe heraus, wenn auch die

Gesamtanordnung die gleiche ist: die Freiburger Kartaus (Abb. 4) zeigt ihren Patron, den hl. Johannes d. T., und im Bogenfeld sein Martyrium, das Freiburger Heiliggeistspital (Abb. 6) die Pietà und im Bogenfeld die Werke der Barmherzigkeit. Alle übrigen bringen Wappen der Stifter mit einem oder zwei Wappenhaltern in den verschiedenartigsten Anordnungen, modisch reich kostümierte Landsknechts- und Frauengestalten vor roten, blauen, grünen und violetten Damasthintergründen. Die meisten Wappenschilde sind auf das Feinste gemustert (damasciert). In den Bogenfeldern wechseln Darstellungen aus dem Landsknechtsleben, z. T. mit ganz köstlichen Einzelszenen und einigen antikischen Motiven.

Die Beziehungen der Stifter zur Stadt Eendingen sind vorläufig noch nicht alle restlos aufzuklären. Der Reichsadler Kaiser Karls V. (Abb. 2) und der österreichische Bindenschild (Abb. 3) bezeichnen die derzeitige, der Üsenberger Lerchenflügel (Abb. 1) die ehemalige Herrschaft. Das Freiburger Spital (Abb. 6) war in Eendingen reich begütert. Das Stift Waldkirch mit seiner Patronin, der hl. Margareta und dem Wappen des Stiftspropstes Dr. Balthasar Merklin (Abb. 5, die Unterschrift ist nicht



Hans Dieterich von Blumeneck

Alexius von Pfort 1529

Hans Ludwig Spilmann 1529

Abb. 12, 13, 14

erhalten) mag als Nachbar die Scheibe gestiftet haben, wie auch Graf Konrad von Tübingen und Lichtenek (Abb. 9) und der in Riegel begüterte Alexius von Pfort (Abb. 13). Die Familien (Snewli) vom Wiger bei Emmendingen (Abb. 7), die Breisacher von Pfor (Abb. 10), von Blumeneck (Abb. 11, 12) und Spilmann (Abb. 14) hatten in Endingen Lehen oder Besitz. Fasius

(Gervasius) von Pfor war mehrfach Bürgermeister von Breisach, Sebastian von Blumeneck, der Sohn des Hans Dietrich, Bürgermeister von Freiburg.

So erweisen sich die Standesscheiben des Enderger Rathauses nicht nur als hochbedeutende Werke oberrheinischer Kunst, sondern auch als wichtige historische und genealogische Dokumente.

Oktoberlicher Kaiserstuhl

*Der Herbst tränkt die Hügel farben.
Cez'anne hätte sie gemalt.
Gebündelt die Sonnengarben,
Wenn hier das Erntelicht strahlt.*

*Nußbitter schwärzt die Hände,
Und raschelnd reift der Mais.
Blauwasser zieht ums Gelände
Noch immer den himmlischen Kreis.*

*Ruländer und Burgunder
Erstarken zu feuriger Wucht.
Das Jahr, allherbstliches Wunder,
Erscheint, vollendete Frucht.*

Carlheinz Gräter

Die Endinger Glocken

Ihre Geschichte und ihre Rettung im Zweiten Weltkrieg

Von Karl Kurrus, Freiburg

Bei den Freunden der Badischen Heimat bedarf es keines Appells dafür, sich Wert, Wesen und Aufgabe unserer Glocken von Modernisten nicht ausreden zu lassen. Diese Aufzeichnungen wollen ein geschichtsbezogenes Bild der Glocken aufzeigen. Das Beispiel der Glocken von Eendingen, dem kleinen Städtchen am Kaiserstuhl, ist aus zwei Gründen hierzu besonders geeignet. Auf den dortigen Kirchtürmen läuten heute noch drei Glocken aus dem 13. Jahrhundert, und die Endinger Glocken konnten im Zweiten Weltkrieg deshalb gerettet werden, weil es auch in schwerer und schwierigster Zeit Menschen gab, denen die Treue zur Heimat zugleich konsequente Verpflichtung und verantwortungsbereite Haltung war.

Eherne Stimmen von den Türmen

Die Verwendung von Glocken zu kultischen Handlungen, aber auch zu weltlichen Zwecken geht Jahrtausende zurück. Schon die Ägypter, Griechen und Römer verwendeten kleine Bronze Glocken beim Opferdienst und von China und Japan gibt es Nachweise vom Glockengebrauch, die bis zu dreitausend Jahre zurückreichen. Kirchliche Nachrichten aus christlicher Zeit über die Verwendung von Glocken gibt es erstmals um 400 n. Chr.; konkret z. B. im Jahre 540 im Zusammenhang mit der Regel des Benediktinerordens. Auf das beim Glockenguß verwendete Material, auf die Glockenformen und Schriftformen sowie auf die Geläute-Harmonie und Disposition kann im Rahmen dieses Berichtes nicht näher eingegangen werden, auch nicht auf Legenden und Sagen. Wie vieles wäre auch von den Glockengießern und den Turmwächtern oder über die Läuteordnung zu berichten. All diese Teilgebiete aus dem großen Glocken-

Thema wollen wir zusammenfassend im voraus so festhalten, daß durch die vielen Jahrhunderte eine von Gottesverehrung, von ehrbaren Bezeugungen gegenüber dem Menschenleben und von Heimattreue getragene, opferbereite Beziehung kirchlicher und weltlicher Gemeinschaften zu „ihren“ Glocken bestanden hat. Beweise hierfür finden sich überall in der Welt, und zu unserer Freude in besonderem Maße auch in unseren Ländern. Die Glocken tönen von Münstertürmen wie von alten und neuen Türmen kleinerer Gotteshäuser. Mit einem Schlag sagen sie uns, welche Stunde gekommen ist. Ihr Läuten ruft zum Gebet, verkündet festliche Tage oder Gefahr, begleitet das Menschenleben von der Taufe bis zum Grabe und mahnt uns zum Gedenken an die Gefallenen.

Drei Glocken aus dem 13. Jahrhundert

Als Großherzoglicher Konservator der kirchlichen Denkmäler der Kunst und des Altertums schrieb Prälat Dr. Josef Sauer am 17. Mai 1917, als es schon einmal galt, die Endinger Glocken vor der Beschlagnahme zu retten, folgendes:

„Die zwei Kirchen von Eendingen besitzen durchweg ältere Glocken, deren Mehrzahl entweder infolge hohen Alters oder reicher künstlerischer Ausstattung an erster Stelle unter allen Glocken des Breisgaus zu nennen sind. Eine nähere Beschreibung mag dieses Urteil hinreichend begründen. (Es folgten die Einzelbeschreibungen) ... Aus den vorstehenden Darlegungen ergibt sich wohl zur Genüge der hohe Wert der Endinger Glocken. Die drei ältesten Glocken dürften den wenigen in Deutschland noch aus dem frühen Mittelalter erhaltenen beizurechnen sein.“

Zunächst sei darauf hingewiesen, daß die Stadt Endingen aus ihrer siedlungsmäßigen Entwicklung heraus zwei alte Kirchen besitzt, die sogenannte Untere Kirche (St. Peter) und die sogenannte Obere Kirche (St. Martin). Die Peterskirche war mit dem Fronhof dem Kloster Andlau (Elsaß), die Martinskirche dem Kloster Einsiedeln (Schweiz) zugehörend.

Die drei ältesten Glocken in Endingen sind:

ELF-UHR-GLOCKE von St. Peter
um 1230

Schrift: O REX GLORIE REX XPE
VENI CUM PACE ANNO + (O König der Glorie *Christkönig* komm mit Frieden)

92 cm Durchmesser, 520 kg schwer, Ton b

Sie hing schon im Turm der romanischen Kirche, an deren Platz spätere Kirchenbauten, zuletzt 1773 neu und größer errichtet wurden. Ihr Profil ist fast zylindrisch, am Hals zwischen zwei glatten Schnüren die Inschrift in gotischen Majuskeln (Großbuchstaben). Die Jahreszahl ist nicht eingegossen; vermutlich fehlte dem Gießer beim Unterbringen des obigen Textes der Platz hinter dem „anno“.

BETZEIT-GLOCKE von St. Martin
um 1250

Schrift: O REX GLORIE CHRISTE
VENI NOBIS CUM PACE +
OSANNA ++

(O König der Glorie, *Christus* komme in Frieden)

und die Fortsetzung *in deutscher Schrift*
WER DISE GLOCKE BECH+OVVE
DEN BECHIRME VNSER FROVVE

110 cm Durchmesser, 785 kg schwer,
Ton g

Die Doppelsprachigkeit und damit auch die frühe Verwendung der deutschen Sprache machen diese Glocke zu einer der interessantesten Deutschlands (Sauer). Von fast zylindrisch



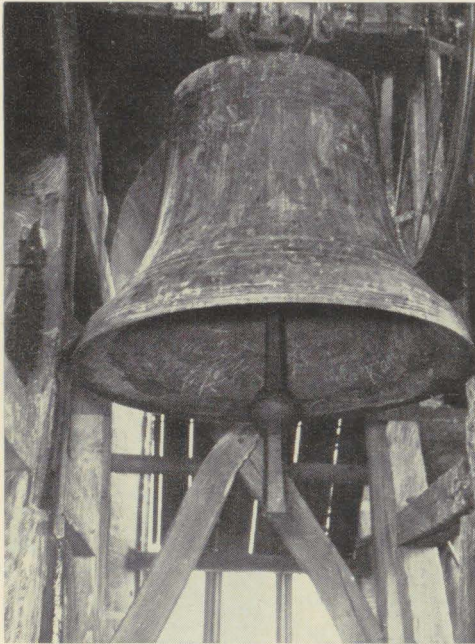
Die „zweisprachige“ *Betzeitglocke* von 1250 kommt nach dem Schweißen wieder auf den Turm

Foto: Pfr. Gäng



Die *Christus-Glocke* von St. Martin 1256

Foto: Karl Kurrus



Die Große-Glocke von 1714 Peterskirche, 44 Z.

Foto: Karl Kurrus

drischer Form hat sie als Ornamentik nur zwei naturalistische Strickschnüre oben am Hals. Dazwischen die zweisprachige Inschrift. Der Glockengießer hatte in der Mitte des 13. Jahrhunderts eine so gute, bemerkenswerte Fachkenntnis, daß er die Schriftzeichen hoch oben in der Schulter- und Halsgegend der Glocke anbrachte und nicht am Mantel, um die Klangwellen durch nichts unterbrechen zu lassen. Die Glocke mußte wiederholt wegen eines aufgetretenen Sprunges geschweißt werden. Zuletzt wurde sie im Jahre 1968 zur fachmännischen Reparatur vom Turm genommen und in die Glockenwerkstätte nach Nördlingen (Bayern) transportiert. Zur Freude der Endinger kann diese Glocke wieder ihren Dienst tun, wie seit über 700 Jahren.

GROSSE-GLOCKE von St. Martin
datiert 1256

Schrift: A D : M C C L VI

XPC VINCIT XPC REGNAT XPC
IMRAT +

(Anno domini 1256, *Christus siegt,*
Christus regiert, Christus herrscht)
112 cm Durchmesser, 790 kg schwer,
Ton gis

Mit fast noch zylindrischer Form hat diese Glocke einen weiten Mantel, der sich nach unten energisch ausweitet. Die glatten Profilschnüre am Hals und die dazwischen befindliche Schrift — gotische Majuskeln — sind die ganze Ornamentik, ergänzt durch einen flachen Wulst in der Kehle.

Die von 1200 datierte Glocke von Neuenburg ist 1940, nach dreitägiger Beschießung des Ortes, im brennenden Kirchturm geschmolzen. Damit starb die älteste badische Glocke. Eine kleine Glocke (65 cm Durchmesser, 165 kg schwer) der Gemeinde Randegg (Hegau) hat nun diesen Ehrenplatz eingenommen. Als zweitälteste datierte Glocke Badens ist die Christusglocke von 1256 auf dem Turm der Oberen-Kirche in Endingen noch um 2 Jahre älter als ihre Schwester im Münsterturm zu Freiburg, die „Hosanna“ von 1258.

Die Worte, welche Heinrich Schreiber im Jahre 1840 der Freiburger Hosanna gewidmet hat, dürfen wir allgemein für die uns Gott sei Dank erhaltenen alten Glocken gelten lassen:

„Wenn man schon so lange über der Stadt gewacht hat in Freud und Leid, schon so manchen Feind verkündet und so manche Feuersgefahr, schon so oft den Nachbarn gerufen und den Bürgern Mut zugesprochen hat, wenn das Blut floß um die Mauern und auf den Wällen, wenn man schon so manches Geschlecht hinabgeläutet hat, wenn man, mit einem Wort, die älteste Bürgerin und Wächterin dieser Stadt ist und bei Tag und Nacht seine Schuldigkeit jahrhundertlang getan hat, so kann man wohl etwas heiser werden.“

Wer sich neben dem Sinn für Geschichte auch noch ein Herz bewahrt hat, braucht keinen Kommentar zu diesen Worten.

Glocken der Peterskirche

Neben der Elf-Uhr-Glocke von 1230 besitzt die Peterskirche noch weitere vier Glocken.

ZWÖLF-UHR-GLOCKE datiert 1497

Schrift: me resonante pia populi
memento maria iohanes mattheus lucas
marcus 1497

(Wenn ich erklinge, denk *Maria*
o Güte deines Volkes.

Johannes, Matthäus, Lukas, Markus —
Evangelisten)

118 cm Durchmesser, 1000 kg schwer,
Ton g

Außer zwei glatten Schnüren am Hals hat diese Glocke keinen Schmuck; die Inschrift in schönen, breiten und flachen gotischen Minuskeln (Kleinbuchstaben). Das Jahr in den typischen Zahlen des 15. Jahrhunderts. Diese Glocke, die öfters am Tag geläutet wird, erfüllt auch schon fast ein halbes Jahrtausend ihre Aufgabe.

Nach Aufzeichnungen des Augustiner-
mönches und Ortspfarrers von Wyhl, Jakob
Abege, wurden am 22. September 1714 zu
Endingen eine Anzahl Glocken gegossen. Zu
den damals gegossenen Glocken gehören:

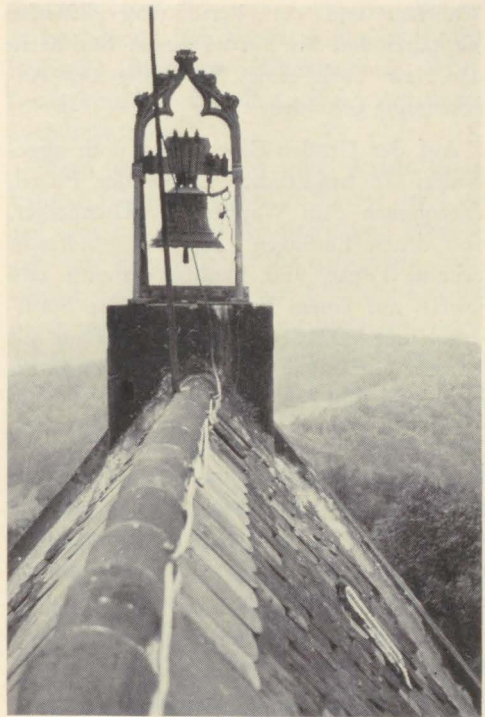
GROSSE-GLOCKE, datiert 1714

Schrift: OSANNA WIRTH ICH
GENANDT TREIB VGLVCK
AVS STATT VND LAND ERHALT
VNS VOR HELLENHITZ
VOR DONNER HAGEL
VND BLITZ

H FREY PFARRER VND KAMMER
DIE UNSCHVLDIGEN KINDLEIN
ENDINGEN ANNO 1714 PETER
ROSIER UND PETER SCHROT
UND NICOLAVS ROSIER HABEN
MICH GEGOSSEN

JOHANNES SCHMID
BVRGER MEISTER

152 cm, 2200 kg, Ton c a



Höchste Glocke vom Kaiserstuhl auf St. Katharina
Foto: Karl Kurrus

Diese wirklich große Glocke mit ihren 44 Zentnern hat neben der reichhaltigen Inschrift ebensolche Verzierungen. Lange Zeit wurde sie vom Volksmund die „Kindliglocke“ genannt, weil auch zwei Kindlein beim Glockenguß abgebildet wurden, deren Tod man 1470 entdeckt und auf 1462 vermutet hatte. Die damit in Zusammenhang stehende Beschuldigung von Juden, von denen man drei am 8. April 1470 zu Unrecht auf dem heute noch als „Judenbuck“ bezeichneten Gelände westlich der Stadt Endingen verbrannte, konnte aufgrund einer gewissenhaft vorgenommenen Nachforschung in allen erreichbaren Archiven nicht aufrecht erhalten werden. Die auf dem Seitenaltar in St. Peter bis dahin in einem Glasschrein gewesenen Relikte wurden, im Einvernehmen mit der Kirchenbehörde, vom Endinger Stadtpfarrer 1967 anderweitig verwahrt. Dieses der

Wahrheit und der Versöhnung dienende Verhalten hat bis hin zu einem Bericht in der New York Times Beachtung und Anerkennung gefunden.

Auf der Großen-Glocke sind noch abgebildet: In beachtlicher Größe der Flügel, entnommen dem Wappen der Üsenberger, von denen Endingen 1290 sein Stadtrecht bekam; Petrus und Paulus, getrennt und jeweils auf einem Engelpodest; das Stadtsiegel und außerdem reiche Verzierung mit Lorbeer-Girlanden, Rosetten, Muscheln, Erdbeerblüten und Fruchteband.

Verteilt auf die linke und rechte Seite des in einer Schildumrandung gezeigten Flügels stehen die Schriftzeichen für den Bürgermeister. Ein Zeichen dafür, daß kirchliche und weltliche Gemeinde wohl gemeinsam die am Ort gegossenen Glocken beschafft haben, was wir nachstehend bei der Kleinen-Glocke noch feststellen werden.

SALVE-GLOCKE, datiert 1714

Schrift: SANCTA MARIA MATER
DEI ORA PRO NOBIS
ENDINGEN 1714

(Heilige Maria Mutter Gottes bitte für uns) 77 cm, 270 kg, Ton c

Mit einem Muttergottesbild und einfacheren Erdbeerornamenten geschmückt, sind im verkleinerten Maßstab ähnliche Ornamentmotive wie bei der Großen-Glocke gegeben.

KLEINE-GLOCKE, datiert 1714

Schrift: SANCTA ANNA ET VER-
BUM CARO FACTUM EST VOX
EGO SVM VITAE VOCO VOS
ORATE VENITE SVMPTIBVS
ECCLESIAE PAROCHIALIS S
PETRI ET CIVITATIS
ENDINGENSIS 1714

(Heilige Anna / Und das Wort ist
Fleisch geworden / Ich rufe Euch, betet,
kommt / Aus den Einkünften der Pfarr-
kirche St. Peter und der Stadt Endingen)
53 cm, 150 kg, Ton d

Auf der Glockenwandung sind Abbildungen eines Kreuzes mit Corpus, auf einer Engelskonsole, sowie der Muttergottes mit Jesuskind und einem Szepter in der rechten Hand. Schräg darüber und genau unter dem Wort Endingensis in einer Kartusche das Stadtwappen. Wie bei der Großen-Glocke schon angedeutet, wird durch die Schrift auf dieser Glocke die gemeinsame Zahlung des Glockengusses von Kirchengemeinde und Stadt dokumentiert.

Der 47 m hohe Turm der Peterskirche (Glockenstube bei 29 m Höhe), das markanteste, den ebenflächigen Teil der Stadt überragende Bauwerk, ist dazu angetan, das Läuten seiner Glocken weit hinaus zu schicken in die fruchtbare Ebene, hinauf zu den Rebbergen und vor allem hinein in die Straßen und Gassen der Stadt.

Glocken der Martinskirche

Neben der Betzeit-Glocke von 1250 und der Großen-Glocke von 1256 hängt im Glockenturm der Martinskirche (seit Jahrhunderten Wallfahrtskirche) eine kleinere Schwester, die im Jahre 1714 mitgegossen worden ist.

KLEINE-GLOCKE, datiert 1714

Schrift: DUM SONO PELLO VOCO
TONO TRISTIA TINNIO GRATA
TU GEMIS ARRIDES HINC FVGIS
HAC PROPERAS PFARRER
JOHANN LORENZ SARTORIS
BACCALAUREUS DER HEILIGEN
THEOLOGIE PROTONOTAR UND
APOSTELISCHER MISSIONAR
(Wenn ich klinge, anschlag, rufe, Trauriges künde und Frohes sage, du seufzest und lächelst, du hierher fliehst, du hierher eilst.)

82 cm, 320 kg Ton c

Zwischen zwei senkrechten Rankenbordüren ist in Münzform das Wappen von Endingen eingelassen. Darunter die Schrift, ebenso wie der obige Text in lauter großen Buchstaben:

H. JOH. SHMIDT BVRGER- MAISTER

Hier ist Bürgermaister (ai) geschrieben; bei der Großen-Glocke der Peterskirche, wohl am selben Tag des Jahres 1714 gegossen, Bürgermeister (ei). Für uns tröstlich, daß es auch damals schon schwierig war, die Sprachlaute in die Schrift umzusetzen.

Als im Jahre 1827 der obere Teil des Kirchturmes in Brand geriet, waren die wertvollen alten Glocken aufs äußerste gefährdet. Einige Bürger der Stadt stiegen trotz großer Gefahr für Gesundheit und Leben auf den Turm und sägten das bereits brennende Gebälk über dem Glockenstuhl ab, so daß es hinunter fiel und eine Ausdehnung des Brandes verhindert wurde. Ohne das mutige Zupacken wäre das Schicksal der Glocken der Oberen-Kirche besiegelt gewesen.

Wie ein Finger, der zum Himmel zeigt, ist der im ziegelbedeckten oberen Teil nochmals längst unterteilte Turm anzusehen. Seine Gesamthöhe beträgt 36 m, bis zu den Glocken 20 m. Eine halbrund gewundene, schmale Freitreppe führt vom Marktplatz ausgehend zum eigentlichen Turmeingang hoch. Vor zehn Jahren wurde, wie zuvor in der Peterskirche, das Glockenläuten auf elektrischen Antrieb umgestellt, aber das Lied der Glocken behält seinen alten, guten Klang.

Glocken auf St. Katharina und auf dem Stadtter

Eine der drei höchsten Erhebungen des Kaiserstuhls ist der Katharinenberg, 492 m hoch, der früher Hankrott hieß. Eine der heiligen Katharina von Alexandrien geweihte Kapelle ist bereits 1402 urkundlich nachgewiesen. Schwere Schicksalsschläge, besonders in Kriegszeiten, haben den jeweiligen Kapellenbau getroffen, so daß ihr Bestand oder Wiederaufbau oft gefährdet und in Frage gestellt war. Zur Errichtung eines den Witterungseinflüssen besser standhalten-

den steinernen Bauwerkes einigten sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Gemeinden Endingen, Amoltern und Schelingen, deren Gemarkungsgrenzen oben auf der Bergspitze zusammenstoßen.

Wenn es auch nicht zum Anbau eines Langschiffes kam, wie es zu Lasten der kleinen Dorfgemeinden Amoltern und Schelingen um das Jahr 1720 vorgesehen war, konnte doch am 2. August 1723 die Kapelle durch den Dekan des Kapitels Endingen, Johann Chrysostemus Guldinat, eingeweiht werden. Es ist zu vermuten, daß das Glöcklein, welches heute noch als „höchste Glocke des Kaiserstuhls“ in einem eisernen turmartigen Aufbau oberhalb der westlichen Giebelwand über das Dach hinausragt, vor dem stabilen Kapellenbau entweder im Turm von St. Peter oder St. Martin, vielleicht sogar auch über dem Eingang oder auf dem Türmchen der nicht mehr vorhandenen St.-Jakobs-Kirche in Endingen gehangen hat. Jedenfalls steht fest, daß es 1714 gegossen worden ist.

Von der ebengenannten Jakobskirche, die 1667 als Spital- und Stadtkirche genannt ist und an der Hauptstraße in allernächster Nähe des Marktplatzes stand (später Hotel Hirschen), ist noch ein Glöcklein vorhanden, das auf dem Turm des Stadtttores weithin sichtbar ist. Im Volksmund heißt es deshalb seit langem das Torliglöckli. Wir können also noch zwei weitere Mitglieder der Endinger Glockenfamilie festhalten:

ST.-JAKOBS-GLÖCKLI, datiert 1714
Schrift:

EXISTO CIVITATI ENDINGENSI
SVPRA PORTAM SANCTI IOB 1714
(Ich bin da für die Stadt Endingen über
dem Portal von Sankt *Jakobus*)

Das Bild der Muttergottes ziert den Glockenmantel. Auf der anderen Seite ist der Üsenberger-Flügel, wohl aber auf die Stadt bezogen in den Guß eingelassen. Sie führt ja bis heute in einer Hälfte ihres Wappens dieses Zeichen.



Jahrzehnte treuer Mesnerdienst an der Martinskirche, Josef Biechle

Foto: Karl Kurrus

Die kleine Glocke von Sankt Jakob wurde in früheren Zeiten eine Stunde vor der Ratsitzung geläutet. Erst nach dem Besuch des Gottesdienstes begann der Rat sein Bemühen um das Wohl der Stadt.

GLÖCKLEIN AUF ST. KATHARINA, datiert 1714

Es kann vom Aufgang zum Aussichtstürmchen aus geläutet werden. Im Türmchen, mit der Möglichkeit zum Rundblick in die Landschaften zwischen Schwarzwald und Vogesen, hängt ein weiteres Glöcklein, dessen Klöppel mit der Hand zum Anschlag zu bringen ist.

Der Chronist darf nicht verschweigen, daß sogar die Ortsschelle, mit der jetzt noch die Bekanntmachungen im Städtchen angekündigt werden, 1714 mitgegossen worden ist und auf ihr, neben einem Kruzifix, das IHS zu sehen ist.

Glocken der Evangelischen Kirche

Das lobenswert gute Verhältnis der beiden christlichen Gemeinden in Endingen zueinander gebietet es, die Glocken auf dem Turm der 1908 erbauten Kirche der evangelischen Gemeinde nicht zu vergessen. Wie wir noch hören werden, hat die katholische Schwestergemeinde das große Glück gehabt, ihre Glocken über die zwei Weltkriege hinaus erhalten zu können. Die Glocken des Gotteshauses der evangelischen Christen mußten aber sowohl im Ersten als auch im Zweiten Weltkrieg abgegeben werden. Waren es auch nicht die Werte aus historischer und kunsthistorischer Sicht, wie dies bei den Glocken der Peters- und Martinskirche der Fall ist, so waren doch vor dem Ersten Weltkrieg und zur Wiederbeschaffung der verlorenen Glocken zwischen den beiden Kriegen von der kleinen Christengemeinde große finanzielle Opfer gebracht worden und die Gläubigen hatten sich an den Klang ihrer Glocken gewöhnt.

Heute sind wieder drei Glocken auf dem Turm, der knapp außerhalb der Ringmauer in der Nähe des wieder neu belebten Stadtteils Niederdorf steht.

HEIMAT-GLOCKE von 1927

Schrift: Über der Heimat liegt Not und Leid, Herr, laß mich künden bessere Zeit.

Die kleinste Glocke durfte im Zweiten Weltkrieg „daheim“ verbleiben, weil ihr Einschmelzen zu wenige Kilo Metall für Kanonen ergeben hätte.

MEMENTO-GLOCKE von 1951

Schrift: An Dir laß gleich den Reben uns bleiben allezeit und ewig bei Dir leben in Himmelwonn und Freud.
UNSEREN GEFALENNEN UND VERMISSTEN

Der Rebstock schmückt die Glocke, Sinnbild Christi und zugleich das Symbol der

Kaisersthüler Heimat. Und dies zum Gedenken an die Gefallenen!

CHRISTUS-GLOCKE von 1961

Schrift: Ich bin das A und O,
der Erste und der Letzte.

Jesus Christus gestern,
heute und derselbe in Ewigkeit.

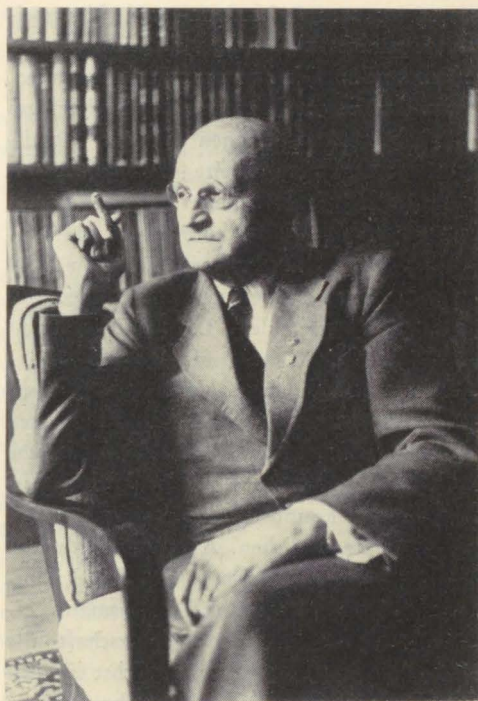
Links und rechts eines Kreuzes die Zeichen Alpha und Omega, darüber eine Krone. Auch diese verhältnismäßig jungen Glocken sind mit ihrer Schrift und mit ihrem Klang treue Künder dessen, für den und zu dem sie rufen.

An dieser Stelle soll auch erwähnt sein, wie sich das gute Verhältnis der beiden christlichen Gemeinschaften bewährt hat. Zum finanziellen Opfer der kleineren evangelischen Gemeinde für die Beschaffung der Glocken 1951 und 1961 haben die katholischen Mitbürger eine ihrer größeren Zahl entsprechende Spende dazugelegt. Sie wollten damit der Brudergemeinde, die die Bitternis des Glockenopfers getroffen hatte, helfen, zumal man selbst vor diesem Unglück verschont blieb. Einer der Pfarrer sagte 1961, als die dritte Glocke wieder auf den Turm gebracht werden konnte: „Jesus Christus eint die Konfessionen. Mögen in Zukunft die jetzt 11 Glocken der hiesigen Kirchen in einer Harmonie zur höheren Ehre Christi läuten.“

In der Tat ein gutes Beispiel! Dem dient auch der Moll-Dreiklang d, b, g dieser drei Glocken, abgestimmt auf das Geläute der katholischen Kirchen.

Gefahr und Hilfe im Zweiten Weltkrieg

Zum Beginn dieses Berichtes wurde darauf hingewiesen, daß verantwortungsbereite Menschen auch in schwierigen Zeiten der Heimat dienen können. Das hat Endingen zum Glück in den Jahren 1941 bis 1945 erfahren dürfen, sonst wären wohl die meisten seiner Glocken heute nicht mehr da. Der Mann, auf dessen Hilfe es im wesent-



Wilhelm Hug (1880—1966) Foto: Karl Kurrus

lichen ankam, war ein Sohn dieses Städtchens, Wilhelm Hug. Als tüchtiger Forstbeamter war er längst bekannt, als er in den Jahren nach 1933 Landesforstmeister wurde. Wir geben der Wahrheit die Ehre — und das muß doch die erste Pflicht eines Chronisten sein —, wenn wir sagen: Der tüchtige Forstmann hatte im grünen Rock zwar das braune Parteibuch, aber darunter sein lauterer Herz bewahrt. Im November 1941 wurde vom damaligen Reichswirtschaftsministerium auch die Abnahme eines Großteils der Endinger Glocken angeordnet; das Erzbischöfliche Ordinariat mußte dies dem Pfarramt in Endingen zustellen. Der damalige Stadtpfarrer, Dekan Oskar Eiermann, bat die Familie Otto Hug, Bruder des Wilhelm, um Vermittlung zum Letztgenannten. Man erhoffte sich, falls dieser für den Plan zu gewinnen war, über seine direkte Verbindung als Landesforst- und Jä-

germeister zum Reichsforst- und Jägermeister, irgendeinen Ausweg zu finden, um das Unglück der Glockenabgabe abzuwenden. Trotz der allgemein gültigen und scharf gehandhabten Anordnungen für die Metallbewirtschaftung im zweiten Kriegsjahr hat Wilhelm Hug sofort seine Hilfe zugesagt. Er wollte noch persönliche Freunde zum helfen gewinnen. Das wurde im Frühjahr 1942 von der Parteiseite bemerkt und kurzerhand die Zuständigkeit dem Landesdenkmalamt entzogen. Aber Wilhelm Hug ließ nicht locker. Er wagte in der Glockenangelegenheit seiner Vaterstadt ein persönliches Schreiben an Göring. Dazu führte er noch telefonische Rücksprachen mit dem zuständigen Staatssekretär und konnte einen Aufschub für ein paar Monate erreichen. Aber im September 1942 war die Schonfrist vorbei. Der Endinger Zimmermeister, Franz Zimmermann, erhielt von der Kreishandwerkerschaft die schriftliche Anweisung, daß zunächst ein Teil der Glocken sofort vom Turm abzunehmen sei. Hug, wieder dringend um Hilfe gebeten, rief den Gauhandwerksmeister in Karlsruhe und den Staatssekretär in Berlin wieder an und erreichte, durch für ihn höchst gefährliche Formulierungen bezüglich der von ihm gesuchten Hilfe, eine nochmalige Fristverlängerung. Monat für Monat drohten ihm die Kreishandwerkerschaft und die politische Kreisleitung. Der Einsatz von Wilhelm Hug für die Kirchenglocken war den Parteistellen ein Dorn im Auge. Zwischen 1943 und 1945 hatte Hug dieserhalb einige Verweise eingesteckt; die Gauleitung verbot ihm dann ausdrücklich jede weitere Aktion in der Sache. Er aber trieb das für ihn gefährliche Spiel weiter und jonglierte immer wieder mit einem „Befehl“ von Göring, der in Wirklichkeit nicht existierte. Wer sich an die damaligen „Rechts-Verhältnisse“ erinnert, wird nicht daran zweifeln, daß Wilhelm Hug seiner Heimat zuliebe Kopf und Kragen riskiert hat. Und nur so blieben die Glocken auf den Kirchtürmen in

Endingen, bis der schreckliche Krieg zu Ende war.

Zu diesem Zeitpunkt nahm die Besatzungsmacht den Landesforstmeister Hug „in Gewahrsam“. Er, der ein hohes Amt in der unseligen Zeit bekleidet hat, mußte aufgrund dessen einen Lageraufenthalt ertragen, ähnlich wie unter der Gewaltherrschaft des Dritten Reiches der mit ihm persönlich befreundete Dichter Ernst Wiechert. Dieser bekundet in seinem Werk „Der Totenwald“, daß ihm kein Name aus jener Zeit heller leuchten würde, als der des Landesforstmeisters Wilhelm Hug. Hug hatte es durchgesetzt, daß Wiechert 1938 aus dem KZ Buchenwald freigelassen wurde. Dieser, so schrieb Wiechert, war einer der wenigen in einem hohen Amt, die weder einen Tropfen Blut, noch eine einzige Träne, noch ein einziges unrecht erworbenes Goldstück an den Händen trugen. Er sagte weiter, daß Hug ein nobler, guter und barmherziger Mensch gewesen sei, der aber nicht die Kühle und Schärfe des Blickes gehabt habe, um hinter die Fassaden der Finsternis zu sehen.

Im November 1945 haben sich die Mitglieder des Katholischen Stiftungsrates von Endingen, an deren Spitze Dekan Eiermann, schriftlich dafür verwandt, man möge es dem im Lager festgehaltenen, kranken Wilhelm Hug anrechnen, daß er keine Mühe und kein Opfer gescheut habe, für die Glocken seiner Heimatstadt gegen den Willen der Partei mit aller verfügbaren Kraft einzustehen. Der Erzbischof von Freiburg, Dr. Conrad Gröber, der anfänglich nichts gegen das nationalsozialistische Regime eingewendet hat, aber dann zu dessen unerbittlichem Gegner wurde, hat das Gesuch für Hug mit seiner persönlichen Unterschrift befürwortet. Mit schwerstem Leiden kam Hug 1948 aus der Haft. Anlässlich eines Familienfestes in Endingen ließ Dekan Eiermann 1950 zu Ehren des Retters der Glocken, Wilhelm Hug, und der an dieser Tat ebenfalls beteiligten Familie Otto Hug, die Gro-

ZEITTAFFEL

der Glocken und Kirchen der Stadt Eendingen am Kaiserstuhl

Jahr (Glocken- guß)	Standort der Glocke	Namen der Glocken oder Nachweis der Kirchen	Zeitmaß bis zum Jahre 1971; Jahre
Zwischen 969 und			
1200		Klemenskirche in Eendingen	1002
1230	Pet.K.	<i>Elf-Uhr-Glocke</i> „Christkönig“	741
1250	Mart.K.	<i>Betzeit-Glocke</i> „Osanna“	721
1255		Eendingen Dekanatsitz	716
1256	Mart.K.	<i>Große-Glocke</i> „Christus“	715
1256		Peterskirche erwiesen	715
1290		Eendingen erhält Stadtrecht	681
1296		Martinskirche erwiesen	675
1333		Martinskirche erhält Ablassbrief	638
1369		Eendingen kommt zu Vorderösterreich	602
1402		Katharinenkapelle erwiesen	569
1415		Eendingen Freie Reichsstadt bis 1428	556
1471		Sakramentshäuschen der Martinskirche	500
1497	Pet.K.	<i>Zwölf-Uhr-Glocke</i> „Maria“	474
1527		Neues Rathaus; Glasmalerei 1528	444
1615		Tränenwunder in der Wallfahrtskirche	356
1667		Jakobskirche erwiesen	304
1714	Pet.K.	<i>Große-Glocke</i> „Osanna“	257
1714	Pet.K.	<i>Salve-Glocke</i> „Muttergottes“	257
1714	Pet.K.	<i>Kleine-Glocke</i> „Anna“	257
1714		<i>Kleine Glocke</i> „Maria/Martinus“	257
1714	Tor	<i>Gl. v. St. Jakob</i> „Jakobus/Maria“	257
1714	Kathar.K.	<i>Glocke</i>	257
1773		Peterskirche, Neubau	198
1806		Eendingen kommt zu Baden	166
1827		Martinskirche, Brand des Turmes	144
1846		Martinskirche, Neubau	125
1908	Evgl.K.	<i>Kleine-Glocke</i> „Heimat“	63
1927		Evangelische Kirche gebaut	44
1945		Ende des Zweiten Weltkrieges	26
1951	Evgl.K.	<i>Memento-Glocke</i> „Rebstock“	20
1961	Evgl.K.	<i>Große-Glocke</i> „Christus“	10

ße-Glocke der Peterskirche läuten. Mit ihrem mächtigen Klang sagte sie, stellvertretend für die ganze Heimat Dank, auch stellvertretend für Menschen, die sich noch nicht zu einer Versöhnung durchgerungen hatten.

Wilhelm Hug ist 1966 im Alter von 86 Jahren gestorben. Auf dem Gottesacker in

Dettighofen bei Waldshut, „in seinem Revier“ unter einer Buche, fand er den letzten Ruheplatz. Jahre vorher hat er, auf wiederholte Bitten des Berichtschreibers in ausführlichen Briefen und ganz in seiner aufrichtigen Art die Geschehnisse um die Glocken in der Kriegs- und Nachkriegszeit aufgezeichnet. Trotz seinem mutigen Verhalten

für die Heimat hat er auch weit nach 1945 nicht nur von Fremden Bitteres erfahren. Und trotz alledem hat er 1955 die handgeschriebenen Seiten, die nur bescheiden von Mut, Last und Leid seiner Person und Familie berichtet haben, mit folgenden Sätzen beendet:

„Es ist in jener Zeit der Irrungen und Wirrungen und Angst vieles geschehen, was heute nicht mehr geschehen würde. Ich grolle heute niemandem mehr.“ — Kurz vor seinem Tod schrieb er noch vom „heimeligen Endingen“. — In der Endinger Heimatstube ist eine Gedenktafel für Wilhelm Hug.

Aus alter und neuerer Geschichte der Endinger Glocken war zu berichten. Durch viele Zeitenstürme hindurch sind sie erhal-

ten geblieben, dreie davon seit über 700 Jahren. Welch ein Zeitbegriff! Jede der drei ältesten Glocken läutet den Menschen dieser Stadt über ein Drittel der Jahre seit Christi Geburt. Mögen wir Heutigen aus solchen Schilderungen doch immer wieder erkennen, daß es ein Größeres ist, wenn Menschen die Zeit formen, als umgekehrt. Zu dieser Mitverantwortung wollen uns auch die Glocken rufen, uns das Gewissen wachhalten oder wachrütteln.

Um aufzuzeigen, welche Zeitepochen die Endinger Glocken mit ihrem Klang zu Freud und Leid begleitet haben, ist auf Seite 197 eine Zeittafel zu unserer Betrachtung gestellt. Möge sie mit dem guten Willen der Menschen von heute und morgen und mit dem Segen dessen, dem das Loblied der Glocken gilt, in Frieden fortgeführt werden können.

Glocke

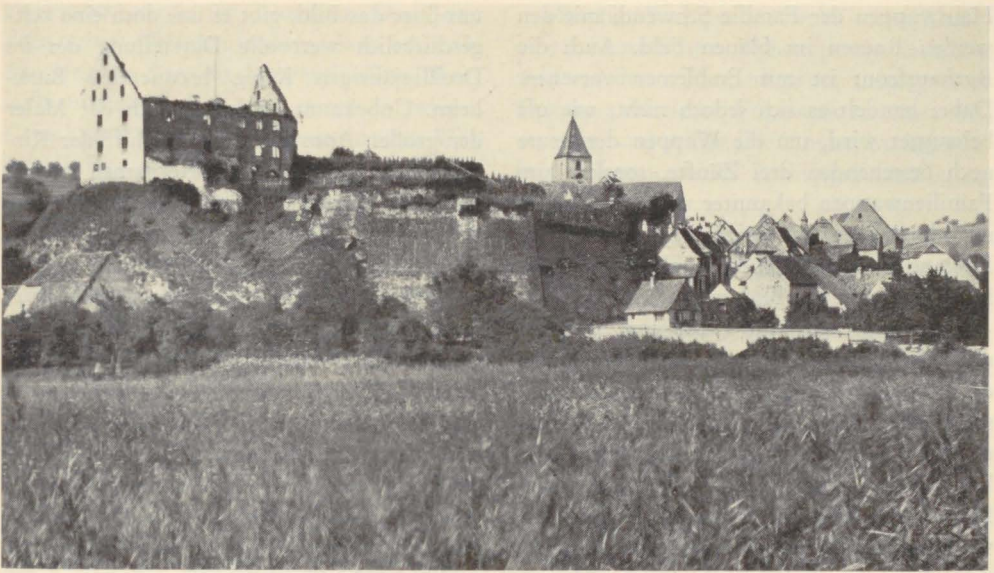
*Ihr Glocke dert obe,
ihr schlage un schwinge,
ihr klage un singe
vu Betzit am Morge
bis Betzit fir z Nacht.*

*Ihr Glocke tian locke,
tian lite un mahne,
dia Junge wia d Ahne,
vum Gern-ha zuam Taiße,
vum Lebe zuam Grab.*

*Ihr Glocke, ihr riäfe,
ihr kinde der Herrgott,
ihr warne bi Firsnot;
tian s Gwisse uns zupfe,
wenn s Recht will verschlupfe;
in Himmel nuf lupfe,
wer woher eich vertritt blit.
e Herz het, e Wort git.*

*Ihr Glocke dert obe!
Ihr himmlische Gobe.
Der Herrgott tian lobe
bis an der Welt z Obe!*

Karl Kurrus



Burkheim

Foto W. Kratt, Karlsruhe

Burkheim, das Kleinod am Kaiserstuhl

Von Helmut Witt, Burkheim

Dem Wanderfreund oder Autofahrer, der, der Badischen Weinstraße folgend, von Oberrotweil her die „Hohle Gasse“ passiert hat, eröffnet sich überraschend ein prächtiger Anblick. Aus der Rheinaue heraus klettert ein kleiner Ort am Südhang des Humberges empor, jenes weit dem Rheine zu vorstoßenden Sporns des Kaiserstuhls, umgeben von rebenbestandenen Höhen und fruchtbaren Äckern. Genau der Faltung des Hügels folgend, schmiegt sich das etwas über 800 Einwohner zählende Städtchen Burkheim dem Gelände an und baut sich in mehreren Stufen daran auf. Gegen Westen wird es überragt von der Ruine des ehemaligen Schwendi-Schlusses, das seinen hohen Giebel, seit 300 Jahren Stürmen und Blitzen trutzend, hoch in den Himmel reckt. Abseits vom Verkehrslärm der Landstraße scheint der Ort noch heute in einer Art Dornröschenschlaf zu liegen, und tatsächlich hat sich das „badische Rothen-

burg“ sein historisches Gesicht bis heute über alle Schicksalsschläge hinweg bewahren können.

Durch einen Torturm betreten wir die Mittelstadt mit dem mit Rheinwacken gepflasterten Marktplatz, wie ehemals, so auch heute Kern des Ortes. Prächtige Fachwerkhäuser, daneben Gebäude aus der Spätgotik, dem Barock und der Renaissance rahmen den Platz ein. Auffallend die ehemalige Gemeindestube mit ihrem eisernen Wappenschild, die fünf Türme des Stadtwappens zeigend. Zur Linken erhebt sich das Rathaus, einst Sitz der Verwaltung der Herrschaft. Sein Erdgeschoß stammt aus dem Jahre 1604. Wappengeschmückt zeigt sich der Eingang des Wendelturmes: wir erblicken die vorderösterreichischen Farben rot-weiß-rot, darüber die Kaiserkrone, umgeben von der Kette des Ordens vom Goldenen Vlies. Kleiner gehalten sind das Stadtwappen und das

Hauswappen der Familie Schwendi mit den weißen Rauten im blauen Feld. Auch die Rathausfront ist mit Emblemen versehen. Dabei handelt es sich jedoch nicht, wie oft behauptet wird, um die Wappen der heute noch bestehenden drei Zünfte, sondern um Familienwappen bekannter und um die Gemeinde verdienter Patriziergeschlechter. Der Eingang zum Schloß, auch als Tor aufgeführt, begrenzt den Blick nach Westen.

Eng windet sich eine Gasse vom Tor und dem Gasthaus „Adler“ hinauf zur Kirche, deren wuchtiger Turm weit in das Kirchenschiff hineinragt. Jeder Besucher des licht erfüllten Gotteshauses fragt sich unwillkürlich, ob der Turm nicht einmal Chor einer früheren Kirche gewesen sein muß, die rechtwinklig zum heutigen Bau stand. Der über eine Generation hindurch hier wirkende Pfarrer Hettich hat nachgewiesen, daß dem nicht so ist. Platzmangel war die Ursache dafür, daß man den Turm, den jüngsten der drei Bauteile, so tief in die Kirche hineinstellte. Der Turm trägt im Innern Fresken aus dem Mittelalter, die Denkmalswert besitzen. Sehenswert ist auch die Konstruktion des Rippengewölbes in der Turmhalle. Die Gewölbezwisefelder sind mit den Symbolen der vier Evangelisten ausgestattet, die in der Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden sein dürften. Aus der Zeit der Gotik stammen der überaus schöne Taufstein und ein Sakramentshäuschen neben dem Hochaltar.

Eine wahre Zierde bildet der Aufbau der Mensa des Hochaltars. Die Arbeit stammt wohl aus der Zeit um 1750, ist jedoch nicht signiert, so daß der Künstler leider unbekannt ist. Sogar der Schöpfer des Altarbildes wäre uns nicht bekannt, wenn der damalige Pfarrer Josef Anton Mäntelin mit der Arbeit zufrieden gewesen wäre. Er fand das Werk des Faßmalers Sebastian Nißlin aber „miserabel genug hingeschmiert“, was ihn bewog, erst 1781 den Betrag von 30 Gulden an die Witwe des Nißlin auszuzahlen. Wir freuen

uns über das Bild, gibt es uns doch eine zeitgeschichtlich wertvolle Darstellung des im Dreißigjährigen Krieg brennenden Burkheim. Unbekannt ist leider auch der Maler der großen Apostelbilder im Schiff der Kirche. Nach Ausweis der Stifternamen müssen sie in der Zeit um 1750 entstanden sein. Die Stifter waren Bürgermeister, Ratsherren und Zunftmeister.

Beiderseits der Kirche führen, parallel zum Marktplatz, zwei Gäßchen, „Oberstädtle“ genannt. Wie Kücken unter die Henne ducken sich die Häuser der Nordseite an die alte Stadtmauer, deren Verlauf hier genau beobachtet werden kann. Durch das „Schultor“ erreichen wir den Friedhof und haben von da aus einen prächtigen Ausblick auf die rebenbestandenen Hänge des Haberberges und seiner Ausläufer.

Auch die Unterstadt, die „Wassersuppe“, zeigt malerische Winkel. Klein sind die Anwesen dort, nicht prunkhaft wie in der Mittelstadt, der „Herrengasse“. Die Wohnungen liegen auf hohen Kellergewölben. Hier hausten früher die Fischer, die mit ihren Waidlingen bis an die Häuser heranfahren konnten. Hier wuchs das harte Geschlecht heran, das den Rhein, seine Sandbänke und Strudel, seinen Segen und seine Gefahren, genau kannte, und oft genug hat ihm der ungebändigte Strom die Keller überflutet.

Vor- und Außenstadt entstanden erst nach 1750. Langsam vollzog sich das Wachstum; das ist an der Tatsache zu messen, daß zwischen 1935 und 1950 ein einziges neues Gebäude errichtet wurde.

Am Westrand ragt, mit steiler Terrasse zur Rheinebene abfallend, an Stelle der alten Burg die Umfassungsmauer des ehemaligen Schlosses empor. Von den ursprünglich drei Gebäuden steht nur noch die Ruine des von Lazarus von Schwendi erbauten Herrenhauses. Der rechteckige, dreigeschossige Renaissancebau, errichtet von 1561 bis 1571, besaß eine Mittelhalle mit einläufiger Treppe und im Obergeschoß einen Rittersaal mit

zwei reich verzierten Kaminen. Die Reste dekorativer Wandmalereien lassen erahnen, mit welcher Sorgfalt Schwendi dieses Bauwerk aufführen ließ, das er seiner zweiten Gemahlin Eleonore von Zimmern zum Witwensitz bestimmt hatte. Da diese jedoch nach Schwendis Tod sich mit dem protestantischen Rat Hans Schenk von Limpurg verheiratete, verlor sie neben dem ihr zgedachten Einkommen auch diese Stätte. Das ganze Schloßgelände ist heute Eigentum eines Konzernherrn, aber trotz des verschlossenen Tors der Öffentlichkeit zugänglich.

Der Besucher braucht, um die Altstadt kennen zu lernen, nicht die Straßen zu gehen. Überall gibt es „Schlitzwege“. Über Treppen gelangt man von einem Stadtteil in den anderen, und selbst die Kirche ist über das Kirchgäßle erreichbar. Es kostet einige Mühe, diese Treppen zu begehen, aber wer diese nicht scheut, lernt trotz Herzklopfens erst das echte Burkheim kennen und lieben.

Ein Gang über geteerte Weinbergwege zum Haberberg vermittelt einen prachtvollen Blick in das Innere des Kaiserstuhls, hinüber zu den Höhen des Schwarzwaldes, über die Rheinebene und in die Vogesen. Einer Silberschlange gleich glänzt der Strom zu uns herauf, rege befahren von zahllosen Schiffen, die von hier aus in die erste Schlinge des Rheinseitenkanals einmünden. Zu unsern Füßen liegt das Stauwehr, das den Wasserspiegel um rund 9 Meter anhebt und den Betrieb des Hafens in der Münsterstadt Breisach ermöglicht. Wenige Schritte weiter, und wir erblicken von der Steigrube aus den Limberg bei Sasbach und dort die Pontonbrücke, die Nabelschnur zwischen dem Kreis Emmendingen und dem benachbarten Elsaß. An sonnendurchglühten Rainen huschen Smaragdeidechen dahin, im zeitigen Frühjahr blühen die Küchenschellen, in den Lößwänden hausen viele Arten von Bienen und Wespen, und selbst die in unsern Breiten seltene Uferschwalbe hat sich hier Nester gebohrt.

Schattige Waldpfade führen in den Rheinauwald zum Strom, Wassersportler tummeln sich auf den stillen, nur vom Gesang einer überaus zahlreichen Vogelwelt erfüllten Altwassern, und selbst dem Angler ist Gelegenheit geboten, seiner Lieblingsbeschäftigung nachzugehen.

Hier findet nicht nur der Naturfreund eine Stätte rastlosen Suchens, auch dem Kenner der Geschichte wird die Vergangenheit lebendig; denn ein Gang durch die Geschichte ist nicht minder reizvoll als ein Gang durch das Städtchen und dessen Umgebung. Wir wollen es dabei aber bei einigen besonders markanten Szenen bewenden lassen.

Lange bevor der Ort in die urkundlich belegte Geschichte eintrat, entstand auf dem Burgberg eine erste menschliche Niederlassung. Die Bewohner gehörten dem „Michelsberger Kulturkreis“ an. Sind die Funde aus der Jüngeren Steinzeit auch nicht sehr reichlich, so häufen sie sich für die Urnenfelderzeit, die in etwa den Zeitraum von 1200 bis 800 v. Christus umfaßt. Leider wurde die erkannte Siedlung während des vergangenen Krieges, als man die Hochfläche rigolte und nach einer Flurbereinigung neu bepflanzte, gänzlich zerstört. Damit wurde, wie Prof. Dr. Kimmig es ausdrückt, „eine der größten und fundreichsten Siedlungen der süddeutschen Urnenfelderkultur, einer der volksgeschichtlich aufschlußreichsten Plätze der gesamten oberrheinischen Urgeschichte“ vernichtet. Die heute noch auf dem Plateau des Burgbergs herumliegenden Knochen und Scherbenreste haben keinen Aussagewert mehr. Weshalb und zu welchem Zeitpunkt die Urnenfelderleute diese Siedlung aufgegeben haben, kann nicht ergründet werden. Wir wissen auch nicht, ob sich zu einem späteren Zeitpunkt andere Völkerschaften hier niedergelassen haben, und selbst für die Römerzeit sind wir mehr oder minder auf Vermutungen angewiesen, denn außer wenigen Ziegelresten sind noch keine Bodenfunde aus jener Epoche gemacht worden.

Die urkundlich belegte Geschichte des Ortes datiert vom 13. März 762. Damals vergab der Bischof Heddo von Straßburg sein Gut in „Burchheim“ an das Kloster Ettenheimmünster. Wenige Jahre später, 778, vermachte ein Einwohner mit dem Namen Heibo seinen Besitz an Höfen, Wiesen und Weinbergen dem Kloster Lorsch. Durch diese Schenkung erfahren wir erstmals vom Weinbau auf hiesiger Gemarkung.

Diese Daten und die Nachsilbe „-heim“ im Ortsnamen lassen den Schluß zu, daß der Ort zu jenen zählt, die nach der Niederlage der Alemannen bei Zülpich von den Franken angelegt wurden, daß es sich also um eine merowingische Siedlung handelt, die um 700 entstanden ist. Hier bot der Gebirgsbogen, gebildet vom Humberg, der Mondhalde und dem Totenkopf einen ausreichenden Schutz vor den rauhen Nord- und Ostwinden, der Rhein stellte eine gute Verbindungslinie zum alten fränkischen Stammesgebiet dar und gab mit seinem Fischreichtum eine sichere und verhältnismäßig bequeme Ernährungsquelle ab.

Wenn wir dann auch bis etwa 950 keine weiteren urkundlichen Belege über Burkheim besitzen, so können wir uns doch vorstellen, daß es eine ansehnliche Siedlung gewesen sein muß; denn bereits im 9. Jahrhundert besaß es eine dem hl. Petrus geweihte Kirche. Mit Sicherheit war Burkheim ein Teil des umfangreichen Besitzes, den sich Graf Gunttram der Reiche im Breisgau erworben hatte. Nach des Edelings Ächtung 952 kam Burkheim als Teil des Königshofes in Riegel an das Kloster Einsiedeln und verblieb dort bis zur Aufteilung des Kammergutes. Es geriet dann um 1150 entweder durch Mitgift oder durch Erbschaft an die Herren von Hachberg. Die damals bereits bestehende Burg erfuhr durch diese wohl einen Ausbau; denn zeitweise haben sich die Hachberger auch darin aufgehalten: Markgraf Heinrich I. vermachte 1230 Vergabungen an das Kloster Tennenbach „in castro Burcheim“.

Seit der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts bestand hier auch ein Ortsadel; bis etwa 1400 werden in Urkunden über Vergleiche oder Schenkungen immer wieder Träger des Namens „von Burgheim“ oder „de Burcheim“ erwähnt.

Mit großer Wahrscheinlichkeit waren es die Markgrafen von Hachberg, die die Orte Burkheim, Jechtingen, Ober- und Niederrotweil, Oberbergen und Vogtsburg zu der Herrschaft „Burkheim und der Talgang“ zusammengefaßt und Burkheim das Stadtrecht verschafft haben. Genaue Angaben darüber sind nicht vorhanden, auch die Urkunde über die Verleihung des Stadtrechtes ist nicht mehr auffindbar. Sicher sind beide Ereignisse vor dem Verkauf der Herrschaft an das Haus Österreich erfolgt; ebenso steht fest, daß Burkheim im Jahre 1348 in einer Urkunde des Kaisers Karl IV., der in der Nacht vom 26./27. Dezember 1347 hier übernachtete, als „statt“ bezeichnet wird. Die Verleihung der Stadtrechte darf daher auf einige Jahre zuvor angesetzt werden.

Weshalb wurde der Ort Stadt? Der Grund ist nicht in einer bedeutenden Einwohnerzahl zu suchen — Rotweil war immer größer —, und ein reicher Ort war Burkheim auch nicht. Seine Sonderstellung verdankt es ausschließlich seiner Lage am Rhein und, eng verzahnt damit, der schon früh vorhandenen Burg. Bis zur Tullaschen Rheinkorrektion lag die Siedlung unmittelbar am Strom, der nach dem Willen Barbarossas „eine freie und königliche Straße“ sein sollte. Noch aber war der Wasserweg voller Untiefen, Riffe und Strudel, und die Erhaltung der Fahrtrinnen und die Unterhaltung der Uferbauten, Leinpfade und Umschlagplätze erforderten hohe Aufwendungen. Daher erhoben die am Rhein begüterten Grundherren, auch Kaiser und Könige, von den Kaufmannern Abgaben, die „Zölle“, die an bestimmten Stellen entrichtet werden mußten. Zum Schutz dieser Zollstätten, es waren um das Jahr 1400 schon 44, wurden Burgen er-

richtet. Eine von den 44 Zollstätten war Burkheim, dessen Burg durch ihre Lage sowohl zur Verteidigung als auch zur Beherrschung der Wasserstraße geeignet war.

1330 verkauften die Markgrafen Rudolf und Otto von Hachberg die Herrschaft an den Herzog Otto von Österreich. Mit diesem Übergang begann eine Reihe von Verpfändungen. Stadt und Herrschaftsgebiet wanderten zwischen 1330 und 1560 von einer Hand in die andere, doch nie in die Hände Martin Malterers, wie oft behauptet wird. Die vielen Pfandinhaber aufzuzählen, ist hier nicht Raum. Erwähnt sei jedoch Eppo von Hattstatt (bei Rouffach/Elsaß), in dessen Zeit die bereits erwähnte Übernachtung des Kaisers Karl IV. fällt. Dieses Ereignis hatte zur Folge, daß der Kaiser, überzeugt von der Armseligkeit der Stadt und Herrschaft, den Burkheimern einige Sonderrechte verlieh: eigenes Gericht, eigenes Siegel, das Recht auf ein Umgelt, also eine Art Umsatzsteuer, die allerdings mit der Herrschaft geteilt werden mußte, und als wichtigstes das Recht, „ein offen fahr uf dem Rhein“ zu betreiben. Damit wollte der Kaiser die Notlage der jungen, doch armen Stadt verbessern, doch scheint seinem Bemühen ein Erfolg versagt geblieben zu sein. 1472 verlieh Herzog Sigmund von Österreich der Stadt das Recht, „alle Jarr zween Jahrmärkht und einen Wochenmarkt auf dem Sampstag“ abzuhalten, und Kaiser Friedrich III. bestätigte diese Verleihungen mit dem Anfügen, daß jeder, der die Burkheimer Freiheiten schmälere, des Reiches schwerer Ungnad verfallen sei und zwanzig Mark Gold als Strafe zu erwarten habe. Bis in das 17. Jahrhundert hinein wurden die städtischen Privilegien von den verschiedensten Kaisern immer wieder erneuert, eine Erweiterung der Rechte trat aber nicht ein.

Natürlich war die Stadt darauf bedacht, ihre Einkünfte stetig zu mehren. Die gleiche Absicht hatten auch die Pfandherren, die ohnehin nur wenig Grundbesitz ihr eigen

nannten. Noch 1548 gehörten zur Burg nur 2 Jauchert Äcker, der heutige Schloßgarten, eine Matte „negst dem Rhein“, der Herrenwald, ein Stück Reben im Jechtinger Bann und eine Matte auf Rotweiler Gemarkung. Es wundert daher nicht, daß einige Pfandherren per Gelegenheit ihr Einkommen auf weniger redliche Weise aufzubessern versuchten. Berthold von Staufen und seine Mitinhaber Hans und Lützelmann von Ratzenhausen stahlen aus einem Basler Schiff, das wegen Eisgangs hier hatte anlegen müssen, einmal 4^{1/2} Tonnen Heringe, und auch Konrad von Tübingen trieb es nicht viel besser. Recht zahlreich sind auch schon im 15. Jahrhundert die Händel zwischen der Stadt und der Grundherrschaft. Streitobjekte waren schon damals der Herrenwald, den die Pfandherren ganz für sich beanspruchten, während die Stadt auch daran teilhaben wollte, weiter die Ausübung der Jagd und die unentgeltliche Benutzung der Fähre durch die Pfandherren und deren Bedienstete.

Wegen dieser Zwiste traten bald Sitten ein, die zu „mangel und Abgang, Uneinigkeit und ohngehorsambkeit“ führten. Schließlich wurde 1504 zwischen Georg von Tübingen und der Stadt ein Abkommen getroffen, das das Verhältnis in geregelte Bahnen zu lenken versuchte. Die Stadt verpflichtete sich, niemand als Bürger anzunehmen, der nicht den Nachweis der Ehrbarkeit für sich und seine Ehefrau erbringen konnte. In diesem Vertrag findet sich erstmals auch eine Bestimmung über den Schutz der Stadt und Burg in Kriegszeiten. Die Aufstellung einer Truppe, zu der Burkheim den Hauptmann und Fähnrich, der Talgang aber 24 Mann zu stellen hatten, geht also nicht auf Christoph von Sternsee oder gar Lazarus von Schwendi zurück.

Für die Geschichte von Stadt und Herrschaft ist der 12. August 1560 von ausschlaggebender Bedeutung. An diesem Tag ging die Pfandherrschaft an Lazarus von Schwendi über, nachdem er sich erst nach jahrelangen

Verhandlungen mit dem Herrn von Sternsee über die Höhe des Pfandschilling hatte einigen können.

Den Lebenslauf dieses berühmtesten Pfandherrn und gleichzeitig bedeutendsten Vertreters des oberschwäbischen Adelsgeschlechtes aufzuzeigen, führte zu weit. Untersuchen wir nur, was dieser Edelmann für die Stadt und Herrschaft bedeutet hat, denn gerade unter ihm erreichten beide ihre Blütezeit. Das Lehen hatte Schwendi, seit er 1552 Burgvogt in Breisach gewesen war, kennengelernt und für sich auserkoren. So wurde es auch die erste seiner im Lauf der Jahre immer umfangreicher werdenden Besitzungen.

Die erste Sorge galt der Ausbesserung der hiesigen Burg. Obwohl die verschiedensten Pfandherren seit 1330 immer wieder Baugelder unter Anrechnung auf den Pfandschilling erhalten hatten, war sie nicht ausgebaut oder wesentlich verbessert worden. Von 1400 an werden die Gebäude als „vast zergangen“ oder „armes Ding“ bezeichnet, in dem „gemachalb niemand wonen mag“, und noch unmittelbar vor dem Bauernkrieg wird davon gesprochen, daß die Burg „pau-fellig“ sei. Von 1561 an steckte Schwendi nun die für damalige Zeiten nahezu unerhörte Summe von 13 100 Gulden in die Ausbesserung der alten Gebäude und die Errichtung des Herrenhauses, das er von Grund aus aufführen ließ. Dabei bat er nicht erst um die Genehmigung; er ließ den Bau errichten, bezahlte die Baukosten aus eigener Tasche und ließ sich dann erst den Betrag auf den Pfandschilling aufrechnen. In gleichem Maße war er um die Mehrung der zum Schloß gehörenden Liegenschaften bemüht. Im Laufe der Jahre erwarb der Feldherr etwa 12 Hektar Äcker und 4 Hektar Wiesen, wobei er sich allerdings nicht immer sauberer Mittel bediente. Außerdem kaufte er die bis dahin stadteigene Mühle mit den dazu gehörenden Gärten, den Ziegelhof, die Badstube und den Mühlenweier, für dessen Erwerb er der Stadt außer Geld zwei silberne Becher

schenkte, von denen einer mit dem Bildnis Schwendis heute noch auf dem Rathaus aufbewahrt wird.

Schwendi war jedoch nicht nur auf die Mehrung seines Privatbesitzes bedacht; er sorgte auch für seine Untertanen. Deren Hauptbelastung waren die Frondienste. Zum Bau und zur Erhaltung der Gebäude konnte auch der Pfandherr nicht auf solche verzichten, doch schränkte er sie auf ein erträgliches Maß ein. Seine Untertanen hatten zu fronen „zum Schloß und graben, was den Paw dasselbst und die Reinigung und andere Notturft erfordert“. Außerdem mußten sie das Herrenholz hauen und anführen und das Schloß, das keinen eigenen Brunnen besaß, mit Wasser versorgen. Die Beteiligung an einer Jagd als Treiber wurde auf den Frondienst angerechnet. Die Fröner erhielten täglich auf Schwendis Gebot Verpflegung und einen Trunk Wein. Für das Schloßgesinde setzte der Pfandherr sogar den Speisezettel fest; es gab täglich, außer Freitag, eine Fleischspeise, am Sonntag „zu mittag kuttlen“.

Man mag einwenden, daß manche der getroffenen Maßnahmen zunächst zu Schwendis eigenem Nutzen gereichten. Allein: durch die Regelung der Frondienste, die Anerkennung anderer Dienstleistungen und die Versorgung der Fröner sicherte Schwendi seine Untertanen gegen Ausbeutung, wie sie in anderen Herrschaften jener Zeit gang und gäbe war. Sein Verhalten zeigt eine für die damalige Epoche bemerkenswert soziale Einstellung. Auf der gleichen Linie liegt seine Bereitschaft, den Armen zu helfen. Im Einvernehmen mit der Stadt stiftete Schwendi am 1. August 1574 das Spital und gab dazu aus seinem Privatbesitz ein Haus mit Liegenschaften und Fahrnissen. Dieser Einrichtung ließ er immer wieder Strafgelder zukommen, so daß sich mit der Zeit ein ansehnlicher Fonds anreicherte, der zur Unterstützung der Armen, zur Unterbringung der Obdachlosen, zur Gewährung von Darlehen



Burkheim; Rotweiler Tor und ehemaliges Gasthaus „zu den fünf Türmen“

und zum Unterhalt der von Schwendi gegründeten Schule dienen konnte. Auch in seinem Testament von 1579 gedachte der Pfandherr der Mittellosen seiner Herrschaft und setzte zu deren Unterstützung namhafte Summen ein.

1564 bestätigte der Pfandherr die seit mindestens 1442 bestehende Fischerzunft und gab ihr eine neue, wohldurchdachte Ordnung. Am 29. Januar 1571 stiftete er zwei neue, heute noch bestehende Zünfte: die der Handwerker und die der Acker- und Rebleute. Er erließ dabei besondere Anordnungen, die sowohl auf den Schutz der Fischer, Handwerker und Bauern abzielten, als auch den des Verbrauchers im Auge hatten. Gönnte der Pfandherr den Produzenten durch Festlegen von Preisen ein ausreichendes Einkommen, so schirmte er den Konsumenten vor Ramschware und Überteuering

durch das Gebot, daß die Stadt die angebotenen Waren stichprobenweise auf Gewicht und Güte zu kontrollieren hatte, ab. Mit der Stiftung der Zünfte hatte er aber auch eine zweite Absicht, die man dem alten Haudegen nicht verargen kann. Durch das Gebot, daß jeder Zunftbruder „ein harnisch, gewehr und geschoß“ besitzen müsse, stärkte er die Verteidigungskraft der Stadt, auf deren Fortifikation er maßgebend einwirkte. Damit die Schützen stets in Übung blieben, setzte er Preisschießen an und stiftete dazu die Ehrengabe.

Als seine Aufgabe betrachtete Schwendi auch, den Landwirten zu helfen. Seinen Schloßgärtner hatte er angewiesen, außer den für den Eigenbedarf erforderlichen Früchten auch solche zum Verkauf anzupflanzen und neue Früchte, deren Samen er aus Italien und Spanien kommen ließ, und neuartige Pflanz-

methoden zu erproben. Von den neuen Erkenntnissen profitierten auch die Bauern, und Schwendi trug damit zu ihrer wirtschaftlichen Gesundung bei. Ob er aber tatsächlich die Tokayer-Rebe aus Ungarn an den Kaiserstuhl oder in das Elsaß gebracht hat, wie ihm immer nachgerühmt wird, ist urkundlich bisher nicht zu belegen. Daß Schwendi es nicht nötig hatte, Weine einheimischen Ursprungs zu genießen, wird durch die Tatsache belegt, daß er selbst in Ungarn eigene Weingüter besaß und verschiedene Kaiser ihren militärischen Berater jährlich mit der geschenkwaisen Lieferung mehrerer Fuder Ungarweines bedachten. Auffallend ist auch, daß Schwendi in der hiesigen Herrschaft zwar Äcker und Wiesen erwarb, kaum aber Weinberge.

Die Vielzahl der getroffenen Anordnungen zur Festigung und Wahrung des inneren und äußeren Friedens kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Begnügen wir uns mit der Feststellung, daß Schwendis Maßnahmen, verbunden und geprägt mit der in konfessionellen Belangen gezeigten Toleranz, Stadt und Herrschaft zu einer Blüte verhalfen, die sie in der Folge nie wieder erreichen sollten. Dennoch steht fest, daß der Pfandherr bei seinen Maßnahmen manchmal in die Privilegien der Stadt eingegriffen hat. Zu seinen Lebzeiten nahm man das hin; man getraute sich offenbar nicht, etwas gegen den mächtigen Pfandherrn zu unternehmen. Nach seinem 1583 erfolgten Tode jedoch beklagten sich die Burkheimer wegen seines die Freiheiten schmälernenden Vorgehens in Konfiskationssachen, im Stubenrecht, bei der Lieferung des Steuerweines, bei den Fischrechten und dem kleinen Waidwerk, den Holzgerechtigkeiten, den Gebrauch der Stadtgräben, bei freiem Zug und ehelicher Beiwohnung. Auch habe er für seine vielen Güter Steuerfreiheit verlangt und so der Stadt Einkommen entzogen. Ein Vergleich kam schon 1584 zustande.

Da Lazarus von Schwendi die Pfandherrschaft über Burkheim und den Talgang für 100 Jahre nach seinem Tode unlösbar an seine Familie übertragen erhalten hatte, kam die Herrschaft laut Testament zunächst an Schwendis zweite Gattin. Durch ihre Heirat mit dem protestantischen Grafen Hans Schenk von Limpurg verlor sie den Anspruch, und Schwendis Sohn Hans Wilhelm trat die Regentschaft an. Zwischen Sohn und Vater hatten schon früh Spannungen bestanden; Vater Lazarus war die leichtsinnige Art seines Sohnes wohl bekannt, und dementsprechend war auch die Einstellung seinem Erben gegenüber stets von Mißtrauen getragen. Dieses war berechtigt, denn Hans Wilhelm war alles andere als ein würdiger Nachfolger seines großen Vaters. Trotz des umfangreichen ererbten Vermögens geriet er alsbald in Geldnot und sah sich gezwungen, die Herrschaften Triberg und Kirchhofen zu verkaufen, obwohl er sich seinem Vater gegenüber hatte verpflichten müssen, keinen Besitz zu veräußern. Sicher hat der Sohn das Vermögen nicht nur verpraßt, obwohl Zeitgenossen ihm bescheinigen, daß er dem Testament seines Vaters gerade zuwider gelebt habe.

Da sich der neue Pfandherr, vielleicht wegen seiner Geldsorgen, nicht in wünschenswertem Maß der Anliegen seiner Herrschaft annahm, rissen bald wieder abträgliche Zustände ein. Vermögenslose Leute wurden als Bürger aufgenommen, mittellose Knechte versuchten, eine Bürgerstochter zu ehelichen und damit in die Bürgerrechte zu kommen. Die Stadt war bald mit Ortsarmen überladen, die sich so in Schulden gestürzt hatten, daß sie ihr bißchen Hab und Gut nicht mehr halten konnten und der Gant verfielen. Gemeinschaftsgeist und Ordnung schwanden immer mehr und machten Eigensucht und Wirren Platz. Der Abstieg der Stadt begann und war auch durch drakonische Maßnahmen nicht mehr aufzuhalten. 1613 wurden hier

einige Bösewichter durch Verbrennen hingerichtet. Die hiesigen Pfarrbücher schweigen sich zwar darüber aus, doch sagen zwei Schriftstücke des Landesarchivs aus, daß „etwelche Maleficanten verrybten Hexenwercks halber mit dem Feür hingerichtet“ wurden, und noch heute kennt man hier den Hexenplatz, auf dem das Urteil vollstreckt wurde. Zahlreich sind auch die Opfer der Pest, die kurz vor dem Ausbruch des großen Krieges den Ort heimsuchte.

Schrecklich ist das Geschick des Städtchens im Dreißigjährigen Krieg. Im Verlauf der Kämpfe um die Festung Breisach wurde Burkheim fast dem Erdboden gleichgemacht. Ein Pfarrbuch verzeichnet den Eintrag des sehr mitteilungsfreudigen Pfarrers Franz Balthasar Spindler, der zwar erst 1712 hier angewiesen wurde, aber die Zerstörung noch in Augenschein nehmen konnte. Er berichtet, daß außer der Kirche, dem Pfarrhaus und einem Nebengebäude eines Paul Enderlin kein Haus mehr übrig geblieben sei; sogar die laufenden Brunnen seien zerstört und das Straßenpflaster herausgerissen. Ein weiterer Hinweis auf die rigorosen Zerstörungen ist auch das Fehlen jeglichen Eintrags in die Pfarrbücher ab 1633. Ferner ist erwiesen, daß die hiesige Pfarrei noch etwa 10 Jahre nach Friedensschluß nicht besetzt war. Und wer den Jahreszahlen über den Torbogen Beachtung schenkt, stellt fest, daß alle Gebäude erst nach 1648 errichtet wurden. Alle diese Angaben machen deutlich, daß das Städtchen damals wirklich total zerstört worden war.

Eine Ausnahme davon machte das Schloß; es überlebte den Krieg ohne nennenswerte Schäden. Vielleicht hatten sich darin die höheren Offiziere der Breisach belagernden Truppen einquartiert; der Aufenthalt in Schwendis Herrenhaus sagte ihnen wohl mehr zu als das Kampieren in den Schanzen und Wällen der Festung, und die Erhaltung des Herrensitzes lag daher in ihrem eigenen Interesse. Ein Kuriosum der Geschichte: gerade

der räuberischen und plündernden Soldateska wäre dann die Erhaltung des Schlosses zu danken.

Nach dem Friedensschluß lagen Kaiserstuhl und Breisgau verödet, während in anderen, vom Krieg verschont gebliebenen Ländern eine Übervölkerung zu verzeichnen war. Was lag da näher, als Menschen aus jenen Gegenden in den verwüsteten Landstrichen anzusiedeln? Durch Zuzügler aus Lothringen, Burgund, Tirol und der Schweiz wurde unsere Heimat wieder bevölkert, und die Zuwanderer müssen mutige Leute gewesen sein, die den Kampf mit einer verderbten Natur nicht scheuten und den Boden wieder kultivierten.

Noch hatten sich die Lande nicht von den Schrecken des unseligen Krieges erholt, drohte neues Unheil. Der Rhein war Grenze geworden, und jede Auseinandersetzung mit dem Frankreich des Sonnenkönigs mußte sich naturgemäß zunächst im Oberrheinland auswirken. Nun hatte auch die Stunde für Schwendis Schloß geschlagen. Der „Holländer Krieg“ brachte ihm den Untergang. Auch zur Datierung der Schloßzerstörung bringt Pfarrer Spindler einen wichtigen Hinweis: „Anno 1672 ist das Schloß vom französischen marchal de Luxemburg auf ordre des Königs Ludovici des 14 verbrennet worden.“ Verschiedentlich wurde darauf verwiesen, daß hier eine Unstimmigkeit vorliege; denn der Marschall von Luxembourg sei 1672 nicht am Oberrhein gewesen, die Jahreszahl könne also nicht richtig sein, und manche Historiker verlegen deshalb das Datum der Zerstörung auf andere Termine. Trotzdem will uns scheinen, daß das Jahr 1672 wirklich das Jahr der Zerstörung gewesen ist. Im Landesarchiv befindet sich ein vom 16. September 1672 datierter Befehl an die Stadt Burkheim, den Rheinstrom ordentlich zu bewachen und Truppenansammlungen am anderen Ufer oder Truppenlandungen unverzüglich der Vorderösterreichischen Regierung in Waldshut zu melden. Offenbar haben die

Burkheimer diese Anordnung nicht richtig beobachtet; denn in einem Eilbrief vom 20. Oktober gleichen Jahres erhielt die Stadt einen strengen Verweis, weil sie nicht sofort angezeigt habe, daß bei der Sponeck 300 französische Soldaten übergesetzt seien und Posten bezogen hätten. Es ist durchaus denkbar, daß diese Soldaten das hiesige Schloß in Schutt und Asche gelegt haben. Inspirator der Zerstörung wäre dann der Gouverneur der damals französischen Festung Breisach, Rycour, gewesen. Pfarrer Spindler, der seinen Eintrag nach Befragen der Einwohner anfertigte, dürfte also mit der Jahreszahl nicht Unrecht haben, und auch der Zusatz „durch den Marschall von Luxembourg“ ist nicht abwegig; denn der Herzog führte den Oberbefehl im „Holländer Krieg“, und die Aktion gegen das hiesige Schloß kann durchaus als Teiloperation jenes Feldzuges angesehen werden.

Pfandherren waren damals die Söhne der Schwendi-Enkelin, Franz Karl von Fürstenberg und Ignaz Wilhelm Casimir von Leyen. Dem Fürstenberger tat die Zerstörung des Schlosses kaum Abbruch; er war ohnedies nicht hier, sondern verzehrte als einsamer Junggeselle seine Einkünfte. Anders der Baron von Leyen; dieser hatte zwar als bischöflich-straßburgischer Amtmann in Ettenheim ein Einkommen, aber keine dauernde Heimstatt mehr. Deshalb beschäftigte er sich mit dem Gedanken an den Wiederaufbau des Schlosses. In einem Kostenvoranschlag schätzt man den Bedarf auf 40 000 Ziegel, 53 Wellen Schindeln, 860 Stück Bauholz, 1400 Laten und anderes mehr. Der Wiederaufbau scheiterte jedoch zunächst am Geldmangel, dann an einer weiteren Zerstörung. 1689 hatten zu Beginn des Pfälzer Krieges hier französische Dragoner ein Winterquartier bezogen und demolierten außer dem Stadt- und der Ringmauer „noch mehreres am Schloß“. Nun war der Aufbau der Anlage, die vordem noch „mit einem geringen zu confornieren“ gewesen wäre, nicht mehr loh-

nend, und Baron von Leyen verlangte von der Stadt, ihm gegen angemessene Gebühr eine standesgemäße Wohnung einzurichten.

Allein die Burkheimer hatten andere Sorgen. Außerdem war das Verhältnis zwischen Herrschaft und Stadt wieder einmal recht getrübt. In der allgemeinen Auflösung der Sitten und der Lockerung der Ordnung gebrach es den Städtern nicht an Möglichkeiten, den herrschaftlichen Rechten Abbruch zu tun. Andererseits versuchte auch Baron von Leyen, die städtischen Privilegien zu schmälern und seine Herrschaft in absolutistischem Sinn auszuüben. Da stritt man sich wieder einmal mehr um den Herrenwald. Im Verlauf dieses Streites erschlugen die Burkheimer den herzoglichen Jäger Hermann Ernst. Dann begann der Kampf um die Setzung des Stadtschreibers: Die Stadt wollte Hans Wilhelm Jäger eingesetzt wissen, den nachmals mehr berüchtigt als berühmten Jean Guillaume Le Chasseur; Baron von Leyen setzte einen ihm genehmen Mann ein, den die Städter samt Frau, Kindern und Möbeln aus dem Haus warfen. Andere Differenzen gab es um die Abhaltung der Gerichtstage, die Jahrmartgerechtigkeiten, Forstordnung usw. Der jahrelang sich hinziehende Streit war so heftig, daß der zur Beilegung entsandte Kammerprocurator seiner Regierung mitteilen mußte, ohne militärische Hilfe könne keine Befriedigung erreicht werden. Offenbar bilden diese Händel den Anlaß zur Sage, daß im zerstörten Schloß ein Geist mit dem Namen „Neurecht“ umgehe; die Burkheimer glaubten, mit dem Übergang der Herrschaft an Baron von Leyen sollte ein neues Recht eingeführt werden. Die letzten Differenzen zwischen Stadt und Herrschaft wurden erst nach 1740 bereinigt, nachdem die Pfandschaft auf die Fahnenberger übergegangen war.

Kriegsnöte und Prozesse brachten weder der Stadt noch der Herrschaft Nutzen, beide waren hoch verschuldet. Zahllos sind die Forderungen und Mahnungen der Gläubiger

der Pfandherrschaft, aber auch die Stadt benötigte Gelder für den Wiederaufbau der öffentlichen Gebäude, Straßen und Versorgungseinrichtungen. Sie verkaufte Liegenschaften, um zu Geld zu kommen. Zum Glück besaß sie in Amtsbürgermeister Nikolaus Kieninger und Bürgermeister Johann Georg Stocker weitblickende Männer, die umsichtig ans Werk gingen. Das Rathaus aus dem Jahre 1604 wurde 1712—1724 wieder aufgebaut, dazu aufgestockt, das jetzige Stadttor erstand von neuem, die Straßen wurden nach 1720 wieder gepflastert, die Wasserleitung vom Scherrersbrunnen her erneuert, und nach 1740 wurde auch die Kirche renoviert und dabei der Mode entsprechend barockisiert. Das Zunftleben wurde wieder gepflegt, die Einwohnerzahl stieg, und Burkheim schien einer neuen Blütezeit entgegenzugehen. Der Aufschwung war jedoch nur von kurzer Dauer. Die umliegenden Orte, vor allem das größere Rotweil, wollten sich der städtischen Überordnung nicht länger beugen. Zunächst versuchten die Handwerker aus den Orten des Talgangs, vom Zwang, der Burkheimer Zunft angehören zu müssen, frei zu werden und sich in örtlichen Zünften zu vereinigen. Dieses Vorhaben wurde durch eine Ermahnung der Kaiserin Maria Theresia noch einmal abgewiesen. Dann gab die arm gewordene Stadt selbst einige Privilegien auf, die nicht mehr zu halten waren, und letztlich trugen auch äußere Veränderungen zum raschen Schwinden des Ansehens bei.

Die Kriege im Gefolge der Französischen Revolution zeitigten nachhaltige Folgen. Die Schäden, die das Städtchen allein 1796 durch Kontributionen erlitten hatte, berechnete Bürgermeister Franz Sebastian Sichler auf über 4200 Gulden. Aber folgenschwerer als die Kriegsschäden waren die Gebietsveränderungen durch Napoleon. Nachdem Stadt und Herrschaft von 1797 bis 1803 an den Herzog von Modena vergeben, dann wieder an Österreich zurückgefallen waren, ging durch den Preßburger Frieden die Lehens-

herrlichkeit auf den Großherzog von Baden über. Burkheim verlor dadurch seine Stellung, als „Hauptort“ gewissermaßen Zentrale einer Herrschaft gewesen zu sein. Durch seine Zuteilung zum Amt Breisach des Oberrheinkreises ging die Stadt der bis dahin bestehenden Ämter verlustig. Auch der Rheinübergang verlor an Bedeutung. Die Fähre wurde zwar noch bis 1820 betrieben; sie diente jedoch mehr der Abfuhr des Holzes aus den linksrheinischen Waldungen denn dem Warenaustausch mit dem benachbarten Elsaß.

Die Regulierung des Rheins nach den Plänen Tullas, die hier zwischen 1840 und 1850 durchgeführt wurde, war auch nicht ohne Bedeutung für das Städtchen. Bislang versumpft, regelmäßig vom Hochwasser überflutete Gemarkungsteile konnten trockengelegt und der landwirtschaftlichen Nutzung zugeführt werden. Die Korrektion führte jedoch zur Austrocknung weiter Altrheinarme, damit zum Rückgang der Fischbestände, und damit ging eine Erwerbsquelle verloren, die ehemals von großer Bedeutung gewesen war.

Acker- und Weinbau bildeten nun mehr als vorher die Haupterwerbsquelle, doch war die Nutzfläche recht beschränkt. Viele Einwohner mußten sich schon im vorigen Jahrhundert ihr Brot beim Rheinbau oder in den Steinbrüchen verdienen, doch reichten auch diese Arbeitsmöglichkeiten nicht für alle aus. Eine große Zahl von Burkheimern wanderte aus. Vier bedeutende Auswanderungsschnitte lassen sich erkennen: um 1840 war Algerien, das inzwischen französisches Mandatsgebiet geworden war, das Ziel der Ausiedler, nach 1850, um 1900 und nach dem Ersten Weltkrieg zog es viele nach Amerika.

Die später sich ausbreitende Industrie ließ Burkheim unberührt. Das Städtchen blieb wegen seiner abseitigen Lage eine Insel ohne Schornsteine, und auch der Bau der Kaiserstuhlbahn um die Jahrhundertwende änderte an diesem Zustand nichts. Verbessert wurde lediglich die Absatzmöglichkeit für Feld-

früchte, Obst und Wein, aber die durch den Bahnbau erhoffte wirtschaftliche Gesundung blieb aus.

Alle diese Faktoren trugen zur Verarmung des Städtchens und seiner Einwohner bei.

Eine Wende trat erst in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts ein. Der bereits 1943 begonnene Neuaufbau der Rebfläche mit Flurbereinigung und die Umstellung auf reblausfreie Pfropfreben förderten in Verbindung mit einer aufstrebenden Genossenschaft den Weinbau in ungeahntem Ausmaß. Zwar verfügen von den 163 vorhandenen landwirtschaftlichen Betrieben noch 104 über eine Anbaufläche unter 2 Hektar und 52 Betriebe nur zwischen 2 und 5 Hektar, doch ist auch für diese Kleinbetriebe, deren Besitzer in den Fabriken von Breisach, Eendingen oder Freiburg ihren Lebensunterhalt verdienen, der Weinbau eine zusätzliche Erwerbsquelle. In den letzten Jahren wurde eine Fläche von über 40 Hektar zu einer Obstanlage mit Sauerkirschen, Zwetschgen und Äpfeln umgewandelt, die nun in den Ertrag kommt und die Einkommenslage der Landwirte weiter verbessern wird. Weiter werden seit einiger Zeit Delikateßgurken im Vertrag mit einer namhaften Firma gepflanzt, ein ebenfalls lohnendes Geschäft. So zeigen unsere Landwirte, daß sie auch aus kleinen Flächen einen angemessenen Nutzen ziehen können.

Mit der wirtschaftlichen Gesundung der Einwohner hält die Gesundung der Ge-

meinde Schritt. Der tatkräftigen Gemeindeverwaltung ist die Ansiedlung eines Kieswerkes zu danken, das den anstehenden Moränenschutt aus den Alpen zu Edelsplitten verarbeitet. Die Lage des Betriebes unmittelbar am Rhein ermöglicht die Verladung in Schiffe, die die Erzeugnisse vor allem nach Belgien und den Niederlanden transportieren. Gestützt auf die Einnahmen aus diesem Betrieb, kann die Gemeinde sich heute an Unternehmen wagen, die vor 15 Jahren noch Wunschträume sein mußten. Außerhalb der Altstadt, deren Aussehen es zu erhalten und zu verbessern gilt, entstand eine neue Siedlung, und ein zweites neues Wohngebiet wird derzeit erschlossen. So nimmt auch die Einwohnerzahl wieder langsam, doch stetig zu.

Das an sehenswerten Altertümlichkeiten reiche Städtchen wird in den letzten Jahren zunehmend auch von Gästen aufgesucht, denen es hier stets gut gefällt. Dabei handelt es sich nicht nur um Sonntagsbesucher oder Durchreisende, sondern in steigendem Maße um echte Feriengäste, die selbst im heißen Sommer hier ihren Urlaub verbringen.

Zähigkeit und der arbeitsame Bürgersinn seiner Bewohner hielten das kleine Städtchen 1200 Jahre hindurch lebendig. Heute packt es optimistisch die Aufgaben der Zukunft an. Hier, wo sich Vergangenheit und Modernität zu einer beglückenden Gegenwart vereinigen, liegt in der lebendig gebliebenen Tradition die sicherste Gewähr für eine glücklich gestaltete Zukunft.

Burgen am Kaiserstuhl

Von Albert Hiß, Offenburg

Das Ufer des Rheins an der Westseite des Kaiserstuhls ist eine echte Burgenlandschaft. Während sonst am Lauf des Flusses vom Isteiner Klotz bis hinunter zur Landskron bei Oppenheim kaum Berge oder Burgen an den Strom herantreten, standen und stehen zum Teil heute noch an der nur 13 Kilometer langen Strecke von Breisach bis zum Limberg sieben Burganlagen.

Deren stolzeste und mächtigste war die von den Zähringern erbaute, dann vom Reich übernommene *Burg Breisach* am Nordrand des die Stadt tragenden Felsrückens, dem auf der Südseite der *Eckartsberg*, auf der Nordseite der *Uesenberg* vorgelagert waren.

Wie diese drei Burgen ist auch die *Burg Höbingen* so gut wie ganz verschwunden. Sie lag etwas landeinwärts, die Ebene bis Breisach beherrschend, auf dem südwestlichen Eckpfeiler des Kaiserstuhls, dem Achkarrer Schloßberg.

Wieder dicht über dem Strom, wie einst die drei Breisacher Burganlagen, standen auf den Ausläufern des Kaiserstuhls die *Burgen Burkheim, Sponeck und Limburg*, deren Ruinen erhalten sind. Freilich hat die Tulla'sche Rheinregulierung den Stromlauf westlich gedrängt, so daß Burkheim und Sponeck nur noch über teilweise schon verlandeten Altrheinarmen emporragen.

So bedeutend dieser Burgenkranz des Kaiserstuhls gegen den Rhein hin ist, so bescheiden nehmen sich dagegen die übrigen — in ihrer Anlage meist kleinen — Burgen im weiteren Kaiserstuhlgebiet aus.

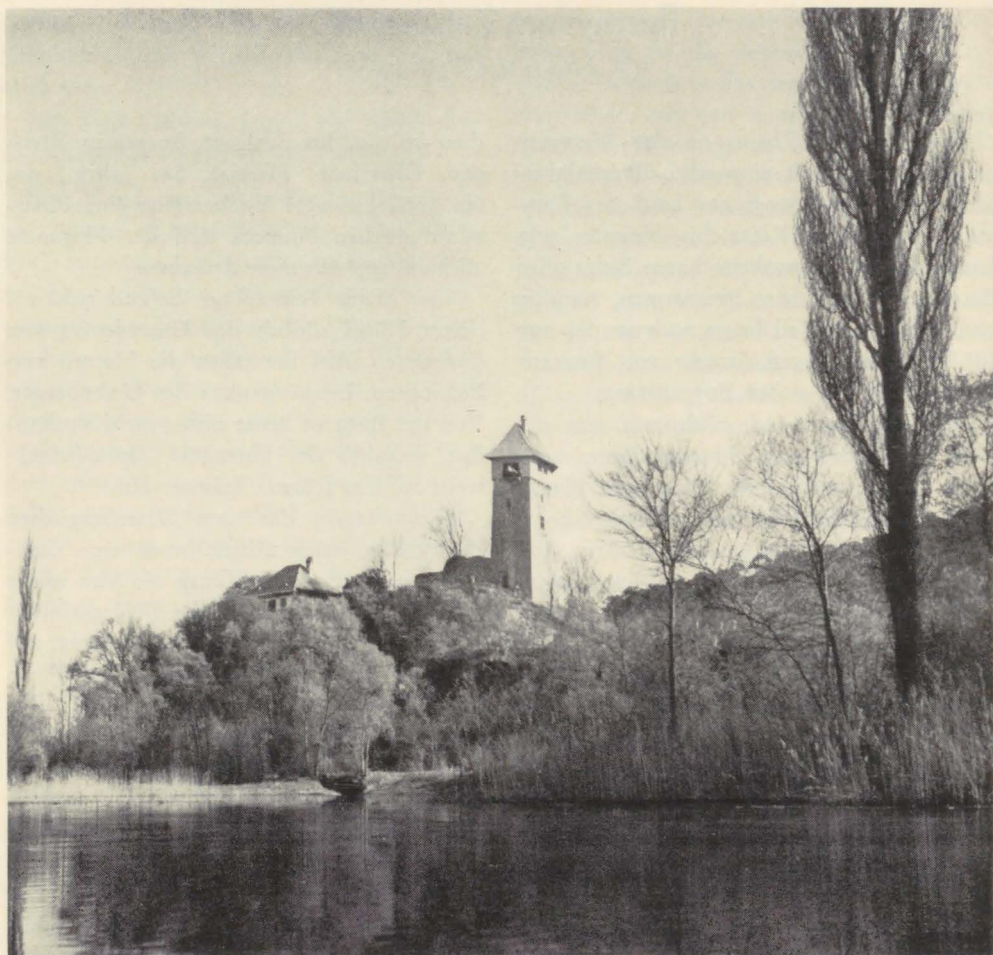
Im Herzen des Gebirges, bei dem geologisch interessanten Badberg, liegt *Vogtsburg* an der Straße, die aus dem Breisgau über den Vogelsangpaß quer durch den Kaiserstuhl zum Rhein führt. Hier stand wahrscheinlich auch eine Burg, wenigstens spre-

chen (so u. a. Jos. Schlippe, *Burgen im Breisgau, Oberrhein. Heimat*, 28. Jahrg.) das um 1300 bezeugte Vorkommen eines Ortsadels gleichen Namens und der Flurname „Schloßberg“ für diese Annahme.

Eine kleine Burganlage befand sich auf einem Hügel südlich des Unterdorfes von *Eichstetten*. Auf ihr saßen die Herren von Eichstetten, Lehensmannen der Uesenberger. Von der Burg ist heute nichts mehr vorhanden, lediglich der Flurname „Burg-(berg)“ weist auf ihre frühere Existenz hin.

Bischoffingen, das zum Uesenbergischen Herrschaftsbereich zählte, besaß eine ziemlich unbedeutende Dorfburg als Sitz seines Ortsadels. Am Nordrand des Gebirges oberhalb Endingen stand die *Burg Koliberg*, auf der die Ritter Koler von Endingen als Schirmvögte der Güter des Stiftes Waldkirch saßen. Im Juli 1321 wurde die Burg von den Herren von Uesenberg und den Bürgern von Endingen erstürmt und zerstört und danach nie wieder aufgebaut. Heute ist von ihr nur noch ein formloser Mauerklumpen übrig.

Auch die Nordostecke des Kaiserstuhls, der *Michaelsberg über Riegel*, trug einst eine Burg, die zusammen mit der Lichteneck gegenüber die Riegeler Pforte, den Eingang zur Freiburger Bucht, sperrte. Ein Enkel des letzten Käufers der Burg, des Johann Malterer, ließ die stark mitgenommene Bergfeste abbrechen und baute statt ihrer am Ostrand von Riegel bei der damals sich hier in mehrere Arme teilenden Elz eine *Wasserburg*, einen rechtwinkligen „Zwingelhof“, der dreiseitig umbaut war und gotische Treppengiebel aufwies. Von der völlig umgestalteten Wasserburg hat sich ein Bauteil in barockem Gewand erhalten, während die mittelalterliche Burg, von deren Stelle aus heute die St. Michaelskapelle weit ins Land



Burg Sponeck

Aufnahme: H. Kleiber

hinausschaut, bis auf ein paar Mauerzüge und den Burggraben verschwunden ist.

Spurlos verschwunden sind auch das im 15. Jahrhundert dem Geschlecht der Schnew-

lin gehörende *Wasserschloß Kranzenau* bei Bötzingen, das im Januar 1675 von den Franzosen niedergebrannt wurde, und die *Wasserburg bei Wasenweiler*.

Von Württembergs Burgfeste zum romantischen Malerturm

Burg Sponeck — Rheinübergang nach Reichenweier, Horburg und Mömpelgard

Von Gernot Umminger, Freiburg

Zwei Landesherrschaften trugen seit dem elften Jahrhundert wesentlich die politischen Geschehnisse im oberrheinischen Raum: Zähringer und Staufer. Herzog Berthold II. erbaute auf dem Bergvorsprung über dem Austritt der Dreisam in die Freiburger Bucht an weithin sichtbarer und beherrschender Stelle 1091 die Burg Zähringen — wohl nicht zuletzt zum Schutz von Silberabbaustätten am Schwarzwaldrand, bezeugt uns doch eine Urkunde von Kaiser Konrad II. aus dem Jahre 1028 als erste Quelle die Übertragung von Bergwerken im Breisgau an das Bistum Basel — und weiterhin erreichten die Zähringer ein eigenes Herzogtum, das die Schwarzwaldbarriere überwand, die Landschaften westlich und östlich davon sowie nördlich und südlich des Hochrheins verklammerte, aber auch die Staufer hinderte, ihren ganzen Hausmachtbesitz zu einem großen Block zusammenzuschließen. Die Staufer waren Herzöge von Schwaben und hatten außerdem im Elsaß erheblichen Besitz, der zusammen mit dem Reichsgut — das Herzogtum Schwaben bildete in der Stauferzeit den geographischen Mittelpunkt der kaiserlichen Macht — eine bemerkenswerte Machtgrundlage bildete. Eine Kette von Burgen schirmte das staufische Hausmachtgebiet ab — schon über den Enkel Friedrichs von Büren, den Herzog Friedrich, Vater Barbarossas, sagte ja ein geflügeltes Wort seiner Zeit in den „Gesta Friderici“, im 1. Buch, Kapitel 12, von Otto von Freising, dem bedeutendsten Geschichtsschreiber jener Tage, geprägt, „er schleife am Steigbügel seines Pferdes immer eine Burg nach sich“ — doch war der staufische Gesamtbesitz insgesamt ungünstig verteilt; er bestand aus mehreren landschaftlich getrennten Räumen, die untereinander keine Verbindung hatten. Alle Versuche des staufischen

Fürstenhauses, solche Zusammenschlüsse gegen Burgund oder über Breisach aus dem Elsaß nach den schwäbischen staufischen Stammländern herzustellen, scheiterten. Wohl schienen die Staufer die ersten Landesherren zu sein zur Errichtung eines elsässischen Territorialstaates, denn sie hatten dort in dem Erbe der Mutter Friedrichs von Büren, Hildegard, eine starke Machtgrundlage, die zu einem flächenmäßig blockhaft umfassenden Hausmachtgebiet erweitert werden konnte, aber dieses staufische Territorium im Elsaß war eben gerade nicht mit dem schwäbischen Stammesbesitz der Staufer verbunden. Es war daher eine große Frage, ob es den Staufern gelingen würde, die verschiedenen getrennten Landschaftsräume ihrer Besitzungen zusammenzuschließen, sie abzurunden und auszuweiten. Das staufische Haus hat in dieser Richtung zwar immer große Anstrengungen gemacht und auch besonders unter Kaiser Friedrich II. entscheidende Erfolge erzielt. So rückte das Herrschaftsgebiet des Staufertums in räumlich fast geschlossener Form bis an die Graubündner Alpenpässe heran, ja griff zeitweise bis auf CLEFEN im unteren Bergell, dem heutigen CHIAVENNA, über. Dagegen versuchte Friedrich Barbarossa nach dem Aussterben der Zähringer im Jahre 1218 vergebens in der Ortenau festen Fuß zu fassen und die altbegangene Kinzigalstraße in seine Hand zu bringen, denn dort bildete gegen Westen hin das einheitlich zusammengeschlossene Zähringer Gebiet eine mächtige Barriere. Endlich wurde um die Mitte des 13. Jahrhunderts — infolge des Aussterbens der Zähringer (1218) einerseits, des königlichen Unterganges der Staufer mit Konradin (1268) und damit des Aufhörens des schwäbischen Herzogtums andererseits — das politische Machtsystem am Oberrhein zer-

schlagen, und es begann ein Wettrennen um das Erbe der bisherigen Führungsmächte. Die wichtigsten Gegenspieler waren im Breisgau die Markgrafen von Hachberg und die Grafen von Freiburg. Seit dem Aussterben der Herzöge von Zähringen nahmen die Hachberger für sich die Grafschaft im ganzen Breisgau in Anspruch und nannten sich seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Landgrafen im Breisgau, um damit in dem herzogfreien Gebiet die Unabhängigkeit gegenüber anderen Gewalten zu betonen. Tatsächlich ist es den Hachbergern, so verhältnismäßig klein auch ihr Herrschaftsgebiet war, gelungen, sich immer freizuhalten. Allen Hindernissen, Fehlschlägen und den drei in der Folgezeit vorzüglich als neue Landesherren hervortretenden Mächten, den Bischöfen von Basel und Straßburg und den Grafen von Habsburg zum Trotz, gelang es den Grafen von Württemberg noch im 13. und verstärkt im 14. Jahrhundert, nach dem Niedergang der Staufer, sich ein geographisch fast geschlossenes Territorium zu schaffen.

Inmitten einer wahren Urlandschaft im wahrsten Sinne des Wortes liegt an einer der Stellen, wo der Kaiserstuhl von den Wellen des Rheines bespült wird, auf einem Felsen hart über einem Altrheinwasser die Burg ruine Sponeck, ehemals ein wichtiges Unterpfeiler Württembergs, denn mit dem Besitz der Burg Sponeck war das Überfahrtsrecht über den Rhein verbunden, und dadurch wurde die Verbindung mit den württembergischen linksrheinischen Besitzungen Reichenweier, Horburg und Mömpelgard gewährleistet.

Von der wohl zu Ende des 13. Jahrhunderts erbauten Burg — „uf der burg ze Spanegge“ ist uns urkundlich aus dem Jahre 1305 überliefert, „Spanegke die burgk“ finden wir 1306 und in demselben Jahr heißt es „Johans von Spanegge, hern Spenlins seligen sun“ — sind nur noch geringfügige Reste erhalten. Dennoch ist ihre Geschichte mit den Namen zahlreicher, zu beiden Seiten

des Rheins ansässiger Rittergeschlechter und Landesherren verbunden, von denen sich schließlich Württemberg am längsten diesen wichtigen Fixpunkt sichern konnte.

Als ersten Lehensträger finden wir Hildebrand Spenli von Breisach, der urkundlich als Ritter Hildebrand den Namen „von Spanecke“ führt: Spenlis Ecke = Spanegge! Es handelt sich dabei in einer Kaufurkunde des Rats der Stadt Breisach vom 26. Januar aus dem Jahre 1300 und in einer Kaufurkunde des Grafen Gottfried von Habsburg vom 21. Juli 1270 das Dorf Königsschaffhausen betreffend und die unter den Zeugen „Hiltebrant Spenli von Brisach“ nennt, zweifellos um den ein- und denselben Ritter Hildebrand Spenli. Wenn aus „Spenlis-Ecke“ der Name der Burg „Spanegge, Sponegge“ wurde, muß man sich die Lage vergegenwärtigen: auf einem ebenso eigenartigen, nach allen Seiten steil abfallenden, aus vulkanischem Ergußgestein gewordenen Bergkegel, liegt 24 Meter hoch über dem Rhein Burg Sponeck. Nur mittels einer schmalen aber tiefen Einsattelung hängt derselbe mit dem rückwärts sich anschließenden Vorberg des Haberberges zusammen, der sich gegen Burkheim hin fortsetzt und eine der schönsten Aussichten auf die elsässische Rheinseite und die Vogesen gewährt. Der Rhein hat vor seiner Regulierung durch Tulla, was wir allen Urkunden als gesichert entnehmen können — wie noch am Ende des 18. Jahrhunderts — auch schon um die Wende des 13. Jahrhunderts an dieser Bergecke einen Bogen beschrieben, wodurch die bildhafte Bezeichnung und Namensbedeutung der „Spenlis-Ecke“ zum Burgnamen „Spanegge“ zu erklären ist. Bald nach 1300 muß dieser erste Lehensträger Hildebrand Spenli gestorben sein, denn sein Sohn Johann von Spanegge tritt das Erbe an, doch scheint der Anspruch auf die Burg umstritten gewesen zu sein. Machten doch die Grafen von Hachberg Johann von Spanegge den Besitz bald streitig — die Bedeutung der Burg mit ihrer Lage



Schloß Sponeck überm Rhein

Foto: H. Schwarzweber, Freiburg

am Rhein und der damit verbundenen Beherrschung der Rheinschiffahrt wird aus dem Rechtsstreit offenbar. Die Hachberger hofften durch den Besitz der Sponeck Anteile und Gewinn an der Rheinschiffahrt zu erreichen. Johann von Spanegge, Herrn Hildebrands von Spenli Sohn, erkannte jedoch ein Lehensverhältnis zu den Grafen von Hachberg nicht an, was zur Folge hatte, daß ein Manngericht dem Johann Spenli die Burg Sponeck absprach und Markgraf Rudolf von Hachberg „Gewer“ auf die Burg erteilte. Johann Spenli aber gibt nicht auf, und so kommt die Streitsache vor das Landgericht in Schliengen. Dieses erneuert die „nützliche Gewähr“ für Markgraf Rudolf von Hachberg, und jetzt erscheint der Name Spenli, der den Burgnamen geprägt hatte, nicht mehr im Zusammenhang mit der Sponeck in den Urkunden.

Im Jahre 1333, am 8. November, wurde die Burg Sponeck verkauft. Verkäufer waren

die Erben des Ritters Werner, des Gutemans von Hattstatt, also Angehörige eines im Elsaß hochangesehenen Geschlechts, das in der Person von Conrad Wernher IV. von Hattstatt, der mit Stephanie Gräfin von Pfirt vermählt war, von 1274 bis 1280 auch einen Landvogt des Oberelsaß gestellt hat. Das Wappen dieses Geschlechts, das schon in einer Züricher Wappenrolle aufgenommen ist, stellt ein rotes Andreaskreuz dar auf gelbem Grund. Vielleicht kann das große, rote Andreaskreuz, das an der Südostfront der Burg hoch oben am Turm noch heute auf dem alten verwitterten Verputz erkennbar ist, als das Wappenzeichen der Edlen von Hattstatt, dieses damals vielverzweigten, reichen und einflußreichen elsässischen Geschlechts angesprochen werden. Klar aber werden bereits jetzt die regen Beziehungen hinüber und herüber des Rheinstromes, bedingt durch die beherrschende Lage der Burg Sponeck, sichtbar.

Graf Ulrich III. von Württemberg hatte im Jahre 1324 von Walter und Burkhard von Horburg diese elsässische Herrschaft erworben, die als Reichslehen galt, nachdem ihm schon elsässische Besitzungen durch seine Vermählung mit der Gräfin von Pfirt zugefallen waren. Diese war die Schwester des Grafen Ulrich II. von Pfirt, der mit Johanna von Mömpelgard, einer Enkelin des Pfalzgrafen Hugo von Burgund, vermählt war. In zweiter Ehe vermählte sich Johanna von Mömpelgard dann mit dem Markgrafen Rudolf Hesso von Baden. Es war sicher keine Geldnot, die im Jahre 1333 zum Verkauf der Burg Sponeck führte, wohl eher die Erbteilung, waren Markgraf Rudolf Hesso von Baden und Graf Ulrich III. von Württemberg doch Vettern, und der letztere war zugleich ein Schwager der Gemahlin seines Veters, Johanna von Mömpelgard, aus deren erster Ehe. Jedenfalls gelangte die Burg Sponeck „mit allen rechten und nützen, als sie an uns kommen ist, und wir sie bis her bracht haben an den Markgrafen Rudolf Hesso von Baden, an dessen Gemahlin Johanna von Mömpelgard und an Graf Ulrich von Württemberg für 1200 Pfund Basler pfennige“. Damit war das Haus Württemberg in die Geschichte der Sponeck eingetreten, für die es ein halbes Jahrtausend Bedeutung behielt.

Württemberg hatte an der Sponeck so großes Interesse, weil mit dem Besitz dieser Burg der „Fahr“, d. h. das Überfahrtsrecht über den Rhein verbunden war, wodurch die so wichtige Verbindung mit den linksrheinischen Besitzungen Württembergs gewährleistet und gesichert wurde. Der Rhein-Übergang bei Breisach war unter Reichsaufsicht bzw. in österreichischem Besitz, und mit Österreich hatten die Württemberger dauernd Streitigkeiten. Den Rheinübergang bei Sasbach deckte gleichfalls eine österreichische Feste: die Limburg. In diesem hochaufragenden Felsklotz, von dem sich das Volk erzählt, daß hier die Wiege Kaiser Rudolfs von

Habsburg gestanden habe — die historische Geburtsstätte Rudolfs von Habsburg müssen wir aber doch wohl in der Habsburger Stammburg im Aargau sehen — hatte Österreich die Sicherung des Sasbacher Rheinüberganges, wo das lothringische Salz als wertvolles Handelsgut über den Strom herüberkam. Von der einstigen wirtschaftlichen Bedeutung dieses alten West-Ost-Handels, vom Rhein gen Schwaben, zeugt noch treffend genug bis in unsere Tage der Zug der Freiburger Salzstraße.

Die Sponeck und die Limburg deckten jeweils einen wichtigen Rheinübergang. Die Grafen von Württemberg haben sicher nie längere Zeit auf der Burg Sponeck gelebt, sondern den Brückenkopf stets an Adlige gegeben, die Württembergs Interessen vertraten. In diesem Zusammenhang muß auch noch Burg Lichteneck über Hecklingen genannt werden. Dort, wo die Elz durch die Lücke zwischen dem Kaiserstuhl und der Vorbergzone des Schwarzwaldes hindurchfließt dem Rheinstrom zu, erhebt sich auf einem dieser Vorberge die Ruine von Burg Lichteneck. Auch diese Burg war ein wichtiger fester Platz, da er einmal die Landstraße Basel—Frankfurt und die Engstelle zwischen Kaiserstuhl und Schwarzwald völlig beherrschte und andererseits für Württemberg auf dem Wege von den Stammländern hinüber zum Rheinübergang bei der Sponeck ein weiterer militärischer Festpunkt war. Aus dem Besitz der Grafen von Freiburg — die Gräfin Klara von Freiburg hatte ihren Wohnsitz auf der Lichteneck und war seit dem Jahre 1340 mit dem Pfalzgrafen von Tübingen, Götz, verheiratet — kam diese Burg in württembergischen Besitz, und dieses Geschlecht nannte sich seit dieser Zeit nach der Lichteneck: Pfalzgrafen von Tübingen-Lichteneck.

Burg Sponeck selbst wurde im Dreißigjährigen Krieg zerstört, wiederholt von den Kaiserlichen und den Schweden besetzt und auch die Kriege Ludwigs XIV. taten ihren

Teil dazu, daß die völlig zerfallene Burg Sponeck selbst ihren bescheidensten Wert einbüßte. Als Rheinübergang für Württemberg hatte die Sponeck sowieso keine Bedeutung mehr, nachdem die württembergischen Besitzungen links und rechts des Rheins getrennt worden waren und Herzog Christoph die Sponeck zusammen mit Mömpelgard, Horburg und Reichenweier seinem Vetter, dem Grafen Georg von Württemberg, überlassen hatte. Nur der Name der Burg Sponeck erhielt im Laufe der Geschichte noch einmal Geltung. Der 25jährige Herzog Leopold Eberhard von Württemberg heiratete 1695 zur linken Hand die schöne Anna Sabina von Hedewiger. Sie, ihre Kinder und ihre Brüder wurden im Jahre 1701 zu Reichsgrafen von Sponeck erhoben. Der jüngste ihrer Brüder, Johann Rudolf von Hedewiger, Reichsgraf von Sponeck, wurde Präsident der Regierung in Mömpelgard und herzoglich württembergischer Landesoberjägermeister. Die Ehe mit Anna Sabina von Hedewiger wurde nach 19 Jahren geschieden; sie hatte die Sponeck nie bewohnt, da das Burgschloß so gut wie zerfallen war. Bedeutung besaß nur noch das landwirtschaftliche Gut mit Äckern, Feldern und Weinbergen. Nach 1781 folgten Pächter auf Pächter. Die Regierungen in Mömpelgard und in Stuttgart erlebten mit der Sponeck wenig Freude. In der Ruine hatte sich eine Schenke eingeknistet, von der ein gutbürgerlicher Bericht aus dem nahen Jechtingen meldete: „Die Sponeck ist ein Asyl der Ausschweifung und eine kaum abzulenkende Quelle der Sittenverderbnis für das benachbarte Landvolk.“ Endlich überantwortete im Jahre 1806 ein Austauschvertrag zwischen dem frisch aus der Taufe gehobenen Königreich Württemberg und dem Großherzogtum Baden Schloßgut und Herrschaft Sponeck der Regierung in Karlsruhe.

Heute wächst auch bei der Sponeck auf vulkanischem Tuffgestein ein begehrter Tropfen. Denn eine neue, gute Zeit brach für

die ehemalige wichtige Besitzung Württembergs am Kaiserstuhl erst dann an, als der Kunstmaler Hans Adolf Bühler für 25 000 Mark 1917 das Sponecker Gut aufkaufte, um hier im wiederhergerichteten Bergfried eine hochgelegene Werkstatt seiner Kunst einzurichten. Der unvergleichliche Reiz der Stromlandschaft und die herrliche Lage der Burg auf dem steil abfallenden Bergvorsprung über dem Rhein hatten den Künstler in ihren Bann gezogen und zur Darstellung begeistert. Hans Adolf Bühler blieb es vorbehalten, die Burg 1930 neu auf- und auszubauen und den Sitz stolzer Herrengeschlechter nach schmachvollem Zerfall wiederum einer neuen schönen Bestimmung zuzuführen. In seinem einmaligen Atelier, eben diesem wunderbaren Malerturm in Idee und Gestaltung, schuf Bühler großartige Bilder dieser einmaligen Stromlandschaft des Oberrheins, die ein Strom-, Hügel- und Burgenland zugleich ist. Es entstanden Bilder, die auf Ausstellungen auch außerhalb Deutschlands Anerkennung fanden. Werke wie „Sponeckschiff“ und der Zyklus „Nachtigallenlied“ sind aus dem Kunstschaffen unserer oberrheinischen Heimat nicht mehr wegzudenken. Der Blick ins Weite ist von der Sponeck ebenso überwältigend wie die Schau in die Urweltlichkeit der Altrheinwälder, diesem wahren Wunderland und Paradies seltener Pflanzen und Tiere. Wer nur einmal die märchenhafte Stimmung um dieses Traumland in der Urlandschaft verschlungener Sträucher, Waldreben und wildem Efeu erlebte, versteht, warum ein Künstler von der Art Hans Adolf Bühlers sich gerade hier niederließ. Doch brachte dann der Zweite Weltkrieg erneut über die Sponeck Leid. Die mit viel Liebe und Hingabe unter Hans Adolf Bühlers Leitung wiederaufgebaute Burg Sponeck und die zu ihr gehörenden Gebäude, darunter eine Wanderereinknechtstätte, wurde fast völlig zerstört. Doch so wie die Bäume rings um Burg Sponeck die Kriegswunden ausgeheilt haben und Hans Adolf Bühler hier an einem stillen

eingefriedeten Baumbestand seine letzte Ruhestätte fand, erhebt sich heute wieder der Bergfried der Burg Sponeck, in dem Hans Adolf Bühler sein unvergleichliches Atelier hatte, und schaut hinüber über den Strom, der als Bindeglied zwischen hüben und drüben im neuen Europa seine trennende Funktion eingebüßt hat, so wie er jahrhundertlang Rheinübergang für das Haus Württemberg gen Reichenweier, Horburg und Mömpelgard war.

Literaturübersicht:

J. Naecher und H. Maurer, Die Alt-Badischen Burgen und Schlösser des Breisgaues. Beiträge zur Landeskunde, Emmendingen 1896.

F. Haug, Die ehemals württembergische Burg Sponeck am Rhein, Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften, 37. Bd., Freiburg i. Br., 1923, S. 91—108.

H. E. Busse und H. Brenzinger, Sponeck, Privatdruck Weihnachten 1938.

A. Kohler, Die Burgen des mittelalterlichen Breisgaus. Quellennachrichten über Entstehung, Besitzverhältnisse, militärische und wirtschaftliche Bedeutung der Breisgauer Burgen, Dissertation Freiburg i. Br. 1940.

A. Baumhauer, Mömpelgard = Montbéliard. Württembergs Besitz in der Burgundischen Pforte, Badische Heimat, 41. Jg., 1961, S. 287—298.

S Egleisli

*An sunnige Rainli
sibsch kralligi Beinli
vum langschwänzige Tiarli;
s isch wusilig, ziarli.*

*Smaragdgriani Schippli,
mänk hundert, un s Schnippli
ganz spitzig
un flitzig
tuats aigle un zingle,
sich strecke un ringle,
gschnell riber un duri sich schlängle un winde,
wenn s Gfohr merket verschwinde.*

*Bal lit s wider fridlig,
so gsprattlig un nidlig
in briatiger Sunne,
tuat d Wärmi sich gunne.*

*As Kind ha mi gfrait,
ha n em Egleisli gsait —
un jetz, mit de Jobre,
isch s e Eidechsli wore.*

Karl Kurrus

Kaiserstühler in Tovar

Sprachinsel in Venezuela wird überflutet

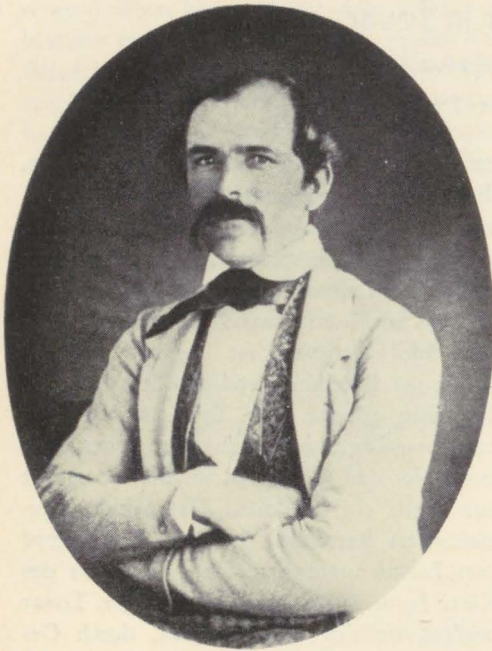
Von Karl Kurrus, Freiburg

Fast 130 Jahre sind vergangen, seit Auswanderer aus Gemeinden des Kaiserstuhls und des Breisgaus in Venezuela eine neue Heimat mit besseren Lebensbedingungen zu finden hofften, als dies in den damals sehr notleidenden badischen Landen der Fall war. Für den italienischen Kartographen Codazzi war der in Endingen geborene und in Paris tätige Kupferstecher Alexander Benitz für ein großes Kartenwerk über Venezuela tätig. Aus dieser Bekanntschaft wurde ein gemeinsames Wirken zum Gewinnen von Interessenten für eine Neuansiedlung im Küstengebiet des südamerikanischen Landes, dessen Boden fruchtbar und dessen Klima als günstig gepriesen wurde. Die Situation, in der sich Menschen unserer Heimat damals befanden, können wir nach dem Bericht des Bezirksamtes Kenzingen vom 31. Oktober 1842 in etwa ahnen. Dort heißt es u. a.: „So möchte es wohl nur erwünscht sein, wenn eine Anzahl von Familien, welche im Hinblick auf ihre Vermögensverhältnisse dem bisherigen Vaterlande weiter nichts entziehen, als ihre gesunden Arme, die wir hier so leicht entbehren können, die aber ihnen unter fremdem Himmel vielleicht eine glückliche Zukunft zusichern.“

Am 16. Dezember 1842 wurde im Hotel Pfauen in Endingen ein Vertrag über die Ansiedlung abgeschlossen, worauf 392 Männer, Frauen und Kinder die beschwerliche Fahrt antraten. Es kamen u. a. 55 aus Ettenheim, 52 aus Herbolzheim, 41 aus Wasenweiler, 32 aus Wyhl, 31 aus Forchheim, 26 aus Münchweiler, 18 aus Endingen, 14 aus Ihringen und 10 aus Jechtingen.

Die Überfahrt an Bord des Segelschiffes Clementi von Le Havre aus wurde schon zum Auftakt für das „Klagelied“, das lange nicht bei den Siedlern von Tovar verstum-

men sollte. Unter den Auswanderern waren die Pocken ausgebrochen. Arzneien und Proviant wurden knapp. Im Hafen La Guaira wurden die Angekommenen unter Quarantäne gestellt, was eine 40tägige Absonderung wegen der Seuche und damit ein Verbleiben auf dem Schiff bedeutet hat. Bis zur Ankunft waren der Krankheit und den Strapazen 16 Menschen erlegen. Die Toten wurden der See übergeben. Aber auch neues Leben kam trotz Not und Gebrechen bei der Überfahrt zur Welt, ein Mädchen. Die Schicksalsgemeinschaft hatte bei Ankunft den Kampf ums Leben anzutreten. Den Weg von der Küste landeinwärts bis zum heutigen Tovar mußten sie sich selbst bahnen, durch Gestrüpp und Wälder zwischen Bergen bis 2000 Meter Höhe. Anstelle der versprochenen Wohnhäuser fanden die erschöpften und enttäuschten Menschen zwei Baracken, wovon nun eine den Frauen und Kindern, die andere den Männern notdürftig zur Unterkunft diene. Martin Tovar, nach dem die Siedlung benannt ist, war 1772 in Caracas geboren. Er hat die geographischen Arbeiten von Codazzi unterstützt und in diesem Gebiet begonnen, eine planvolle Ansiedlung zu organisieren. Die aus dem fernen Baden gekommenen Siedler achteten ihn sehr und waren ihm zugetan. Aber schon nach acht Monaten starb, zum Leid und Schaden der Kolonisten, ihr Oberhaupt Tovar. Dazu kam, daß die ersten Anpflanzungen, mit den Pflanzenkulturen ihrer alten Heimat begonnen, den Einwanderern nur Mißerfolge brachten. Eine bescheidene wirtschaftliche Grundlage brachte erst der Kaffeeanbau um 1870. Erschwerend für alles zum Leben Notwendige war von der Einwanderung an, daß von der 60 Kilometer entfernten Hauptstadt Venezuela nur ein Saumpfad nach



Alexander Benitz (1813—1885)

Tovar führte. Der Transport von Baumaterial und Geräten sowie der Austausch von Gütern war dadurch fast unmöglich. Tovar war von der übrigen Welt so gut wie abgeschnitten, und die Menschen lebten tatsächlich über hundert Jahre lang wie auf einer Insel.

Dieser Umstand hatte zur Folge, daß von Generation zu Generation das familiäre und kulturelle Leben ohne fremden Einfluß blieb. Am auffälligsten kommt dies in der rein erhaltenen Kaiserstühler Mundart zum Ausdruck. In Tovar wird jetzt noch das „Lange-Weg, Kriz-Weg“ zum Trost des Kindes auf das Händchen gezeichnet, es heißt noch „Alti Gwohnete“ und nicht alte Bräuche, und „s Großili“ sowie „dr Pfulge“ haben noch ihre Gültigkeit. Die Tovareaner unserer Zeit, in der eineinhalb Tage ausreichen, um vom Badischen aus hinüber zu ihnen zu fliegen, haben noch die von Generation zu Generation weitergegebene Spra-

che bewahrt. Ihr Wortschatz ist noch so, wie damals, als die Gründer Tovars auf einer beschwerlichen Überfahrt mit dem Segelschiff Wochen brauchten und dann noch, unter Aufbietung der letzten Kräfte, den Weg durch Busch und Wald sich selber freihauen mußten. Ihre lange Abgeschlossenheit vom Leben der Welt hat eine Zeit-Brücke gebaut, die über 125 Jahre die Insel der heimischen Sprache geschützt hat.

Unsere Landsleute in Tovar haben sich mit Zähigkeit und unter größten Opfern schon 1843 eine Kirche gebaut. In ihr ist heute noch die aus Emdingen mitgebrachte Heiligenfigur des Martinus, nach dem das Gotteshaus benannt ist. In den ersten Jahrzehnten hatten sie auch ab und zu einen Seelsorger. Aber 40 Jahre lang hatten sie keinen Lehrer. Die Seelsorge der etwa 80 Prozent Katholiken und 20 Prozent Protestanten von Tovar wird nur durch gelegentliche Anwesenheit von Ordenspriestern ausgeübt.

In der „Badischen Heimat“, 1951, Heft 2, hat zuletzt Eugen Fischer von unseren Landsleuten in Tovar berichtet. In den vergangenen zwanzig Jahren hat sich aber vieles geändert.

Zwischenzeitlich ist die Welt, wie man sagt, kleiner geworden. Einige Besuche hinüber und herüber, sowohl wissenschaftlicher wie privater Art, haben neue Kenntnisse über Tovar gebracht. Besonders ist es einer ausgezeichneten Arbeit über Geschichte und Kultur einer alemannischen Siedlung in Venezuela von Dr. Conrad Koch zu verdanken, daß von der Vorgeschichte der Auswanderung über die Zeit der Gründerjahre bis zu den Tovareanern der Gegenwart Nachweise und Dokumente, aber auch vortreffliche Schilderungen des sozialen, kulturellen und allgemein menschlichen Lebens und Erlebens mit gültiger Aussage vorliegen. („La Colonia Tovar“; Verlag Internationales Kulturinstitut — Sekretariat Schweiz, CH 4153 Reinach, Aufstr. 8 B).



Tovar 1964

Foto C. Koch

Professor Dr. Johannes Künzig hatte sich schon 1962 bemüht, stärkere Bande mit Tovar zu knüpfen und der Sprachinsel des „Kaiserstühlerischen“ Hilfen mannigfacher Art zu übermitteln. Sechs Jahre danach hat sich eine junge Kaiserstühlerin, deren Wiege in Forchheim stand, mit einem in Tovar beheimateten, von Auswanderern aus Wyhl stammenden jungen Mann verheiratet und bewohnt nunmehr mit ihm das drüben selbst gebaute Haus. Dabei können wir an eine sinnvolle Handwerkerbezeichnung denken, wie sie in Tovar noch auf „alemannisch“ üblich ist. Den Bauhandwerker, der in der Regel drüben alle einschlägigen Arbeiten von Maurer, Zimmermann, Schreiner, Schlosser, Installateur usw. in einer Person zu bewältigen hat, nennen sie allumfassend „Boier“. In einem Brief, den der Verfasser 1969 aus Tovar von Dr. Koch bekam, steht ein besonders bemerkenswerter Abschnitt: „Man

ist ganz erstaunt, wenn man die Initiative der so lange isoliert gewesenen Tovareaner kennenlernt. So habe ich einen Analphabeten getroffen, der sich nach einem vorhandenen Muster ein Harmonium gebaut und die Zungen für die Stimmen in unendlicher Kleinarbeit aus Eisensägeblättern zurechtgeschliffen hat. Sein erstes Lied, das er darauf gespielt hat: ‚Großer Gott wir loben dich!‘ Erstaunlich und ergreifend.“ —

Das Ereignis mit den gravierendsten Folgen war aber der Bau einer guten Autostraße, die seit 1963 Tovar mit der Hauptstadt Caracas und damit die zuvor fast isolierten Tovarer mit der modernen Welt verbindet. Die bislang sehr bescheidenen Einkünfte können durch Arbeit in nicht zu fernem wirtschaftlichen Unternehmen und in Tovar durch den dort bereits angelaufenen Fremdenverkehr wesentlich verbessert werden. Es gibt auch schon einen Prospekt, in

dem die leicht gebauten Fachwerkhäuser inmitten grüner Felder stehen und wo die Bezeichnungen „Hotel Kaiserstuhl“, „Hotel Schwarzwald“ und „Hotel drei Tannen“ zu lesen sind. Inzwischen sind das „Hotel Freiburg“ und ein „Cafe Muhstall“ dazu gekommen. Eine Singgruppe, angetan mit schwarzen Miedern, weißen Röcken und Rüschen und mit dem Schwarzwälder Bollenhut, bestreitet einen Teil des geselligen Lebens. Neuerdings ist sogar ein Heimatmuseum eingerichtet worden.

Für das liebenswerte Tovar und seine Menschen bringt die neue Zeit zweierlei. Einmal den Kontakt mit der wirtschaftlich besser fundierten Welt, aber auch mit der kulturell anders gearteten Welt. Beides wird weiter vorangehen, Schritt um Schritt. Die bislang lebendig gebliebene Sprache der Ein-

wanderer, die neben dem Spanischen solange standgehalten hat, wird durch den geschäftigen Betrieb der Fremdenverkehrs-Sensation in Tovar überflutet werden. Man wird die wirtschaftliche Verbesserung begrüßen, aber außerstande sein, der überkommenen Sprache aus der alten Heimat eine Art Denkmalschutz angedeihen zu lassen. Um so mehr ist es nötig, daß sich, durch eine weiter um sich greifende Verbindung zwischen den Menschen hüben und drüben, die den Auswanderern von 1842 nachgefolgten Generationen der Verbundenheit mit dem Land der Väter erfreuen können. Statt einer Safari nach Afrika wäre eine Reise nach Tovar zu empfehlen, wo es nach interessanten Tagen bei freundlichen Menschen unseres Schlages zum Abschied heißen würde: „Adje! S isch schen gsi. Kumme guat heime un vergesse n is nit!“

Im Frühjahr 1971 besuchte Bundespräsident Heinemann Venezuela. Bei einem Empfang in der Hauptstadt Caracas war eine Gruppe von der Colonie Tovar unter den 2000 Ehrengästen. Mit ihren an die alte Heimat erinnernden Trachten haben die Tovareaner großes Interesse geweckt. Der Bundespräsident begrüßte die Nachfahren badischer Landsleute und durfte einen Film über Tovar als Geschenk in Empfang nehmen. Er brachte als Präsent „Kaiserstühler Wein“ mit, wovon die persönlich übergebene Flasche sogleich einen Ehrenplatz im „Heimatmuseum Tovar“ gefunden hat. Das könnte neben der dankenswerten und herzlich gehaltenen Geste unseres Staatsoberhauptes für die Freunde in Tovar vielleicht der Anfang für eine besondere Bereicherung der Getränkearten in den Hotels von Tovar sein.



Eichstetten. Frühling am Kaiserstuhl (im Hintergrund letzter Schnee am Kandel)

Foto: Walter Hiss, Eichstetten

Aus der Geschichte des Dorfes Eichstetten am Kaiserstuhl

Zugleich ein Stück Familiendchronik

Von Albert Hiß, Offenburg

Am Ostrand des Kaiserstuhls liegt, von Rebbergen umgeben, weit hingestreckt an den Hängen des Vulkangebirges, das Dorf Eichstetten, die Heimat meiner Ahnen. Sehr alt ist der Ort, und fast ebenso alt sind viele seiner Geschlechter.

Im Jahr 1052 taucht der Name Eichstetten bereits auf. In einer Urkunde über Lehenherrlichkeit von 1248 heißt es in lateinischer Sprache:

Ego Hermannus et Rudolfus Frater meus Marchiones de Baden, notum facimus universis, quod nos feodum in Eistat, quod habebant a nobis R. et B.

fratres de Usenberg, Hessoni filio domini B. de Usenberc defuncti, concedimus et transmittimus jure feudali possidendum. Datum etc.

Das heißt zu deutsch:

Ich Hermann und mein Bruder Rudolf, Markgrafen von Baden, tun kund allen, daß wir das Lehen zu Eichstetten, das die Brüder R. und B. von Usenberg von uns hatten, dem Sohn Hesso des verstorbenen Herrn B. von Usenberg einräumen und als Lehenbesitz überlassen. Gegeben usw.



Karl Albert Hiss, Sohn des Georg Friedrich Hiss und der Maria Katharina Bär

* *Eichstetten*, 3. 11. 1847 † *Eichstetten*, 5. 3. 1916
 ∞ *Eichstetten* 2. 5. 1878 (2. Ehe) mit *Karoline Danzeisen*

Nicht ganz vierzig Jahre danach, 1284, verkaufen zwei Brüder, Herren von Üsenberg, ihren Hof zu Eichstetten:

Wir Hesse und Rudolf herren von Üsenberg han Hug, hern Johannes Biterolfen sun, ein burger ze Friburg, gegeben ze koufende umbe sechzig marche silbers, des geweges von Friburg unsern hof ze Eistat.

So führt uns die Chronik zurück in des Dorfes älteste Zeit, in die Jahre, da in Deutschland Friedrich Barbarossas, des „Rotbarts“, Nachkommen herrschten. Damals zog Friedrich II. gegen die Ungläubigen, gegen Türken und Sarazenen, damals endete fern in Italien Konradin, der letzte Hohestaufe, auf dem Schafott.

In diesen Zeiten und schon früher gehörte Eichstetten dem Geschlecht der freien Herren von Eichstetten-Üsenberg. Ihr Ahnherr war Hesso I., der im Dorf eine Kirche baute, die im Jahr 1052 geweiht wurde. Nach dem Tod seines Bruders Lambert errichtete Hesso noch eine Kapelle zu Ehren des heiligen Nikolaus, in der er später auch neben seinem Bruder beigesetzt wurde. Dieser Hesso, der in einer Urkunde des Kaisers Heinrich IV. als „religiosus vir nomine Hesso“ (als „frommer Mann namens Hesso“) angeführt wird, wohnte wie sein Sohn Hesso II. in Eichstetten. Erst nach der Erwerbung des Schlosses Üsenberg als Lehen vom Bistum Basel siedelte er dahin über und nannte sich „von Üsenberg“. Dies geschah zwischen 1103 und 1114.

Neben den freien Herren von Üsenberg gab es noch ein anderes Geschlecht freier Herren, das ebenfalls in Eichstetten wohnte und dem die „Burg“ (heute noch als Flurname erhalten) daselbst gehörte. Diese Burg, die man sich als einen kleinen und sicher nicht allzu wohnlichen Bau vorstellen muß, stand auf einem Hügel im unteren Teil des Dorfes und ist heute völlig verschwunden.

Mit Burkhardt starb das Geschlecht derer von Üsenberg aus. Draußen im Reich war Wenzel, der Sohn Karls IV., von den Kurfürsten zum deutschen König erwählt worden. Während seiner Regierung war der Südwesten Schauplatz ununterbrochener Kämpfe zwischen Landesfürsten, Rittern und Städten. Das Schießpulver war erfunden worden und hatte die ersten Proben seiner verheerenden Wirkung bereits bestanden.

Und das Dorf Eichstetten wechselte wieder einmal — im Jahr 1395 — seinen Besitzer. Markgraf Hesso von Hachberg wurde durch Konrad von Freiburg damit belehnt. 1415 war der Ort im Pfand Caspars von Klingenberg und seiner Frau Margaretha Malterin. Doch konnte es der Markgraf gegen 3000 Gulden wieder einlösen.

Jetzt taucht auch der Name eines der ältesten Eichstetter Geschlechter zum erstenmal urkundlich auf. In einer Berainsammlung aus dem Jahr 1478 zinst

Hanns Heuss als Treger (= Zinspflichtiger) Wein VI viertel . . .

Heuss nennt ihn der Schreiber in seinem Zinsbuch. Was besagt der Name, woher kommt er? Vielleicht finden sich Anlehnungen an althochdeutsche Wortformen (ahd. Hugu, das in „Hugo“ weiterlebt = Gedanke, Geist) oder an hiltja, altsächs. „-hild“ = Kampf (über die Verkleinerung Hildizo etwa weiter zu Heuss, Heyss, Hyss, Hiss).

Der nächste Hiß ist — durch Urkundenmangel in der Zwischenzeit — erst wieder fast ein Jahrhundert später, 1569, anzutreffen. Wieder ist es ein Hans Heuss. Vielleicht ist er der Sohn oder Enkel des alten Hans. Sein Besitz liegt im Unterdorf, wie aus dem Text des Zinsbuches hervorgeht.

Nur kleine Hinweise sind es jedesmal, und doch wertvolle Mosaiksteinchen in der Geschichte einer Dorfgemeinschaft und ihrer alteingesessenen Geschlechter. Es kam die Zeit der Reformation, Eichstetten wurde protestantisch — weniger nach dem Willen seiner Bewohner, sondern, wie es damals üblich war, auf Geheiß des Landesherrn. Schon im Jahr 1556 hatte Markgraf Karl II. Luthers Lehre eingeführt. Aber erst nach dem Tod seiner beiden Söhne — Jakob, der Katholik, und Ernst Friedrich, der Calvinist war — wurde die obere Markgrafschaft unter Karls drittem Sohn Georg Friedrich endgültig der neuen Glaubenslehre zugeführt.

Und nun beginnen die ältesten Kirchenbücher zu uns zu reden. Gleich nach dem Ende des schrecklichen Dreißigjährigen Krieges, dem das Land am Oberrhein große Opfer bringen mußte, trugen die Pfarrherren nach, was ihnen aus der Zeit der Unruhen, Kämpfe und Verwüstungen im Gedächtnis geblieben war.



Karoline Danzeisen, Tochter des Karl Andreas Danzeisen und der Karoline Gross

* *Eichstetten 14. Aug. 1857*

† *Eichstetten 23. April 1936*

∞ *Eichstetten 2. Mai 1878 mit Karl Albert Hiss*

Da begegnet uns auch gleich der älteste im Kirchenbuch eingetragene Vorfahr, Matthias Hiß. 1616 ist er geboren, wie die Altersangabe beim Sterbedatum ergibt. Er hat all das Leid des langen Krieges miterlebt, die Zeit, da die Bevölkerung Eichstettens auf ein Viertel zusammenschmolz und das Land verwüstet und verödet lag. Wie oft wohl mußte er mit seiner Frau, der Maria Magdalena Burkman, fliehen, hinauf in die Wälder des Kaiserstuhls oder in benachbarte Gemeinden? Diese Maria Magdalena war zwar auch auf den neuen Glauben getauft, aber daß sie im stillen noch der alten Religion anhing, geht aus einem Vermerk im Kirchenbuch hervor, den der damalige Pfarrer Johannes Hartmann eintrug. Es heißt da am 7. August 1659, daß dem

„Mathias Heiß und seinem Eheweib Maria Magdalena, so der Päpstischen religion noch zugethan ist, ein Söhnlein geboren“ worden sei. Sie war wohl in Eichstetten eine der letzten Anhängerinnen des katholischen Glaubens. Doch weiter im Ablauf der Zeit! Wir lesen im ältesten Kirchenbuch:

Anno 1652, Dom. Cantate 16. May wurde Mathiä Hüßen, et uxori Magdalenä Bürckhmännin ein Söhnlein getauft und Matthias genant“.

So die Eintragung von der Geburt des zweitältesten, im Kirchenbuch erwähnten Hiß. Er übte das Metzgerhandwerk aus und holte sich seine Frau, Barbara Reinbold, aus Ithingen am Kaiserstuhl. Vielleicht hat er sie auf seinen Lehr- und Wanderfahrten kennengelernt, vielleicht auf der Flucht vor marodierender Soldateska, die auch in den Jahren und Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Krieg durch die Lande zog. Sein Sohn, Hans Georg, ist in Ithingen geboren, am 11. Juli 1681. Und immer noch lebt der älteste Mathias, immer noch treibt er in Eichstetten sein Geschäft als Stubenwirt. Er konnte viel erzählen von den Jahren des Krieges, erfuhr auch manches von durchziehenden Flüchtlingen.

Tilly mit seiner Armee hatte den Markgrafen Georg Friedrich bei Wimpfen geschlagen, Heidelberg wurde erstürmt. Die katholische Partei schien den endgültigen Sieg errungen zu haben. Auch der Name Wallensteins, des Herzogs von Friedland, der sein Schicksal aus den Sternen las, ging von Mund zu Mund. Als der große Feldherr bei der Feste Stralsund seine erste Niederlage erlitt, als er das Restitutionsedikt Ferdinands II. widerriet und abgesetzt wurde, da drang bald der Name eines neuen Feldherrn ans Ohr der schon so kriegsmüden und schwergeprüften Bauern am Kaiserstuhl. König Gustav Adolf von Schweden begann seinen Siegeszug durch die deutschen Lande.

Erst durch Wallensteins Rückberufung wurde des Schwedenkönigs Kampf für die protestantische Sache aufgehalten.

Weiter ging der Krieg, verwüstete das Land und machte es menschenleer. Wallenstein wurde zu Eger ermordet, der schwedisch-französiche Krieg geißelte das fast ausgeblutete Land, die Feste Breisach wurde erobert. Doch keine Partei vermochte einen durchschlagenden Erfolg über die andere zu erringen. Da endlich, im Jahr 1648, sollte es Friede werden. In Münster und Osnabrück wurden die Friedensverträge unterzeichnet. Der Urahn konnte erzählen davon, dem Sohn Mathias und dem Enkel Hans Georg.

Dieser Hans Georg, der wie sein Vater Metzger war, heiratete am 3. Dezember 1703 die Maria Bockstahler. Es war drei Jahre nach seines Großvaters Tod. 84 Jahre war der alt geworden — trotz Not und Gefahr, mit denen er hatte leben müssen.

Und weiter kündet das alte Kirchenbuch:

Anno 1704, den 16ten Dezembris wurde gebohren und getauft Hans Martin Hiss, Hans Jerg Hißen und Mariä Bockstahlerin Sohn.

Immer noch wütete der spanische Krieg. Schlösser und Städte gingen in Flammen auf. 1715 gründete Markgraf Karl Wilhelm die neue Residenz Karlsruhe. Der polnische Thronfolgekrieg brachte die Ettlinger Linien und Philippsburg in die Hand der Franzosen. Inzwischen war Martin Hiß Mitglied des Gerichts zu Eichstetten geworden. Im Jahr 1730, am 18. Februar, schenkte ihm seine Frau Anna Maria, mit der er sich am 20. Mai 1727 verheiratet hatte, einen Sohn: Johann Georg.

Und am 13. Dezember 1753, über 100 Jahre nach Ende des Dreißigjährigen Krieges, kam der Großvater meines Urgroßvaters, Johann Martin Hiß, zur Welt. Auch er

war später Gerichtsverwandter und ehelichte am 25. Januar 1774 Salomea Brandenberger. Es folgen zwei Georg Friedrich Hiß, Vater und Sohn. Der Vater war Posthalter und starb am 24. August 1875 im Alter von 83 Jahren. Sein Sohn, geboren 1825, übernahm die Posthalterei des Vaters und ist, wie seine zwei Ahnen, Metzger gewesen. Mein Großvater, der Bürgermeister Albert Hiß, bewirtschaftete mit seiner Frau Karoline geborene Danzeisen den Gasthof zum „Rößle“ im Eichstetter Unterdorf.

Damit ist der Bogen geschlagen von der frühesten Zeit des Dorfes Eichstetten und dem ersten urkundlichen Auftauchen eines der ältesten Eichstetter Geschlechter bis in die Gegenwart. An diesem Beispiel zeigt sich, wie eng Orts- und Familiengeschichte zusammenhängen, mit wievielen Einzelschicksalen die Entwicklung einer Gemeinde verbunden ist und wie das eine nicht ohne das andere sein kann. Die Geschichte einer Siedlung ist die Geschichte seiner Bewohner, einst wie heute.

S Kriagli kunnt

*Wirtshüsschild! —
S gilt!
Gang ni! Sitz!
Was git s?
Wikarte.
Bstelle, warte.
Durst isch gsund. —
S Kriagli kunnt!*

*Schenk i!
Trink Wi!
Allei? S zweit?
Gsundheit!
Hm, s schmecket guat,
wärmt s Bluat!
Nomol: Wikarte,
bstelle, warte.
Durst isch gsund.
S Kriagli kunnt! —*

*Durst macht Fraid;
Gsundheit!*

Karl Kurrus · Üs em Kriagli

Was uns alte Akten erzählen

Die Rechnung ohne den Wirt gemacht

Von Albert Hiß, Offenburg

Bei meinen Arbeiten im Generallandesarchiv in Karlsruhe fand ich einige Aktenblätter, die ein Stück Lebensgeschichte enthalten. Es ist die Geschichte des Eichstetter Bürgers Johann Jacob Hiß, der nach Kehl zog, um sich dort eine neue Existenz zu schaffen. Und es ist die etwas verschlungene Geschichte eines vergeblichen Kampfes gegen Behörden und Ämter, wie er auch heute nicht selten ausgefochten werden muß.

Das erste Blatt des Aktenbündels verweist in altertümlicher Schrift und im gedrechselten Deutsch der damaligen Zeit auf den „Vorgang“, um den es sich handelt:

„Die von Johann Jacob Hiß zu Kehl gegen die Vorgesetzten zu Eichstetten angebrachte Beschwerden und deßen Verweisung damit zum Oberamt, Anno 1774.“

Es sei hier versucht, mit Ergänzung des Zusammenhanges, gestützt auf die Unterlagen, dieses Hin und Her der Schreiben zwischen Johann Jacob Hiß und den Ämtern zu schildern. Zur besseren Veranschaulichung des damaligen Behördentones und der in jener Zeit üblichen gestelzten Redewendungen und Ausdrücke werden oft wörtliche Stellen aus den Akten zitiert.

Schon gleich der erste Brief des Johann Jacob ist aufschlußreich. Er gibt darin der markgräflichen Kanzlei zu Karlsruhe einen kurzen Rückblick auf seine Abwanderung nach Kehl und die Gründe, die ihn dazu bewegten. Doch lassen wir ihn selber sprechen:

„Da mich aus und mit meiner Profession in meinem Geburtsort Eichstätten nicht nähren kundte, so suchte schon vor ungefähr 3en Jahren um die Bürgerliche Aufnahme nacher Kehl demütigst an, ich erhielt hierauf schon unterm 28n Jan. 1772 den entlassungs Schein wegen der Leibeigenschaft, und dem Vogt Jacob Kromer wurde dabey befohlen, nach genugsamer untersuchung meiner Schulden einen Pflichtmäßigen vermögensschein auszustellen, welcher dato in Carlsruhe Bey fürstlicher Canzley lieget und 400 Gulden über all meine Schulden besaget, und hierauf wurde ich in Kehl von Euer Hochfürstlichen Durchlaucht Bürgerlich aufgenommen;

ich sezete mich daher schon vor ungefehr einem Jahr in gedachtem Kehl, man ließ mich ohne einige Hülfe daselbst zu meinem äußersten Schaden sizen und wurde mir des Kreuzers werth zu meinem Haußanfang aus meiner Heimath nicht zugelaßen, daß ich so dieser wegen in äußerste Noth gerathen mußte und mir auf keinen Weg zu helfen wußte, indem mit der Zeit der Vogt 1) Mein und meiner frauen samtliche Liegenschaften unter dem wahren werth um einen spot Preiß verkaufte, ohne daß mir hierüber Rechnung gestellt oder die Schulden abgetragen worden wäre; zu demo überließe er 2) Gegen alle Recht und billigkeit, die in meiner frauen ausgestellten Eheberedung vom 9ten Febr. 1770 begriffene und zu meinem wahren eigenthum verschriebenes theil Hauß und Scheuren meinem Vatter, der es verkauft und verwendet ohne daß mir hiervon etwas zugestellet, oder eine vergütung dessen beschehen wäre. Damit nun fürter in meinem Thun und Haußwesen nicht gehindert bleibe und dadurch an Bettelstaab Boßhafter weiß ohne mein verschulden gebracht werde; So ergehete an Euer Hochfürstlichen Durchlaucht mein gehorsamstes Bitten; Höchstdieselbe wollen gnädigst geruhen, an behörde den Befehl zu geben, daß dem vogt zu Eichstätten schärfist auferleget werde, mir nach seinem ausgestellten vermögens Schein einstweilen 400 Gulden verabfolgen zu laßen, damit mein Haußweeßen zu Kehl fortführen und Haußen könne, und daß so wohl er Vogt alß meiner frauen geweßener Pflieger Georg Scherzer zu Eichstätten, Rechnung und abstands Rechnung stellen, dabey aber allerförderist mir meiner frauen Theil Zettel zustellen, über all ihr thun und Lassen der Sache wegen genaue verantwortung behörig ablegen müssen. Ich getröste mich gnädigsten erhör und willfahr und ersterbe in ehrforchtvoller unterwerfung Euer Hochfürstlichen Durchlaucht unterthänigst gehorsamster Johann Jacob Hüß; Kehl den 7ten April 1774“.

Trotz des etwas umständlichen Schreibstils und der uns heute recht phrasenhaft erscheinenden, aber für die damalige Zeit bezeichnenden Ergebnisformeln entnehmen wir den Zeilen, daß

Jacob Hiß infolge Nachlässigkeit des Eichstetter Vogtes ohne jegliches Vermögen in Kehl festsaß, und wir verstehen auch seine Empörung über die „Boshaftigkeit“ des Vogtes Kromer.

In Karlsruhe nahm man die Angelegenheit zu Protokoll, ließ aber trotz anscheinend wiederholter Mahnungen des Johann Jacob Hiß einen ganzen Monat verstreichen, bis dann auf einmal „zum schleunigen Bericht“ am 7. Mai 1774 das fürstliche „Hofratsprotokoll“ schreibt:

„Jacob Hüß von Eichstetten dermalen Burger zu Kehl, bittet wiederholter, ihm zu seinem vermögen an erstern Ort behüflich zu seyn. Conclusum: zum schleunigen Bericht . . . und unter Bezug auf das Decret vom 17ten April an das Oberamt Hochberg“.

Nun wandert das ganze in dieser Sache schon entstandene Aktenbündel auf dem Instanzenweg weiter an das Oberamt, wo ein neuer Bericht aufgesetzt wird mit einer Art „Gebrauchsanweisung“, wie Johann Jacob seine Beschwerden weiterzuführen und wie er sich überhaupt dem Oberamt gegenüber zu verhalten habe. Der Secretarius Baurittel hat dies alles dem Kläger Hiß zu eröffnen und sendet dann die Akten wieder an das Oberamt zurück. Dazu wird am 11. Mai 1774 folgendes notiert:

„1) Seye dem Secretarius Baurittel aufzugeben, dem Hißen den Inhalt des Ober Amtlichen Berichts zu eröffnen, und sodann zu bedeuten, wie er seiner führenden Beschwerden halber fernerweit beim O.Amt Hochberg sich zu melden und rechtlichen Bescheid zu erwarten habe, als welchem subhodierno (= unterm heutigen Datum) die nöthige Weisung seinetwegen von hieraus zugehen werde.

2) — Baurittel hat sich seines Auftrags unter 1) erledigt. Unter Rücksendung der eingeschickten Acten wird dem Ober Amt Hochberg hierdurch bekannt gemacht, wie man dem Jacob Hißen zu Kehl habe bedeuten lassen, mit seinen vermeintlichen Klagen sich an das O.Amt zu wenden und von dort aus die rechtlichen Entscheidungen zu erwarten. Wornach dann das O.Amt auf Anmelden des Hißen sich zuachten hat“.

So hat man „höheren Orts“ nun sein Möglichstes getan, gibt aber mit dem Hinweis „vermeintlich“ zu erkennen, daß man dort nicht so recht von der Stichhaltigkeit der Klagen des Hiß überzeugt ist. Jedenfalls ist dieser nun unterrichtet,

wie er sich zu verhalten hat, und die Angelegenheit kann weitergehen, wahrscheinlich noch längere Zeit, wie sich aus dem zuletzt angeführten Bericht entnehmen läßt.

Aber die Eichstetter Stellen waren offensichtlich mit allen Wassern gewaschen, denn nun wird von ihnen sogar das hohe Oberamt ein wenig hinters Licht geführt. Man berichtet nämlich von dort — wenigstens nach einem Schreiben des Jacob Hiß — die größten Unwahrheiten. Hiß war inzwischen in seiner Sache offenbar selbst nach Karlsruhe gefahren. In einem persönlichen Brief an den Markgrafen schreibt er am 30. Mai 1774:

„Durchlauchtigster Marggraw, gnädigster Fürst und Herr! Zu meiner äußersten Bestürzung ist mir dahier jener verehrliche Bericht, so daß Oberamt Emmendingen wegen meinem unterthänigst eingeschickten, vorgelesen worden, daraus vernommen, daß aber malen gedachtes Oberamt Emmendingen gewissen loß von denen Eichstetter vorgesezten mit den größesten unwahrheiten hintergangen worden seye; welches kurzlich beweise mit denen, da Sie vorgesezte angeben, ob hätten Sie mir kein vermögens attestat auf Kehl ausgestellt, welcher doch in originale hier in der fürstl. Canzley lieget, auf gleiche Art erfrechen sie sich die vorgesezte, anzugeben, wie meine Ehe Beredung mit 200 Gulden schulden verknüpft seye, worinnen sie ebenfalls nun gegen ihr gewissen mehr angegeben, als erst gedachte meine Ehe Beredung ersaget; ich erforderte in meiner vorigen eingegebenen unterthänigsten Bittschrift meiner Frau Theil Zedel, so der Pfleger Jerg Scherzer Bey handen hat, worauf mir in Antwort kommen, er Scherzer habe seine Abstands Rechnung gestellt, welchem nicht entgegen bin, sondern nur dabey anseze, daß die Rechnung gemacht worden seye ohne den Wirth, eben dieser Pfleeger ist ein Gerichtsmann und also ein glied von der Rotte zu Eichstatt, die daßigen Flecken ins äußerstes verderben und untergang sezen, ich zeige hiebey nur noch in tiefester Demuth derer vorgesezte fort Treibende Boßheit an, da sie mir meiner Frauen Theil Zedel unter ihrem Boßhaften Pfleeger vorenthalten, um somit ihr unverantwortliches Beginnen Besser verdeckt zu halten, wann außer gedachtem Theil Zedel meiner Frauen wahres vermögen nicht erfahrete und darauf forderung machen kann, ge-

schweigen dessen, da Sie vorgesezte all das meine um einen sündlichen schanden Preiß verkauft und nach ihrem wohlgefallen deren Freunde zugeschieden, die dato noch nichts an meinen Schulden Bezahlt, maßen der Vogt erst mit den Schuld Leuten in einen accord gehet, und öfters an der Schuld wenig bezahlt, damit aber die Summe gleichwohlen ganz Beziehet und den überrest vor sich behält. Ich sehe mich also mit Weib und Kind an Bettelstaab gesezet, weßwegen um Arbeit einstweilen auf Brumt (= Brumath, nördl. von Straßburg) zu meinem daselbst wohnenden Bruder ins Elsaß zu gehen, um damit nicht mit weib und Kind hungers sterbe, da nun wir in äußerster Artmuth stehe und Lebe, so sehe mich genöthet Euer Hochfürstlichen Durchlaucht hierdurch fußfälligst anzuflehen, höchst dieselbe geruhen gnädigst, mir einen advocat ex officio (= Pflichtverteidiger) zuzuscheiden, der meine gerechte Sache vertheidigt, wodurch Euer Hochfürstlichen Durchlaucht daß gewissenloße Beginnen deß Eichstetter Vogts und seiner Consorten wahrhaft einzusehen Bekommen, ich armer Bedrangter aber zu recht und gerechtigkeit gelange . . .“

In tiefste Not geraten und verbittert wendet sich also, wie wir lesen, Jacob Hiß gegen die seiner Meinung nach eklatante Ungerechtigkeit der Eichstetter Behörde. Völlig mittellos, so schreibt er, sitzt Jacob Hiß mit seiner Familie im Elend und nennt nun der markgräflichen Kanzlei schonungslos die Stellen und Personen in Eichstetten, die ihm sein Recht nicht geben, sondern in die eigene Tasche wirtschaften und durch falsche Angaben selbst das Oberamt zu täuschen suchen. Gleichzeitig erfahren wir auch, daß Johann Jacob Hiß einen Bruder im Elsaß hat, bei dem er einstweilen Arbeit suchen will.

Nun ist zu erwarten, daß der Fall Jacob Hiß endlich energisch angegangen und geklärt wird.

Aber wir hören nichts mehr davon. Nur noch ein einziges Aktenblatt findet sich in dem sonst so umfangreichen und detaillierten Aktenbündel. Der Inhalt dieses Blattes liest sich beinahe wie ein Verweis, ein Tadel für Jacob Hiß. Es steht da nämlich:

„Auf eine von Johann Jacob Hißen zu Eichstetten gegen die dasige Vorgesetzten übergebene beschwerende Vorstellung ist demselben zu bedeuten, daß sich mit dergleichen Beschwerden an das Oberamt zu wenden seie, wo sodann solches gehörige Justiz zu administriren hat. Carlsruhe den 1ten Junii 1774.“

Man scheint, so ergibt sich aus dieser Weisung, in Karlsruhe bei der großherzoglichen Kanzlei etwas ungehalten, daß sich Johann Jacob mit seinen „Querelen“ immer wieder dorthin wendet, statt den „Dienstweg“ einzuhalten. Oder — man versuchte um die reichlich unangenehme und unbequeme Angelegenheit, die sich zu einem „Fall“ auszuwachsen drohte, herumzukommen, indem man sie an das Oberamt zurückgab bzw. abschob. Dazu genügten diese wenigen Zeilen, mochten die in Emmendingen sehen, wie sie den offenbar ziemlich verfahrenen Karren wieder aus dem Dreck zogen. Viel Verständnis für die Notlage des Johann Jacob Hiß — im übrigen sicher kein Einzelfall — zeigt dieses Verhalten der höchsten Instanzen jedenfalls nicht. Und Johann Jacob saß weiter im Elend und wartete. Wie lange, und ob seine Klage überhaupt Erfolg hatte, darüber schweigen die Akten.

Offen bleibt damit auch die Frage, ob die Hauptschuld nun wirklich bei der Eichstetter Behörde lag. Oder hatte auch Johann Jacob Hiß Fehler gemacht, hatte er die Lage in seiner Not vielleicht doch zu schwarz gesehen? Wollte er sich gar selbst Vorteile verschaffen? Es gibt keine eindeutige Antwort auf diese Fragen, da die Unterlagen fehlen.

Auf Goethes Spuren am Kaiserstuhl

Von Albert Hiß, Offenburg

Pfarrer Christian Bernhard Gockel war im Februar 1769 von Karlsruhe nach Eichstetten a. K. gekommen und zog dort in das neuerbaute Pfarrhaus ein. Wie Goethe, hatte Gockel in Straßburg studiert. In dieser Zeit verlobte er sich mit Catharina Magdalena Brion, der Tochter des Pfarrers im elsässischen Sesenheim. Sie war die älteste Schwester der Friederike Brion, Goethes Jugendliebe, die als „Röslein auf der Heide“ unsterblich geworden ist.

Wir finden im Eichstetter Taufbuch folgenden Eintrag: „1771, 12. August, getauft Kaul August, abend 8 Uhr. Eltern: Ich, Christian Bernhard Gockel, hiesiger Pfarrer, und Frau Catharina Magdalena geb. Brionin“. Als Gevatterin sind die Pfarrer der Umgebung von Eichstetten eingetragen.

Das junge Eheglück im Pfarrhaus dauerte allerdings nicht lange. Im folgenden Jahr (1772) brach in Eichstetten eine Seuche aus. Ihr fiel auch die Pfarrersfrau zum Opfer. Bei der Pflege der Kranken holte sie sich den Tod, erst 25 Jahre alt. Dies war am 1. Oktober 1772.

Kaum war sie beerdigt, da läutete auch die Totenglocke für ihre Freundin und Helferin Jakoea Danzeisen. Auch sie wurde von der Seuche dahingerafft. Noch im gleichen Jahr kam Friederike Brion nach Eichstetten und holte das jüngste Kind ihrer so früh verstorbenen Schwester nach Sesenheim. Sie machte dann noch des öfteren Besuche in Eichstetten.

So war sie Gevatterin bei einem der Kinder aus Gockels zweiter Ehe mit einer geborenen Danzeisen von Eichstetten. Als ihr Vater gestorben war und sie sozusagen heimatlos wurde, wohnte Friederike Brion abwechselnd bei ihren Verwandten, meist bei ihrer zweitältesten Schwester Marie Salome,

von Goethe „Olivia“ genannt, in Meißenheim bei Lahr. Dort ist sie auch gestorben.

Ihr Grabstein trägt die Aufschrift: „Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie, so reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieb“.

Auf dem gleichen Friedhof ruht auch ihre Schwester Salome. Ihr Grab zeigt die Aufschrift: „Hier ruht, unsterblich wie Friederike, Olivia, Marie Salome Marx, geb. Brion, von Sesenheim, geb. 1749, gest. 1807. Wer einem Dichter hold begegnet, des Name bleibt fortan gesegnet“.

Das Grab von Friederikes Schwester Catharina Magdalena auf dem Eichstetter Friedhof ist leider nicht mehr festzustellen. Doch das Pfarrhaus, in dem sie ein paar glückliche Ehejahre verbringen durfte, steht noch wie damals.

Pfarrer Gockel, von dem schon eingangs die Rede war, war gut befreundet mit dem markgräflichen Forstrat und Hofkammerat Josef Friedrich Enderlin, einem Sohn des Löwenwirts und langjährigen Vogts von Bötzingen, der in erster Ehe eine Eichstetterin zur Frau hatte. Dieser Kammerat studierte in Jena und wohnte dann in der Bötzinger Mühle, die er zu einem Herrenhaus umbauen ließ. Er war ein sehr fortschrittlicher Mann, mit seinen Plänen seiner Zeit weit voraus. So dachte er z. B. an die Regulierung von Dreisam, Elz und Rhein, wie sie erst Jahrzehnte später in die Tat umgesetzt wurde. Der Landwirtschaft am Kaiserstuhl leistete er durch Trockenlegungen und Bewässerungen, durch Urbarmachung von Ödland und durch Rebveredlung große Dienste.

So trat Enderlin bald in ein freundschaftliches Verhältnis zu dem ebenso weitblickenden Amtmann Schlosser in Emmendingen. Dieser hatte Goethes Schwester Cornelia

zur Frau und saß seit 1774 als markgräflicher Amtmann in der Landvogtei zu Emmendingen. Oft besprach er mit seinem Kammerrat in Bötzingen dessen Pläne und lernte dabei auch den Eichstetter Pfarrer Gockel näher kennen, der in der Bötzinger Mühle ein oft und gern gesehener Gast war.

Als nun im Jahr 1775 Goethe, damals 26 Jahre alt, zum Besuch seiner Schwester in Emmendingen weilte, nahm Schlosser seinen wanderlustigen Schwager auch mit an den Kaiserstuhl. Unterwegs konnten sich die beiden zwischen Nimburg und Eichstetten von der Tätigkeit Enderlins überzeugen, der dort den „See“ durch Abzugsgräben trockenlegen ließ.

Das erinnert an Goethe, Faust II: „Ein Sumpf zieht am Gebirge hin . . ., Wie das Geklirr der Spaten mich ergötzt, den faulen Pfuhl auch abzuziehn“.

Sicher leisteten die beiden auf der Hin- oder Rückfahrt auch der Einladung von Pfarrer Gockel Folge und kehrten im Eich-

stetter Pfarrhaus ein, zumal auf dem Friedhof daneben Friederikes Schwester ruhte. Die Heimatforscherin Rosa Hagen schreibt dazu u. a.: Wie sehr Goethe den Pfarrer schätzte, mag daraus hervorgehen, daß er bei einem zweiten Besuche, der dem Grab seiner Schwester in Emmendingen galt, auch im Pfarrhaus bei Gockel einkehrte, der dort Pfarrer war. Das Städtchen (Emmendingen) mag auch der Schauplatz seiner Dichtung „Hermann und Dorothea“ sein, in der er sowohl dem Pfarrer wie auch der Dorothea Enderlin ein Denkmal gesetzt hat.

Gockel ist 1811 in Emmendingen gestorben. Er wurde neben der Schwester Goethes beigesetzt. Sein Grabstein trägt die Worte:

„Hier ruht die sterbliche Hülle von Christian Bernhard Gockel, Kirchenrat und Stadtpfarrer dahier, gestorben 1811. Er selber bedarf keines Denkmals. Dankbar beweinen wir ihn, uns war er Vater und Freund“.

Allerlei Osterbräuche im Alemannenland

Von Albert Hiß, Offenburg

Im Mittelpunkt des Frühlingsbrauchtums steht seit eh und je das Osterfest. Schon Wochen zuvor freuen sich die Kleinen auf den Osterhasen, können es kaum erwarten, „den Has' zu jagen“.

Schon mit dem Palmsonntag beginnen die österlichen Brauchtumsformen. Da werden, besonders in katholischen Gegenden, die „Palmen“ geweiht. Diese Palmbüsche werden aus Palmkätzchen, Wacholder, Sevenbaum (= wacholderartiges Nadelholz), Haselnuß, Elsbeere, Stechpalme, Weißdorn, Eibe und anderem Frühlingsgrün gebunden. Am oberen Ende der Stange sitzt ein Kreuz, kleinere Kreuze aus Holundermark werden an den Palmen angehängt.

Natürlich wetteifern die Kinder, wer den schönsten und längsten Palmen zuwegebringt.

Wer zuerst zum Einsegnen der Palmen in die Kirche kommt, ist der „Reifenschmecker“, wer zuletzt eintrifft, heißt „Palmesel“. Nach der Weihe der Palmen findet ein Umgang um die Kirche statt. Früher wurde da und dort auch ein hölzerner Palmesel mitgeführt. Daheim werden die schönsten Palmzweige in den Herrgottswinkel, in Stall und Kammer, auch unters Dach gehängt. Teile davon werden beim Räuchern des Fleisches verwendet, man schluckt, ohne zu kauen, drei Palmkätzchen und gibt auch dem Vieh davon. Denn das alles soll Segen bringen und Schutz gegen Krankheit und Wettergefahr bieten. Mancherorts wird der Palmstecken auch vor dem Haus aufgerichtet oder im Garten in den Boden gesteckt.

In evangelischen Gegenden werden Palmbrézeln gebacken, auch dort erhält der Spätaufsteher den Titel „Palmesel“.

Eigentlicher Auftakt der Ostertage ist der Gründonnerstag. An ihm soll viel Grünes

gegessen werden, zum Beispiel Maultaschen mit Spinat oder Ackersalat. Der Karfreitag ist für beide Konfessionen ein ernster Tag der inneren Besinnung. Da gehen rechte Leute nicht ins Wirtshaus, essen auch kein Fleisch, töten kein Tier, besuchen aber auf jeden Fall den Gottesdienst. „Karfreitagsgäste“ nennt man in evangelischen Gemeinden die Leute, die nur ganz selten zur Kirche gehen. Ein beliebtes Essen am Karfreitag sind Fische. Den Tag über werden große Mengen von Brezeln verzehrt. Viele Gläubige nehmen am Karfreitag das Abendmahl.

„Anfangszauber“ am Karfreitag

„Wie man's anfängt, so muß man's treiben!“ — diese alte Volksweisheit hat gerade am Karfreitag ihre besondere Bedeutung. An diesem Tag hat der „Anfangszauber“ besondere Kraft. Blumen, die am Karfreitag gesät oder gepflanzt werden, erhalten verschiedenfarbige Blüten. Wer seine Nelken jetzt zurechtschneidet, der bekommt gefülltblühende Nägele. Haarschneiden am Karfreitag fördert den Haarwuchs, Aderlassen ist gut. Ein Apfel auf nüchternen Magen schützt vor Magenschmerzen das ganze Jahr über. Wer ein Karfreitagsei ißt, zieht sich das ganze Jahr keinen Leibschaten (Bruch) zu. Weitere „Vorschriften“, die auf den „Anfangszauber“ hinweisen, sind: Bäume veredeln, den Salbeistock im Garten schneiden, Fußwaschen gegen künftige Fußbeschwerden. Karfreitagsbutter ist für alle Schäden gut, darum butterte früher die Bäuerin in manchen Gegenden in der Nacht zuvor. Karfreitagswasser hilft gegen viele Beschwerden und wird vielerorts das Jahr über aufbewahrt. Wer seine Türschwelle vor Sonnenaufgang fegt, wird vor Ungeziefer bewahrt bleiben. Und wer auf dem Feld die „Scherhaufen“ (Maulwurfshügel) einebnet

und auseinanderstreut, hat auf diesem Grundstück keinen Maulwurf und keine Maus mehr zu befürchten. Aus Karfreitags-eiern werden lauter Hennen. Wer am Karfreitag trinkt, hat das ganze Jahr durch Durst. Wenn es an Karfreitag regnet, wird das ganze Jahr viel Regen bringen. Auch Mittel gegen Krankheiten sind am Karfreitag besonders wirksam: Wasserschaum vom Bach, an diesem Tag geholt, hilft gegen Muttermale; Froschlauch, vor Sonnenaufgang geschöpft und auf die Hand gestrichen, verleiht die Fähigkeit, Blut zu stillen. Dasselbe bewirkt eine Haselrute, die um Mitternacht geschnitten wurde. Karfreitagswasser, in dem ein glühendes Bügeleisen abgekühlt wurde, vertreibt Warzen.

Die Hexen gehen um

Besondere Bedeutung haben am Karfreitag die Zauberkünste. Die Hexen halten Umzug. Schätze treten ans Tageslicht. Drei Schmiedemeister zusammen (wo gibt es die heute noch?) können jetzt aus Sargnägeln oder aus einem Scharfrichterbeil (!) einen Zauberschlüssel schmieden, der Zugang zum Reich des Bösen verschafft. Kugeln, während der heiligen Handlung gegossen, galten einst als eine Art „Freikugeln“ und sollten stets sicher treffen.

An den alten Brauch, den Gottesdienst am Karfreitag nicht mit den Glocken (die sind nach dem Volksglauben nach Rom geflogen), sondern mit einer hölzernen Knarre oder „Rätsche“ anzukündigen, erinnert der Ausdruck „Die het e Muul wie e Karfreitagsrätsch“ („Die hat einen Mund wie eine Karfreitagsrätsche“). Daß ein so außerordentlicher Tag auch dazu geeignet ist, Hexen zu entlarven, ist verständlich. Wer einen abgebrochenen Zahn von einer Egge unberufen in die Tasche steckt und damit zur Kirche geht, sieht diejenigen, die als Hexen gelten, alle verkehrt herum in den Bänken sitzen.

Am Karsamstag wird in katholischen Predigten über die Bedeutung des Feuers gesprochen. Feuer- oder Scheiterweihen finden statt. Dabei wurden früher Kohlen mit in die Kirche genommen, die nachher vielerlei Zwecken dienten. Bei Gewittern warf man sie ins Herdfeuer, dem Vieh gab man sie ins Futter. Brunnenwasser, am Karsamstag geholt, verleiht Schönheit, vertreibt Sommersprossen und Mitesser. In einigen Gegenden nahm die Hausfrau während des Gloria-Läutens einen Besen, fuhr damit um Herd und Backofen und sprach dabei: „Jetzt läutet man die Fasten aus, jetzt müssen die Schwaben (Käfer) aus dem Haus!“

Die Sonne macht drei Freudensprünge

In der Frühe des Ostersonntags macht, so sagt der Volksmund, die Sonne drei Freudensprünge. Man geht gern auf eine Anhöhe, um den Sonnenaufgang anzusehen. Die Kinder erhalten als Sinnbild des keimenden Lebens bunte Eier. Zum Färben nahm man früher und nimmt man oft heute noch Zwiebschalen, Zichorienabsud, die Blüte der Hasenblume. Die Geschichte vom Osterhasen wird allerorten erzählt. Man bereitet ihm ein „Hasengärtle“ aus Weidenruten und Moos.

Mit den Eiern werden verschiedene Spiele gemacht, die meist auf Gewinn ausgehen. „Eierpicken“ heißt eines davon. Dabei werden die Eier gegeneinander gestoßen, bis eines zerbricht, das dann den Besitzer wechselt. Wer ein recht derbschaliges Ei besitzt, kann damit ein Dutzend weitere oder mehr gewinnen. Oder man nimmt ein Geldstück und wirft es mit der Rechten gegen ein in der Linken gehaltenes Ei. Dringt die Münze durch die Schale und bleibt stecken, dann gehört dieses Ei dem Werfer. Andernfalls geht das Geld an den Besitzer des Eies.

Der „Gang nach Emmaus“

Am Ostermontag werden die Eierspiele fortgesetzt. Da und dort findet man noch

das Eierlesen, einen Wettkampf, bei dem der eine Partner eine bestimmte Anzahl Eier, die in kurzen Abständen von einander niedergelegt sind, auflesen und einzeln oder alle zusammen an ein festgesetztes Ziel tragen muß. Indessen versucht der Gegenspieler zu Fuß oder — früher — auch hoch zu Roß einen Nachbarort zu erreichen und wieder zurückzukehren. Wer seine Aufgabe als erster erfüllt, ist Sieger. Den Abschluß des Wettspiels bildet ein Mahl, bei

dem die zuvor erbettelten Eier dann gemeinsam verzehrt werden. Gern geht man am Ostermontag auch ins Wirtshaus im Nachbardorf, „nach Emmaus“, wie man das nennt.

Die ganzen Ostertage haben Heilwirkung. Weihwasser, aber auch Quellwasser vom Ostermorgen ist besonders heilkräftig. Sich an Ostern mit Bachwasser zu waschen und dabei gegen die aufgehende Sonne zu schauen, ist gesundheitsfördernd.

Sprüche

*S Froh-si isch Wi,
d Arbet isch Brot,
s Liabi bricht Not!*

— — —

*Wasser, bisch Schaffer;
Milch, guati Fraü;
Wi, bisch e First!*

— — —

*Gleser un Kriagli,
Stitze un Faß,
dia mache Spaß!*

Karl Kurrus

Zwei Sagen aus dem Kaiserstuhlgebiet

Mitgeteilt von Albert Hiß, Offenburg

1. Die gottlosen Mönche von St. Erhart

An der Eichstetter Gemarkungsgrenze „Im Berg“, nahe dem Vogtsburger Weg, sind im „Bruderhäusledobel“ spärliche Reste eines alten Gemäuers zu finden. Es sind die Trümmer des Bruderhauses St. Erhart. Es war eine Einsiedelei, die zu dem ebenfalls verschwundenen Klösterlein St. Peter auf dem Neunlindenberg gehörte. Das Bruderhaus wird schon im Jahr 1411 urkundlich erwähnt und „sant erhart“ genannt. Die Sage weiß folgendes zu berichten:

In den Herzen dieser Mönche lebte ein böser Geist. Sie waren hartherzige, hochmütige Herren, plagten die Bauern mit Steuern, Zehnten und Frondiensten und verlangten auch von den armen Leuten zu Vogtsburg, daß sie das Wasser für den Klosterhaushalt den steilen Berg hinauftrugen.

Die Mönche wurden zuletzt so übermütig, daß sie sogar am Kaiser Verrat übten und dessen Sohn dem Sultan auslieferten. Der Sultan, sonst des Kaisers grimmigster Feind, wollte aber doch nicht durch Verrat über seinen Gegner siegen. Er schickte den Prinzen mit reichen Geschenken an den Vater zurück und nannte ihm die Namen der Verräter.

Nun nahte für diese die schreckliche Stunde des Gerichts. Der Kaiser entsandte Kriegersleute, die das Kloster an allen vier Ecken anzünden mußten. Rasch schlugen die Flammen empor. Die Mauern stürzten über den verräterischen Mönchen zusammen. Das Kloster ist versunken und vergessen, und niemand weiß mehr die Namen der Mönche zu nennen.

2. Das schöne Fräulein auf der Hochburg

An der Friedhofsmauer neben der Kirche von Eichstetten steht der reichverzierte, aber stark verwitterte Grabstein des Johann

Bowinkhausen von Walmerode. Dieser Mann war sieben Jahre lang Kommandant der Festung Hochberg, früher Hachberg oder Habichtsberg genannt. Er starb als markgräflicher Obervogt in Eichstetten am 28. Juni 1625 im Alter von 74 Jahren.

Die Burg Hochberg war in jenen bösen Kriegezeiten immer wieder auch für die Bevölkerung von Eichstetten und anderen Kaiserstuhlorten Zufluchtsort. So erzählte man sich auch am Kaiserstuhl die folgende Sage:

In hellen Vollmondnächten steigt bisweilen ein schönes Fräulein aus der Tiefe des Burgbrunnens, in den einst Hacho, der sagenhafte Gründer der Burg, vor seiner Flucht ein goldenes Kegelspiel geworfen haben soll. Singend steigt das Fräulein hinab ins Tal, um ein Bad im Brettenbach zu nehmen. Hirsche und Rehe begleiten sie auf ihrem Weg, die Blumen auf den Wiesen und die Wipfel der Bäume neigen sich vor ihrer Schönheit, und der Bach murmelt ein leises Lied von erlösender Liebe.

Von keinem Menschenauge gesehen, legt sie den hüllenden Schleier ab und kühlt den schlanken Körper im Wasser. Schweigend, manchmal auch weinend begibt sich das Fräulein dann nach dem Bad wieder zurück in die Burg.

Einmal aber sah sie ein junger Bursche und folgte ihr beherzt bis zur Burg. Am Eingang sah sie sich nach ihm um und winkte ihm freundlich zu. Der Bursche folgte ihr zögernd, bis sie durch eine schmale Pforte ein Gewölbe betrat, das von einer Lampe matt erleuchtet war. Noch einmal sah sie sich nach dem Burschen um und winkte ihm mit verlangender Sehnsucht und verheißendem Blick. Schon wollte er ihr folgen und durch die Pforte auf sie zueilen, da sah er zwei

Männer, die daran waren, mit Stemmeisen die Schlußsteine des Gewölbes auszubrechen, so daß es im nächsten Augenblick zusammenzubrechen drohte. Von jähem Schreck ergriffen, kehrte der Bursche rasch um und floh

ins Tal. Dabei hörte er noch, wie aus dem Gewölbe ein Schrei unerlöster Verzweiflung erklang. Bald darauf ist der Bursche gestorben. Das schöne Fräulein auf der Hochburg wurde seither nie mehr wieder gesehen.

Der Kaiserstiahler, wenn s bliaiht

*Schene Herrgottsgarte!
Kaiserstiahler-Land!
Kleini Berg, ihr warte
uf im Firtigsgwand.*

*Grad in s Stüne grot i:
Wunder, Baum fir Baum!
Wissi, roseroti,
wia im schenste Traum.*

*Fride, heimlig-stille,
in der Seel eim triaiht,
s Glick tuat s Herz eim fille,
wel s do bliaiht un bliaiht.*

*Kenntsch in Himmel fliage,
sächtsch im Rhin si Band,
tät s di nabi ziage
in di bliaihtig Land;*

*nabi, zwische Rebe,
in e Widorf ni:
Herrgott, loß mi lebe,
wu kennt s schener si!?!*

Karl Kurrus

Ein Schuß mit schwerwiegenden Folgen

Wie eine Revolte beinahe den ganzen Breisgau erfaßt hätte

Von Albert Hiß, Offenburg

Auf einem Aktenstück, das im Karlsruher Generallandesarchiv lagert und aus dem einstigen Oberamt Hochberg stammt, steht der Vermerk „Verbrechen Friedbruch“. Es ist ein Schreiben des Oberamtes an „Durchlauchtigsten Marggrav, gnädigsten Fürst und Herrn“, gegeben zu Emmendingen am 28. Mai 1796. Darin wird „unterthänigst“ über einen vorgefallenen und umfangreichen Handel zwischen der Bürgerschaft zu Eichstetten und den damals dort einquartierten Reitern „von dem zur Condeischen Armee gehörenden Regiment Dauphin“ berichtet:

„In der Nacht von Montag auf den Dienstag dieser Woche entfernte sich ein Reuter des in der Aufschrift bemeldten Regiments von seinem Quartier, welches schon an und für sich sämtlichen Reitern streng verboten ist, welches Verbott aber sie, so wie viele andere, täglich überschreiten. Dieser Reuter Boye kam nun um 11 $\frac{1}{2}$ Uhr in der Nacht in sein Quartier, hohlte seinen Säbel, und gieng der dringenden Vorstellung seines Wirths unerachtet, mit demselben wieder fort, und ganz kurz darauf wurde derselbe durch einen Schuß, der ihm die 2 letzte finger der rechten Hand verletzte, auch in den Unterleib verwundet, und so tödlich der Schuß an und vor sich hätte seyn sollen, so ist dieser Boye doch ohne alle Gefahr.“

Es kam daraufhin zu einer eingehenden Untersuchung des Vorfalls, der im ganzen Dorf Eichstetten Aufsehen und Unruhe erregte. Dazu die weiteren Auslassungen des Schreibens:

„Die Veranlassung hievon ist zwar nicht legaliter constatirt, und hat bei der Untersuchung nicht constatirt werden können, da unbegreiflicher weise, aber vielleicht doch vorbedächtlich, dieser Boye gleich am Mittwoch, Morgens 4 Uhr früh, von Eichstetten

ab, und in das Spital zu St. Landolin geführt wurde. Wahrscheinlich hat Boye Gras oder Klee für sein Pferd in der Nacht hollen wollen, und dieses ist nach dem Protocoll um so mehr wahrscheinlich als sein Wirth Michael Gros versichert, dass er von seinem eigenen Gras in seinem Stall des Morgens angetroffen habe. Eben dieses nächtliche — so oft verbottene —, aber doch immer fortgesetzte Grasens der Reuter in Wiesen, auf Klee Äckern und in den Wäldern ist die laute Klage unserer Leute und die Veranlassung zu dem tödlichen Hass, den unsere Leute gegen das Condeische Corps tragen. Ohne Zweifel haben einige Bauern, die alle Nacht auf der Hut sind, den Boye auf dieser Missethat angetroffen, ihn arre-tiren wollen, dieser wird ihnen hierauf ent-wischt seyn, und nachdem er sich mit seinem Seiten Gewehr versehen hatte, wieder auf die Bauren los gegangen seyn, und als dann auf diese Weise den Schuss bekommen haben.

Dieser Vorgang hat in der Nacht einen grossen Auflauf des Militairs und der Bürgerschaft veranlasst, der ganze Hergang ist in dem Protocoll enthalten, und so genau als nur möglich untersucht worden. Er hat aber weiter keine Folgen gehabt und obgleich die Reuter mit ihren Säbeln, die Bürgerschaft aber mit Heu Gabeln und andern Instrumenten bewafnet waren, so ist doch bei diesem Auflauf niemand verwundet worden.“

Soweit der erste Teil des Aktenstücks. Es war nichts weiter passiert — für diesmal. Aber der Haß der Bauern auf die fremden Soldaten, die ihnen Hab und Gut wegnah-men, wuchs weiter. Darüber berichtet der zweite Teil des Protokolls:

„Aber den darauf folgenden Dienstag, gegen die Mittags Zeit, entstand ein viel gefährlicherer Tumult.

Ein Reuter, namens Wilhelm Lippert, ein sehr grosser starker Mann, der nicht nur von den Eichstetter Burgern, sondern von seinen Officiers selbstn das Zeugnis eines sehr händelsüchtigen Menschen hat, begegnete auf der Strasse dem Johannes Döbele, nachdem er schon vorher in dem Wirtshaus getrunken, und über die Bewohner des obern Dorfs geschimpft hatte, und fragte diesen, ob er aus dem obern Dorf seye. Döbelin antwortete ihm darauf, vielleicht schnauzig, und erhielt darauf eine Ohrfeige von dem Reuter. Dieses sahen andere Bauern, eilten zu Hülfe; der Zulauf wurde immer grösser, und als mit der auf dem Schulhaus im obern Dorf befindlichen Glocke Sturm geläutet wurde, so wurde der Aufstand allgemein. Reuter und Bürger eilten dem Kampf Platz zu, und dabei wurden 2 Reuter, der grosse Wilhelm Lippert, verdienter massen, ein anderer aber unschuldiger weise verwundet.

Hingegen wurde auch J. G. Hiß, ohne Veranlassung am Kopf blessirt, Schreiner Hildwein aber, der gar nicht in das obere Dorf kam, im untern Dorf, erhielt eine Contusion (= Verletzung).

Da das Dorf Eichstetten ganz ausserordentlich gross, und $\frac{3}{4}$ Stunden lang ist, der zweite Tumult aber ganz im obersten Dorf entstand, so stund es sehr lange an, bis die im untern Dorf befindlich gewesenen Officiers, auch der ebenfalls unten wohnende Vogt, dahin kommen konnten.

Als nun diese dazu kamen, so wurde die Ruhe hergestellt, und man kann nicht anders als den Officiers das Zeugnis beilegen, dass sie ihr äusserstes gethan haben, um die Reuter in Ordnung zu bringen, so wie auch auf seiner Seite der Vogt nebst dem Pfarrer, der auf ausdrückliches Verlangen des, das Regiment dermalen commandirenden Obrist Lieutenants v. Gauville mit zum Tumult

eilte, alles mögliche thaten, die so sehr aufgebrachte Burgerschaft zu besänftigen.

So wurde endlich die Ruhe hergestellt, die Burger aber verlangten einstimmig, dass sie nicht nach Hause giengen bis die Reuter fort wären, und es blieb nichts übrig als dass diese zuerst sich retiriren mussten. Auf diese Art endigte sich dieser Tumult, der schon an und für sich unangenehm ist, aber äusserst traurig hätte werden können. Denn die Burger erfuhren, dass das Regiments Commando die im Theninger Wald, auf verbottener Fouragirung befindlich gewesene Reuter, eiligst zurückrief, die auch in der Schnelle ankamen, auch einige ordonanzen abschickte, wovon eine hieher an uns (= an das Oberamt Emmendingen) bestimmt war. Die Eichstetter wussten unter anderem, dass auch eine nach Bahlingen geschickt wurde, und die Vermuthung war, dass die Reuter zu Bahlingen, die zum nehmlichen Regiment gehören, herbeigerufen worden. Die Officiers aber versichern, dass sie durch die nach Bahlingen abgeschickte Ordonanz gerade das Gegentheil bewürken wollen. Diese Abschickung von Ordonanzen veranlasste, dass auch ihrer Seits, Eichstetter in die benachbarte diesseitige sowohl als Oesterreichische Orte eilten, um Hilfe zu fordern.

Was in den Badischen Orten geschehen, weist das Untersuchungs-Protocoll nach. Soviel aber die Oesterreichische Orte betrifft, so ist ausgemacht richtig, dass die Gemeinde Neuershausen bereits versammelt und zum abmarschiren nach Eichstetten parat war. Seither haben wir erfahren, dass die samtlliche bauren in der March sich versammelten, und gleichfalls nach Eichstetten haben zur Hülfe kommen wollen. Sogar soll in freiburg selbst schon der Gedanke gewesen seyn, die dortigen freiwillige zum nehmlichen Behuf abgehen zu lassen.“

Man sieht, der Eichstetter Tumult zog weitere Kreise, und es hätte wohl nicht viel

gefehlt, so wäre es zu einem Aufstand der Bauern rings um den Kaiserstuhl gekommen. Die Folgen wären nicht abzusehen gewesen, wie dies auch zum Schluß des ausführlichen Protokolls zum Ausdruck kommt:

„Die Vorsehung hat gewollt, dass dieses alles nicht ausgeführt worden ist, denn sonst wäre bei dem allgemeinen Haß gegen die Condeische eine grosse Massacre entstanden, und wenn noch einmal ein solcher Tumult entstehen sollte, so würden Auftritte erfolgen, die in der Geschichte lange auf-

bewahrt werden würden, und die hernach nicht könnten abgewendet werden.

Allerdings muss dieses eine grosse Lehre für die Condeische ganze Armee seyn, und sie müssen, wenn sie Ruhe haben wollen, sich aller Drohungen, z. B. mit Dörfer anzünden etc., noch viel mehr aber aller Miss-handlungen der Landes Einwohner durchaus enthalten. Alle Bewohner des Breisgaus würden für einen Mann stehen, und keine Macht würde sie zurückhalten können, blutige Rache zu nehmen.“

Schulen und Schulbetrieb am Kaiserstuhl vom 16.-18. Jahrhundert

30 Gulden für den Lehrer

Von Albert Hiß, Offenburg

Die Güter und sonstigen Besitzungen, die zur Reformationszeit von den aufgehobenen Klöstern an die weltliche Obrigkeit — in Baden an die Markgrafschaft — fielen, wurden, besonders von Markgraf Karl II., zum großen Teil dazu verwendet, Schulen einzurichten und Lehrerstellen zu besolden.

Nach einer Notiz im Hauptlagerbuch von 1567 bestand in jener Zeit zum Beispiel in Eichstetten bereits eine Art Schulstelle. Wir dürfen uns darunter allerdings noch keinen Schulbetrieb im heutigen Sinn vorstellen. Meist waren es nur recht bescheidene Anfänge des Schulwesens.

Da die Einkünfte der Lehrer nicht sehr hoch waren, trieben diese — anders ging es nicht, wenn sie mit ihren vielfach recht zahlreichen Familien leben wollten — oft nebenbei noch ein Handwerk. In manchen Orten wurden die Schullehrerbefugnisse von den zuständigen Pfarreien ausgeübt, deren die Markgrafschaft Hochberg 22 zählte.

Im Jahr 1599 war an acht dieser Pfarreien, nämlich in Köndringen, Malterdingen, Teningen, Eichstetten, Bötzingen, Ihringen, Königschaffhausen und Weisweil, der Sigrist (= Kirchendiener) zugleich Inhaber der Schulstelle.

Wie es da manchmal zugegangen sein mag, kann man sich denken. Von einer gründlichen Ausbildung der Kinder war meist keine Rede.

Doch schon im Jahr 1606 wurde in Bahlingen und Malterdingen aus dem Diakonat eine reguläre Schulstelle geschaffen, später auch in Mundingen, Denzlingen und Eichstetten. Die Besoldung war in jener Zeit nicht besonders hoch. So bezog z. B. der Schullehrer von Eichstetten 30 Gulden, 10 Mutt Roggen und 4 Saum Wein aus der geistlichen Verwaltung. Die besten Besoldungsver-

hältnisse hatte Emmendingen mit 36 Gulden, 9 Malter Roggen, 3 Malter Weizen, 6 Saum Wein.

Für den Unterhalt der Lehrer und die Erhaltung und bauliche Verbesserung der Schulhäuser sorgte verschiedentlich neben den Gemeinden die geistliche Verwaltung, so in Lörrach, Binzen, Auggen, Emmendingen und Eichstetten.

1704 wurde in Eichstetten durch die Herrschaft ein neues Schulhaus gebaut, da das alte im Dreißigjährigen Krieg und in der Folgezeit mehrere Male geplündert, zerstört und schließlich niedergebrannt worden war. Die Unterhaltskosten mußte von 1723 ab die Gemeindeverwaltung Eichstetten selbst tragen.

Als aber 1742 die Kirchenbehörde Erhebungen über das Vorhandensein von Schulhäusern und deren Zustand machte, waren die Schulen in Gundelfingen, Eichstetten, Königschaffhausen und Sexau bereits wieder in einem schlechten baulichen Zustand. Man kümmerte sich also von Amtswegen nicht sehr um Schulen und Schulbetrieb. Beide waren „angeordnet“ und wurden als unvermeidliches Übel betrachtet und von den verantwortlichen Behörden geldlich wenig gefördert. Noch immer hatten die Gemeinden an den Kriegsfolgen zu tragen und die wenigen vorhandenen Mittel wurden für andere, dringendere Ausgaben benötigt.

Bis zum Jahr 1766 war in Eichstetten nur eine Schule vorhanden, die „untere Schule“. Dann wurde — den wachsenden Erfordernissen entsprechend — im Oberdorf an der Stelle der abgebrochenen St. Jakobskapelle ein neues Schulgebäude, die „obere Schule“, errichtet. Die Besoldung des Lehrers in dieser neuen, oberen Schule betrug 6 Klafter

Holz, drei Mannshauet Matten im „Dottenbach“ und zwei Mannshauet Weidfeld im „Rippach“, außerdem 25 Gulden. Im Zusammenhang mit dem Neubau der „oberen Schule“ in Eichstetten kann — auch für viele andere Gemeinden — der Schluß ge-

zogen werden, daß in jener Zeit die Bevölkerung und damit auch die Anzahl der schulpflichtigen Kinder erheblich angewachsen war, ein Zeichen dafür, daß die Folgen der schrecklichen Verwüstungen im Oberrheingebiet allmählich überwunden wurden.

Episode um eine Ohrfeige

Wie sich der Eichstetter Bürgermeister und Landtagsabgeordnete Christian Bär an einem jähzornigen Offizier rächte

Von Albert Hiß, Offenburg

Von dem Bürgermeister der Gemeinde Eichstetten, Christian Bär (10. Februar 1806 bis 11. April 1872), der später Landtagsabgeordneter wurde, erzählt man sich die folgende Episode:

Im Jahr 1849 war's, als ein preußisches Freischarlerregiment in Eichstetten einzog. Christian Bär empfing in seiner Eigenschaft als Bürgermeister die Offiziere auf dem Kirchplatz. Einem die-

ser Herren war nun wohl das Gerücht zu Ohren gekommen, auf dem Kirchturm seien Gewehre verborgen.

Um sich selbst zu überzeugen, stellte er den Christian Bär zur Rede und verlangte schließlich den Kirchenschlüssel. Der aber mußte erst geholt werden. Da dem Offizier anscheinend die Sache zu lange dauerte und Bürgermeister Bär auch wenig Anstalten machte, sie zu beschleunigen, riß dem Offizier die Geduld. Er schrie Christian Bär an, der blieb ihm die Antwort nicht schuldig. Der Streit endete damit, daß Christian Bär von dem Offizier eine schallende Ohrfeige erhielt. Im Augenblick war der Geohrfeigte wehrlos, er konnte gegen den Offizier nicht tätlich werden, und er behielt seine Ruhe, und das war gut so.

Einige Zeit später, die Ohrfeigengeschichte und das preußische Regiment waren von den Eichstettern schon wieder so ziemlich vergessen, von Christian Bär aber nicht, wurde dieser in den Landtag gewählt. Als Abgeordneter nahm er an einem Diplomatensessen beim Großherzog in Karlsruhe teil.

Der Zufall wollte es, daß er mit dem preußischen Gesandten ins Gespräch kam und dabei auch die Ohrfeigengeschichte erzählte. Der Gesandte fragte nach dem Namen des Offiziers, den Christian Bär noch wußte.

Kurz, die Sache kam durch Vermittlung des Gesandten dahin, daß sich der jähzornige Offizier hinterher bei Christian Bär förmlich entschuldigen mußte, was ihm wohl einigermaßen peinlich gewesen sein mag.



Christian Bär, Bürgermeister und Landtagsabgeordneter 1806—1872 Eichstetten

Vom Engelwirt Trautwein und dem Flieger Meerwein

Von Albert Hiß, Offenburg

Am 4. August des Jahre 1737 war der Pfarrer Resch aus Schmieheim bei seinem Amtsbruder Meerwein in Leiselheim am Kaiserstuhl zu Gast. Er ließ sich als Taufpate für Meerweins Sohn Karl Friedrich ins Kirchenbuch eintragen.

Damals konnten die beiden geistlichen Herren nicht ahnen, daß der Täufling einmal ein zweiter Dädalus oder, wie die Forschung meint, der „erste historisch verbürgte Flieger“ werden würde.

Aber auch der aus Schiltach im Kinzigtal stammende Hans Kaspar Trautwein wußte damals noch nicht, daß er einmal 37 Jahre lang als Vogt in Eichstetten amtieren und Vater von 15 Kindern werden sollte. Noch weniger konnte er ahnen, daß sein 14. Kind, der „Jergjobek“ (Georg Jakob), einmal Bürgermeister von Emmendingen, und sein Andreas, der 12. Sproß, Engelwirt in der markgräflichen Residenz und als solcher der Nachbar und Freund des späteren Fliegers Meerwein werden würde.

Der junge Karl Friedrich Meerwein sollte ursprünglich Pfarrer werden wie sein Vater. Er wurde aufs Gymnasium geschickt, besann sich jedoch bald eines anderen und wandte sich den Naturwissenschaften und der Rechtskunde zu. So erhielt er schließlich die Stelle eines markgräflichen Kammerrates und Baumeisters in Emmendingen. Er schloß Freundschaft mit dem dortigen Oberamtmann Schlosser, dem Schwager Goethes, und mit dem ehemaligen Eichstetter Pfarrer Gockel, dem Schwager der Friederike Brion.

In seinen Mußestunden hing Meerwein dem Gedanken nach, ob der Mensch nicht auch zum Fliegen geboren sein könne. Er studierte den Vogelflug, berechnete die Größe der Flügel, die einen Menschen in der Luft tragen könnten, und begann bald an einer Art Flugzeug herumzubasteln. Den

Nachbarn Trautwein weihte er in seine Pläne ein.

Die beiden probten und experimentierten, wobei ihnen das Problem der Steuerung besonders zu schaffen machte. Sie glaubten es folgendermaßen lösen zu können: „Man lasse sich lange Hosen machen, die bis an die Füße reichen, und ein Stück Leinwand straff an die innere Hosennaht befestigen in der Weite, in der die Füße auseinandergehalten werden können . . .“

Rasch machte der Bau der selbstkonstruierten Flugmaschine Fortschritte. Der tüchtige Trautwein, ein aufgeschlossener und einfallreicher Mann, der den „Engel“ vor dem Emmendinger Stadttor übernommen hatte, half Meerwein, wo er nur konnte.

Endlich war das Ding fertig, und nun ging es ans Ausprobieren. Eines Tages, im Jahr 1784, schafften die beiden das Flugzeug mühevoll auf die „Burg“ hinauf, eine Anhöhe hinter dem Gasthof „Engel“. Als Landeplatz war der große Dunghaufen in Trautweins Garten ausersehen worden. Die Mistlege war deshalb vom Engelwirt ganz besonders weich mit Heu und Stroh gepolstert worden.

Und dann kam der mit Spannung erwartete Augenblick. Der wagemutige Meerwein, inzwischen bald 50 Jahre alt, stieg in sein Fluggestell ein und startete — wie beim Stapellauf eines Schiffes — auf einer schiefen Ebene über Holzrollen talwärts. In schönem Gleitflug schwebte er hernieder und genau in Trautweins Garten, wo er auf dem gepolsterten Dunghaufen glatt landete.

Das gesteckte Ziel war erreicht, Flieger und Flugzeug waren — anders als beim Schneider von Ulm — heilgeblieben, der Beweis, daß auch der Mensch zu fliegen vermöge, schien erbracht.

Aber Karl Friedrich Meerweins Tat wurde nicht gewürdigt. Noch war die Zeit nicht reif für solche technische Neuerung. Im Gegenteil: Statt des verdienten Beifalls erntete Meerwein Hohn und Spott. Das nahm sich der Emmendinger Kammerrat so zu Herzen, daß er seinen Versuch nicht wiederholte.

Im Jahr 1810 ist der „Flieger“ Meerwein bei einem Sturz vom Pferd tödlich verunglückt. Sein Grab befindet sich auf dem alten Emmendinger Friedhof neben dem von Cornelia Goethe und Pfarrer Gockel. Sein Flugzeug wurde von seinen Verwandten noch viele Jahre aufbewahrt.

Welleweg

*Welleweg
besch mi gern, hab i denkt,
hab der Rose gschenkt.*

*Enneweg
besch e Anderi gstupft,
fast in Himmel nuf glupft.*

*Selleweg
will di nit, hab i gsait,
hab mi Kummer trait.*

*Alleweg,
wenn der kunnsch un blicsch do
sag i „Jo!“*

Karl Kurrus

Naturschutz im Kaiserstuhl

Von Hans Kleiber, Burg-Höfen, Kreis Freiburg

Angesichts der durch vielfältigste Gefahren und Eingriffe bedrohten Kaiserstuhlnatur sind die bisher amtlich getroffenen Maßnahmen unzureichend, vielfach erst zu spät angeordnet oder ungenügend beachtet oder überwacht.

1. Naturschutzgebiete

Bis 1969 gab es nur drei kleine Gebiete

- a) den Büchsenberg bei Oberrotweil, 12 ha groß, geschützt seit 1955,
- b) die Rheinhalde bei Burkheim, 2 ha, geschützt seit 1965,
- c) die Amoltener Heide, 12 ha, geschützt seit 1939.

Erst mit Verordnung vom 9. 8. 1969 gelang es nach über 40 Jahre dauernden Bemühungen, das wichtige, zentrale Trockengebiet des Badbergs mit 42 ha teilweise unter Naturschutz zu stellen.

Einige kleine und kleinste Flächen sollen in nächster Zeit noch unter Schutz gestellt werden; größere sind nicht mehr übrig geblieben.

2. Landschaftsschutzgebiete

Eigentlich sollte man das gesamte Kaiserstuhlgebiet wegen seiner in Deutschland einmaligen Verhältnisse unter Landschaftsschutz stellen. Bei den noch immer laufenden Umlegungsvorhaben und Waldausstockungswünschen der Winzer stoßen solche Absichten jedoch auf stärksten Widerstand und wurden bisher nicht ernsthaft betrieben. Der einzigartige Limberg, Gemarkung Sasbach, ist zusammen mit den südlich anstoßenden Rheinwaldungen und den Steilwänden auf Gemarkung Jechtingen das bisher einzige Landschaftsschutzgebiet, worüber ein Verfahren läuft, das sich jedoch nicht reibungslos abwickelt.

3. Naturdenkmale

Nach der ersten Verordnung des Landratsamts Freiburg vom Jahre 1964 sind 30 Bäume und 2 Baumgruppen ins Naturdenkmalbuch eingetragen; meist sind es Dorflinden oder sonstige frei in der Landschaft stehende markante Bäume. Das bemerkenswerteste Objekt ist eine auf 400 Jahre geschätzte mächtige Stieleiche zwischen Jechtingen und der Burg Sponeck. Die im Gang befindliche restliche Erfassung wird die Zahl der Naturdenkmäler etwa verdoppeln.

4. Pflanzenschutz

Dies ist vor allen das heikelste Kapitel! Durch die Naturschutzverordnung vom 6. Juni 1963 sind von den im Kaiserstuhl vorkommenden Pflanzen geschützt:

- a) vollkommen: Jegliche Entnahme, Ausgraben, Abpflücken, auch nicht in kleinsten Mengen, verboten bei folgenden Arten:

Hirschzunge, *Phyllitis scolopendrium*
Federgras, *Stipa*, alle Arten
Türkenbund, *Lilium martagon*
Orchideen, sämtliche Arten!
Akelei, *Aquilegia vulgaris*
Küchenschelle, *Pulsatilla vulgaris*
Großes Windröschen, Kaiserstuhl-anemone, *Anemone sylvestris*
Diptam, *Dictamnus albus*
Seidelbast, *Daphne mezereum*
Enziane, alle Arten!
Gelber Fingerhut, großer und kleiner, *Digitalis grandiflora* und *lutea*

- b) teilweise: Ausgraben von Wurzelstöcken und Zwiebeln verboten bei folgenden Arten:

Trauben-Moschushyacinthen, *Muscari*, alle Arten
Maiglöckchen, *Convallaria majalis*
Narzissen, *Narcissus*, alle Arten
Schlüsselblumen, *Primula*, alle Arten



→ nach Oberbergen

← nach Vogel-
sangpass/
Bötzingen

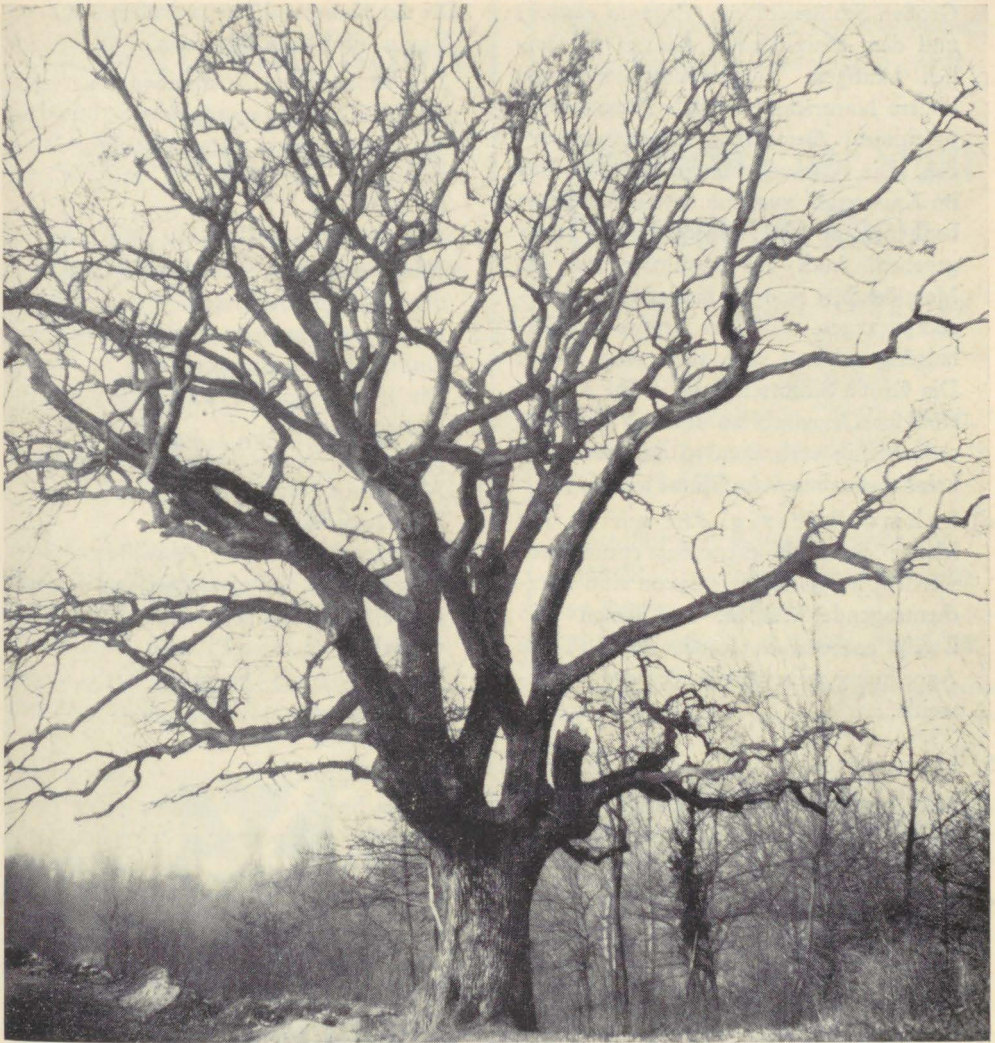
→ nach Schelingen

↓ zum Schelinger Eck/Bahlingen

Luftbild: W. H. Friese, Datum: 12. 10. 1968
Freigeg. durch Reg.-Präs. Südbaden P.-Nr. 1127-68/9/9.

Erläuterungen:

Blick etwa von Nordost nach Südwest auf das neugeschaffene Rebgebiet an den Nordhängen des Badbergs, Gemarkung Schelingen, begonnen 1965, sowie auf das 1967/68 umgelegte Gebiet „Breite“, Gemarkung Oberbergen, letzteres in der linken oberen Bildseite. Dazwischen rechts oben das Naturschutzgebiet Badberg, links davon die zu Oberbergen gehörende Häusergruppe Vogtsburg. Im linken unteren Bildteil die Schelinger Matten und das Gebiet des Haselschacher Bucks. Am oberen Bildrand die Buchenwaldungen am Nordhang des Neunlindenberges bzw. des Totenkopfs. Es handelt sich hier um die bei weitem interessanteste und schützenswerteste Landschaft des Kaiserstuhls!



400 Jahre alte Stieleiche bei den Schanzäckern, Jechtingen, als Naturdenkmal eingetragen

Aufnahme: H. Kleiber

c) Das Sammeln von Pflanzen und von Pflanzenteilen ist ohne schriftliche Genehmigung der unteren Naturschutzbehörde (Landratsamt) nicht gestattet. Die Genehmigung wird nicht generell, sondern nur für bestimmte Pflanzen, Pflanzenteile erteilt und örtlich beschränkt. Sie wird stets versagt für die oben unter a) und b) angeführten

Pflanzen und darüber hinaus für folgende Arten:

Gelbe und Deutsche Schwertlilie,
Iris pseudacorus und *germanica*
 Leberblümchen, *Hepatica nobilis*
 Stechpalme, *Ilex aquifolium*
 Sanddorn, *Hippophae rhamnoides*

Bei der Kleinen Traubenhyacinthe (*Muscari botryoides*), dem Leberblümchen, der

Großen Schlüsselblume (*Primula elatior*) und dem Maiglöckchen können bei örtlich häufigem Vorkommen durch die höhere Naturschutzbehörde (Regierungspräsidium) Ausnahmen zugelassen werden. Die Voraussetzungen hierfür sind im Kaiserstuhl zum mindesten für Traubenhyacinthe und Leberblümchen nicht gegeben. Auch die Standorte für das Maiglöckchen sind im Kaiserstuhl so zurückgegangen, daß hier größte Zurückhaltung geboten und auch geübt wird. Die Große Schlüsselblume ist im Kaiserstuhl im Gegensatz zu anderen Gebieten recht wenig verbreitet, so daß auch hier keine Ausnahmen am Platze sind.

d) Schmuckreisig darf nur bis zur Menge eines Handstraußes entnommen werden; ausgenommen davon sind kätzchentragende Weiden, von denen kein Zweig entnommen werden darf. Diese Anordnung dient zum Schutz der Bienenweide.

5. Tierschutz

a) Mit Ausnahme von Eichelhäher, Elster und Sperlingen sind alle nichtjagdbaren Vögel geschützt.

b) Die Verordnung zählt darüber hinaus noch eine Reihe weiterer, vollkommen geschützter Kleintiere auf, von denen erwähnt seien:

- alle Fledermäuse
- Gartenschläfer und Haselmaus
- Blindschleiche
- alle Eidechsenarten
- Ringel- und Glattnatter
- alle Molche, Salamander, Unken,
- Kröten und Frösche
- Segelfalter.

Der wahre Naturfreund verschont alle Tiere, z. B. auch die Gottesanbeterin und die Schmetterlinge.

In Naturschutzgebieten sind Pflanzen und Tiere *aller Arten* vollkommen geschützt.

Die der Kaiserstuhlnatur drohenden Gefahren sind verschiedenster Art:

1. Die zunehmende Erschließung, der steigende Zustrom motorisierter Besucher, vor allem, wenn diese gesperrte Wege benutzen oder gar frei im Gelände herumfahren.
2. Die damit verbundenen Verluste an Pflanzen und Tieren — unmittelbar oder durch Bodenverdichtung.
3. Die Anwendung von Schädlings- und Unkrautbekämpfungsmitteln.
4. Die Erdbewegungen anlässlich der Rebumlegungen.
5. Sportliche Veranstaltungen auf Matten.
6. Abbrennen von Rainen.
7. Waldausstockungen.
8. Pflanzenraub durch Abpflücken oder Ausgraben. Bei Orchideen führt das versuchte Umpflanzen ausnahmslos zu Totalverlust, da diese Pflanzen ohne die in ihrer gewohnten Umgebung vorhandenen Kleinstlebewesen (Pilze) nicht gedeihen können.
9. Die Fotografen: Die immer mehr zunehmende Sucht, daß möglichst jeder Fotoliebhaber möglichst jede Seltenheit fotografiert haben muß, führt bei der Art des Vorgehens (der Fotomane liegt der Länge nach auf dem Boden, walzt vor der Pflanze alles nieder und schneidet auch noch den Hintergrund frei; die bloßgestellte Pflanze raubt der nächste Pflanzenfreund, oder Wild äst die ungeschützte ab.

Zahllose freiwillige Helfer insbesondere aus Kreisen der Bergwacht und des Schwarzwaldvereins wachen in selbstlosestem Einsatz in den Hauptgebieten und zu den Hauptblütezeiten über ihre Schützlinge und konnten schon vieles verhindern. Über aktive Maßnahmen der gleichen Kreise wurde an anderer Stelle berichtet. Ihnen gebührt der herzlichste Dank aller Kaiserstuhlfreunde!

Stadt Endingen

Zentralort
des nördlichen Kaiserstuhls

erstmal urkundlich erwähnt 862,
seit 1290 Stadt- und Marktrechte

Beliebt Ausflugsziel

Bekannter Weinort

Malerischer Marktplatz

Stadttor von 1219

Altes Rathaus mit Glasmalereien
und Folterwerkzeugen 1527/28

Kornhalle 1617

Stadtverwaltung Tel. (07642) 561

Verkehrsbüro Tel. 555

Schlaglichter auf die Oberrheinische
und Badische Geschichte wirft:

Geschichte der Stadt Breisach am Rhein

VON GÜNTHER HASELIER

1. Band bis zum Jahr 1700
478 u. XVI Seiten u. 78 Bildtafeln,
darunter mehrere ganzseitige in
Farben, in Ganzleinen gebunden.

Bestellung zum Vorzugspreis von
DM 28.- (zuzüglich Versandkosten)
an Stadtverwaltung
7814 Breisach am Rhein, Postf. 34



VOLHERBST DRUCK

ENDINGEN/KAISERSTUHL

Tel. (07642)-365 u. 495

Schwarzweiß oder farbig

jeder Druck

ein Beweis unserer Leistung



Über 100 Jahre

WEINGUT—KELLEREI

Tisch- und Qualitätsweine mit Prämierungen
Vereidigter Meßwein-Lieferant

Bastian

7833 Endingen

am Kaiserstuhl (Baden)
Autobahnausfahrt Riegel,
Telefon (07642) 309

**BASTIAN-Weine in der Heimatstube
im Hotel PFAUEN**

Endingen — Kaiserstuhl



MONINGER BIER

anerkannt hervorragend

Gemeinde Eichstetten

Stattliche Weinbaugemeinde
mit 1000jähriger Weinbautradition.
Gilt als Zentrale
des östlichen Kaiserstuhls.
Es ist Knotenpunkt der Landstraßen
Riegel – Freiburg
und Emmendingen – Breisach.
Autobahnzubringer 3 km.
Der Ort besitzt
einige interessante Baudenkmäler,
darunter den 67 m hohen Kirchturm,
das Rathaus
und die steinerne Fünfbogenbrücke
aus dem 15. Jahrhundert.

*Durch viele Veröffentlichungen
mit der Heimat verbunden:*

Druckerei EMIL WILD KG
7833 Endingen, Industriegebiet

zuletzt erschienen:

„Achkarren“ von Dr. A. Futterer im Verlag der
Gemeinde Achkarren.

„Wyhl am Kaiserstuhl einst und jetzt“ von
Rektor Fritz Späth, im Verlag Emil Wild KG.

„Glocken“, ein Beitrag über die Geschichte der
Kaiserstühler Glocken, von Dr. A. Futterer, Endin-
gen, im Verlag des Verfassers.

Für Kenner

Deutz & Geldermann *Sekt*

Flaschengärung im Champagnerverfahren

Breisach/Baden